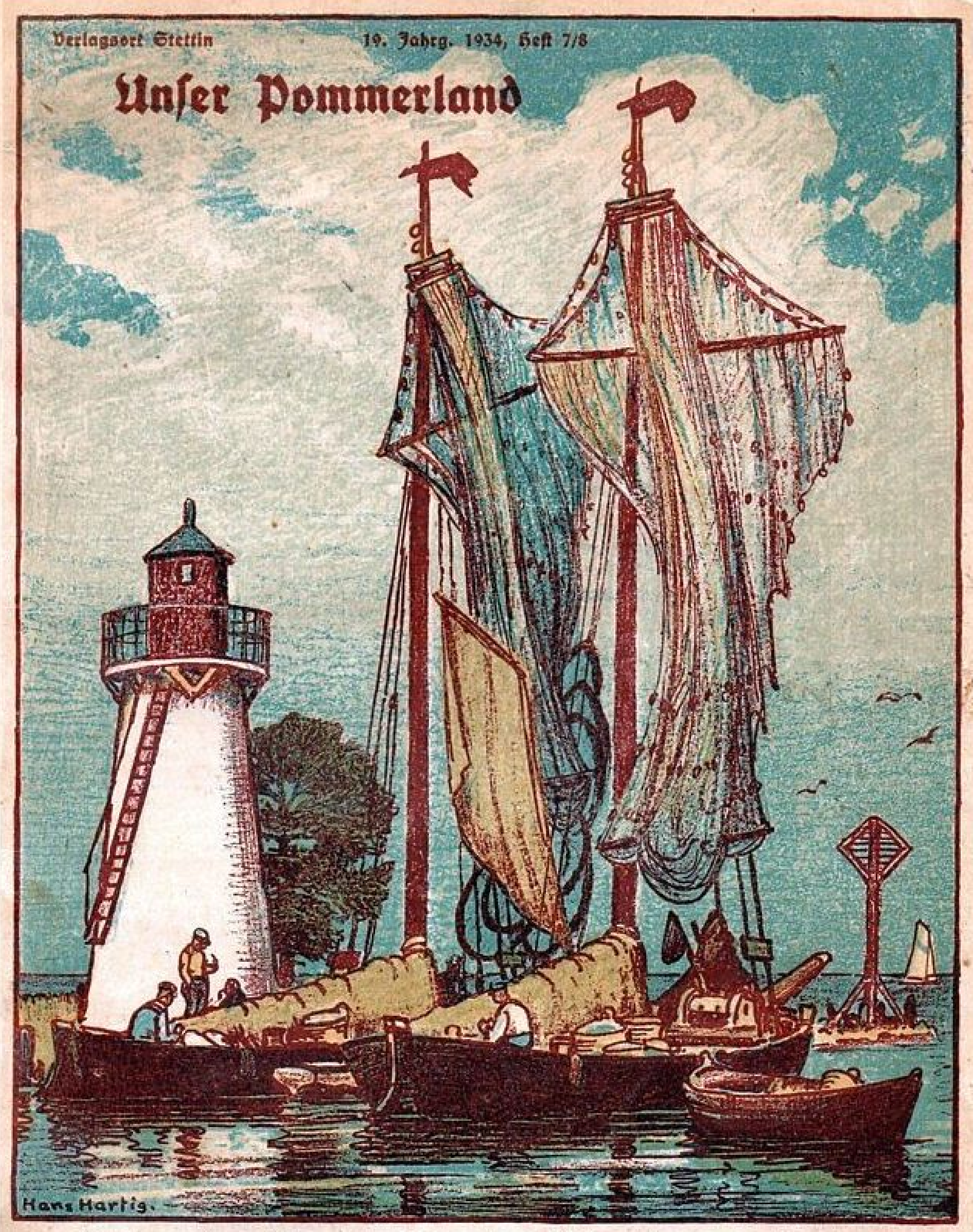


Sonderheft Kreis Ueckermünde

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“ / Verlag Fischer & Schmidt, Stettin

Unser Pommerland

Monatsschrift
für das Kulturleben der Heimat
Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland"
Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den alle Zuschriften zu richten sind.
Zahlungen auf Postscheckkonto: Stettin Nr. 260

19. Jahrgang — Okt./Dez. 1934

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugspreis viertelj. 2 M. Preis dieses Heftes 2.— M.

Inhalt des 7./8. Heftes:

Sonderheft „Kreis Ueckermünde"

mmerland

ulturleben der Heimat

Schmidt in Stettin

mber 1934 — Heft 7/8

Auf 1 qkm Fläche fallen mithin 266 Einwohner.

Diese Zahl ist sehr hoch, wenn man vergleicht, daß der Durchschnitt im Kreise Ueckermünde 71 und in der Provinz Pommern sogar nur 62 beträgt.

Der Kreis Ueckermünde nimmt zweifelsohne in der Provinz Pommern eine besondere Stellung ein; denn seine wirtschaftliche Struktur unterscheidet sich ganz wesentlich von den übrigen Kreisen der Provinz.

Der Menschenschlag ist deshalb auch ein anderer, als man ihn sonst in der Provinz vorfindet. Er ist durch die besonderen Verhältnisse härter und in sich verschlossener geworden, weil die angedeutete Struktur einen schweren und unerbittlichen Kampf ums Leben und tägliche Brot fordert.

Aus der ganzen Lage des Kreises ergab sich in den Jahren der nachrevolutionären Zeit eine hohe Arbeitslosenziffer, die die Verwaltung des Kreises nicht unerheblich erschwerte und vielen der Gemeinden des Kreises große Sorgen in der Selbstverwaltung bereitete.

Seit der Machtergreifung durch die nationalsozialistische Bewegung ist deshalb mit besonderem Recht in allererster Linie Bedacht darauf gelegt worden, die Arbeitsstätten neu zu beleben und nach Möglichkeit zu sichern.

Wenn wir in den übrigen Kreisen der Provinz Pommern in allererster Linie als Hauptträger der Wirtschaft die Landwirtschaft vorfinden und in ihr den Großgrundbesitz, so ist im Kreise Ueckermünde gerade auch hier ein wesentlicher Unterschied vorhanden. Soweit Landwirtschaft in Frage kommt — es handelt sich um 127 qkm Wiesen und Weiden und 71 qkm Acker von insgesamt 832 qkm — herrscht der Kleinbesitz vor. Es gibt nur einige wenige Großbetriebe.

434 qkm der Flächengröße des Kreises Ueckermünde entfallen auf Holzungen, die zum überwiegenden Teil sich in den Händen des preußischen Forstfiskus befinden.

Im Jahre 1929 sind die 8 forstfiskalischen Gutsbezirke aufgelöst und zu einem Gutsbezirk „Mützelburger Heide" zusammengelegt worden. Somit handelt es sich um eines der größten zu-

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

19. Jahrgang | Oktober/Dezember 1934 | Heft 7/8

Der Kreis Ueckermünde

Von Hauptmann a. D. Horst Schlenzig, komm. Landrat

Es ist mir eine ganz besondere Freude in dem historischen Umbruch der Zeit, in der wir nun seit fast zwei Jahren stehen, gerade über den Kreis Ueckermünde mich in breitester Oeffentlichkeit äußern zu können *).

Verhältnismäßig spät wurde der Kreis Ueckermünde gebildet. Teile der Kreise Anklam, Randow und Prenzlau bilden seine Grundlage. Durch eine Revision der Verwaltungseinteilung wurde am 1. September 1818 die Gründung vollzogen. Frühere geschichtliche Verhältnisse wurden bei dieser Neuordnung berücksichtigt.

Interessant ist die Bevölkerungsbewegung des Kreises, die sich aus folgender Uebersicht ergibt.

Die Zahl der Einwohner im Kreise Ueckermünde betrug im Jahre:

1819 . . .	25 229	Einwohner
1850 . . .	39 428	"
1875 . . .	45 672	"
1900 . . .	53 811	"
1933 . . .	59 422	"

Die Verteilung der Bevölkerung im Kreise ist sehr ungleich. Spärlich bevölkert sind die großen Waldgebiete, gleichmäßig dagegen der nördliche Teil am Haffrande, dichtbevölkert ist das sogenannte Ueckertal.

Zum Ueckertal gehören folgende Gemeinden:

		Einw.	ha Fläche
1. Stadtgemeinde Pasewalk	mit	12 580	5551.1679
2. Stadtgemeinde Ueckermünde	"	7 702	3230.3338
3. Landgemeinde Bellin	"	773	323.7823
4. Landgemeinde Eggesin	"	3 048	1553.2419
5. Landgemeinde Hammer a. Ue.	"	750	337.8739
6. Landgemeinde Jatznick	"	1 667	906.8436
7. Landgemeinde Torgelow	"	6 695	596.1392
		33 215	12 499.4126
			rd. 125 qkm.

Auf 1 qkm Fläche fallen mithin 266 Einwohner.

Diese Zahl ist sehr hoch, wenn man vergleicht, daß der Durchschnitt im Kreise Ueckermünde 71 und in der Provinz Pommern sogar nur 62 beträgt.

Der Kreis Ueckermünde nimmt zweifelsohne in der Provinz Pommern eine besondere Stellung ein; denn seine wirtschaftliche Struktur unterscheidet sich ganz wesentlich von den übrigen Kreisen der Provinz.

Der Menschenschlag ist deshalb auch ein anderer, als man ihn sonst in der Provinz vorfindet. Er ist durch die besonderen Verhältnisse härter und in sich verschlossener geworden, weil die angedeutete Struktur einen schweren und unerbittlichen Kampf ums Leben und tägliche Brot fordert.

Aus der ganzen Lage des Kreises ergab sich in den Jahren der nachrevolutionären Zeit eine hohe Arbeitslosenziffer, die die Verwaltung des Kreises nicht unerheblich erschwerte und vielen der Gemeinden des Kreises große Sorgen in der Selbstverwaltung bereitete.

Seit der Machtergreifung durch die nationalsozialistische Bewegung ist deshalb mit besonderem Recht in allererster Linie Bedacht darauf gelegt worden, die Arbeitsstätten neu zu beleben und nach Möglichkeit zu sichern.

Wenn wir in den übrigen Kreisen der Provinz Pommern in allererster Linie als Hauptträger der Wirtschaft die Landwirtschaft vorfinden und in ihr den Großgrundbesitz, so ist im Kreise Ueckermünde gerade auch hier ein wesentlicher Unterschied vorhanden. Soweit Landwirtschaft in Frage kommt — es handelt sich um 127 qkm Wiesen und Weiden und 271 qkm Acker von insgesamt 832 qkm — herrscht der Kleinbesitz vor. Es gibt nur einige wenige Großbetriebe.

434 qkm der Flächengröße des Kreises Ueckermünde entfallen auf Holzungen, die zum überwiegenden Teil sich in den Händen des preußischen Forstfiskus befinden.

Im Jahre 1929 sind die 8 forstfiskalischen Gutsbezirke aufgelöst und zu einem Gutsbezirk „Mützelburger Heide" zusammengelegt worden. Somit handelt es sich um eines der größten zu-

*) Die Stadt Pasewalk hat in dem vorliegenden Sonderheft der Zeitschrift „Unser Pommerland" keine Berücksichtigung gefunden, weil ihr schon früher (11. Jg. 1926, Heft 1) eine besondere Darstellung gewidmet worden ist.

sammenhängenden Waldgebiete in ganz Deutschland. Die Waldflächen sind wenig bewohnt.

Dazu kommt ein Haffanteil von 256 qkm, woraus sich ergibt, daß auch das Fischereigewerbe für den Kreis Ueckermünde eine entscheidende Rolle spielt. Damit wird der Sorgenkreis der Verwaltung im Vergleich zu den übrigen Kreisen der Provinz beachtlich gesteigert. Gerade die Fischerorte sind leider auch heute noch unsere größten Sorgenkinder. Hier erschließt sich noch ein wesentliches Aufgabengebiet hinsichtlich der Betreuung der schaffenden Menschen in unserm neuen Staat.

Für die vorhandene Landwirtschaft ist bei sachlicher Beurteilung der Schwierigkeiten des Kreises noch zu bemerken, daß es sich hinsichtlich der Ackerflächen zum allergrößten Teil um 7. und 8. Klasse Boden handelt.

Infolge der Armut des Kreises konnten bisher auch nicht in vollem Umfange die Arbeiten durchgeführt werden, die gerade zur Stärkung der Viehwirtschaft, auf die diese Betriebe bei der eigenartigen Struktur angewiesen sind, notwendig waren.

Es ist gegenwärtig eine alltägliche Sorge, wie man dieser um ihre Existenz ringenden Landwirtschaft die materielle Grundlage schafft, um hier die mangelnde Güte des Schicksals durch Verbesserung des Bodens mit einzuleitenden technischen Maßnahmen auszugleichen.

Wir Nationalsozialisten kennen keine Schwierigkeiten! Das Wort „unmöglich" kommt in unserm Wörterbuch nicht vor. Mit frischem Mut gehen wir an die Gründung von Bodenverbesserungsgenossenschaften überall da heran, wo es von unserm nationalsozialistischen Standort aus verantwortet werden kann, d. h. wo mit positiver Gewißheit durch die Verbesserung die Rente gewährleistet ist.

Diese schwierigen Fragen werden in allerengster Fühlungnahme mit dem berufenen Vertreter des Reichsnährstandes, dem Kreisbauernführer, beraten.

Innerhalb des Kreises Ueckermünde herrschen, bedingt aus dem Waldreichtum, die Sägewerksbetriebe vor. Bei der Machtübernahme waren eine Reihe dieser Betriebe stillgelegt bzw. so verschuldet, daß sie aus eigener Kraft nicht der allgemeinen Parole der Arbeitsbeschaffung Folge leisten konnten.

Es sind 26 Sägewerksbetriebe vorhanden, die heute alle in voller Tätigkeit sind. Dies ist einmal durch die Zusammenarbeit mit den Forstämtern ermöglicht worden, zum andern durch gesunde Kredithergabe und schließlich durch die allgemeine Ankurbelung des Baumarktes, die gerade hier im Kreise sinn- und planvoll geführt werden mußte, weil der Kreis Ueckermünde über reiche Tonlager verfügt, die seit Jahrzehnten die Lebensgrundlage zu einer Reihe von Ziegeleien gegeben haben.

Bei der Machtübernahme waren 14 Ziegeleien in Tätigkeit und erzeugten im Jahre 1933 24½ Millionen Ziegelsteine. Es wurden während der Saison 1933 420 Arbeiter beschäftigt. Hier habe ich sofort den Hebel angesetzt und Ende 1933 dafür Sorge getragen, daß die in Betrieb genommenen 14 Ziegeleien Vor- und Aufräumungsarbeiten vornehmen ließen. Dazu habe ich die stillgelegten Betriebe, soweit sie kreditwürdig waren, mit Abraumarbeiten beschäftigt, so daß während des Winters 1933/34 etwa 350 Arbeiter Beschäftigung finden konnten.

Im Frühjahr 1934 habe ich durch mehrfache Besprechungen mit den Besitzern der Ziegeleien allmählich erreicht, daß 24 Werke voll arbeiteten und dadurch 1280 Arbeiter in den Ziegeleien Beschäftigung fanden. Es kann 1934 mit einer Produktion von ca. 65 Millionen Ziegelsteinen gerechnet werden. Dazu kommt, daß, trotzdem diese Betriebe reine Saisonbetriebe sind, die Wirtschaftsführer sich dazu bereiterklärt haben, den großen Richtungspunkten der Arbeitsbeschaffung unserer nationalsozialistischen Wirtschaftsführung dadurch Rechnung zu tragen, daß sie etwa 40% ihrer beschäftigten Arbeiter auch über den Winter bei Aufräumungsarbeiten tätig sein lassen wollen.

Das bedeutet eine Unterbringung von ca. 450 Arbeitern auch in den Wintermonaten, was ergibt, daß im Winter 1934/35 mehr beschäftigt werden, als in der Saison 1933 untergebracht waren.

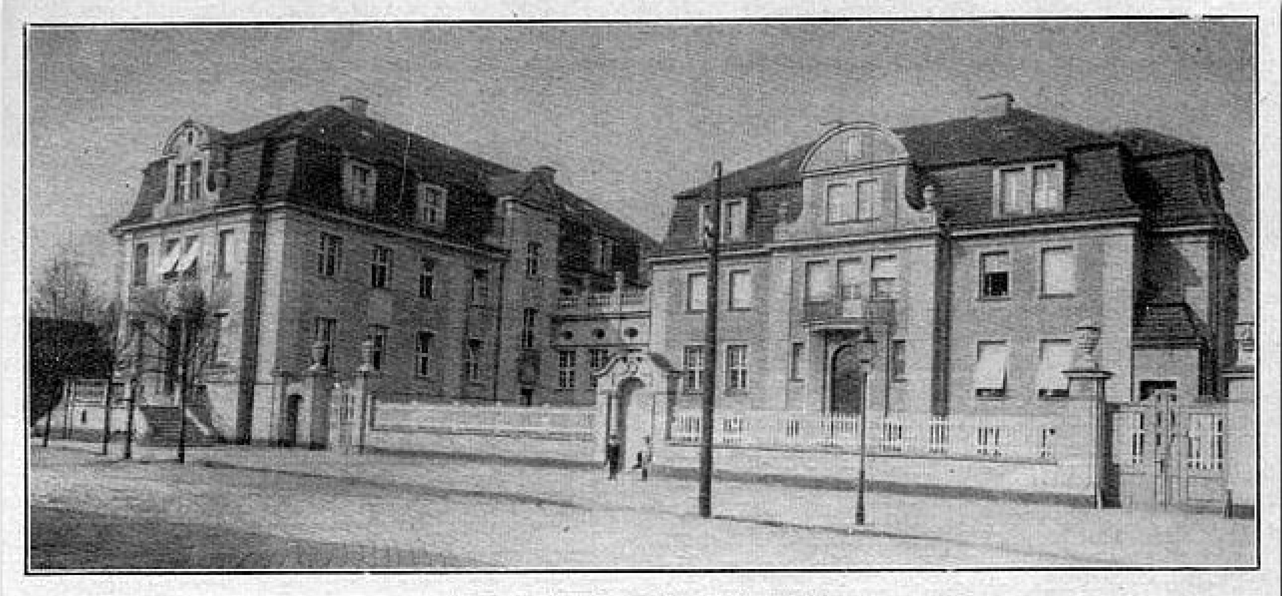
Ich bin mir darüber klar, daß ich diese Frage ausführlicher behandelt habe. Dies erscheint mir notwendig, um der breiten Oeffentlichkeit unter Beweis zu stellen, daß bei sinnvoller Führung der Wirtschaft durchaus außergewöhnliche Maßnahmen durchführbar sind.

Erreicht worden ist dieser Erfolg letzten Endes durch mein engstes Zusammenarbeiten mit dem zuständigen Arbeitsamt und allen Gliederungen der NSDAP.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben die im Kreise vorhandene Eisenindustrie, die auch dazu beiträgt, den Kreis Ueckermünde ganz außerhalb der Struktur der übrigen Kreise der Provinz zu stellen.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen haben sich diese Eisenwerke in einer bewundernswerten Weise in zähem Existenzkampf bis in die heutigen Tage erhalten. Es muß hier an dieser Stelle anerkannt werden, mit welcher Großzügigkeit sie durch die Erweiterung der Arbeitsstätten dem Gedanken der Arbeitsbeschaffung Rechnung getragen haben.

Bei der Machtübernahme haben in der Hochburg der Eisenwerke, nämlich in Torgelow, 12 Eisenwerke 540 Arbeiter beschäftigt, während es heute ca. 810 sind. Im ganzen Kreise Ueckermünde werden z. Zt. 1250 Arbeiter beschäftigt.



Das Landratsamt in Ueckermünde

Einige größere Werke liegen in der Kreisstadt Ueckermünde. Die Werke haben diese Arbeiterzahl nur halten können, indem sie Vorratswirtschaft trieben.

Ich möchte an dieser Stelle den Wunsch aussprechen, daß die provinzeingesessene Bevölkerung bei irgendwelchem Bedarf an Eisenwaren sich hier dieser Werke erinnert und Bestellungen tätigt.

Das Sonderdezernat für Arbeitsbeschaffung beim Landratsamt Ueckermünde, welches ich bei meiner Amtsübernahme eingerichtet habe, ist zu jeder Auskunft bereit.

Es sei an dieser Stelle noch besonders erwähnt, daß die Hochburg der Arbeitslosen, nämlich der Ort Torgelow, inzwischen fast arbeitslosenfrei geworden ist.

Im übrigen gibt die nachfolgende Tabelle Aufschluß über die Entwicklung der Unterstützungsempfänger seit dem Tage der Machtergreifung bis zum 31. Oktober 1934:

Stand am	Wohlfahrtserwerbslose	Arbeitslosenunterstützungsempfänger	Krisenempfänger	Zusammen
31. 1. 1933	2954	1178	1406	5538
28. 2. 1933	2992	1165	1544	5701
31. 3. 1933	2754	753	1351	4858
30. 4. 1933	2604	440	1219	4263
31. 5. 1933	2234	361	1169	3764
30. 6. 1933	2062	240	996	3298
31. 7. 1933	1954	344	1114	3412
31. 8. 1933	1670	227	924	2821
30. 9. 1933	1324	328	747	2399
31. 10. 1933	1378	214	702	2294
30. 11. 1933	1490	500	770	2760
31. 12. 1933	1624	645	928	3197
31. 1. 1934	1439	531	789	2759
28. 2. 1934	925	225	523	1673
31. 3. 1934	353	76	221	650
30. 4. 1934	279	100	198	577
31. 5. 1934	673	93	295	1061
30. 6. 1934	672	191	294	1157
31. 7. 1934	650	223	335	1208
31. 8. 1934	557	235	329	1171
30. 9. 1934	289	156	237	682
31. 10. 1934	217	118	122	457

Abschließend möchte ich kurz folgendes ausführen:

Die Armut des Kreises Ueckermünde, bedingt aus seiner besonderen Struktur, hat zur Folge gehabt, daß auch hinsichtlich der Erschließung des Verkehrs innerhalb des Kreises niemals großzügige Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten. Weder durch die Eisenbahn noch durch ein gutes Straßennetz ist der Kreis erschlossen. Die Bewohner der Gemeinden Ziegenort und Neuwarp können die Kreisstadt Ueckermünde mit der Bahn nur über Stettin erreichen.

Das Straßennetz ist in einem völlig unzureichenden Zustand und trägt der heutigen Zeit mit ihren gesteigerten Ansprüchen in keiner Weise Rechnung. Hier harren zwingende Aufgaben einer besonderen Lösung, die nur gefunden werden dürfte, wenn die Provinz außergewöhnliche Mittel für die Verbesserung des Straßennetzes zur Verfügung stellt.

Es sei aber auch mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Bevölkerung bereit ist, nach Kräften an der Lösung dieser Aufgabe von sich aus beizutragen.

Die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich bei der wirtschaftlichen Struktur vorgefunden haben, sind zum großen Teil aus eigener Kraft überwunden worden, was die Nachweisung der Schaffung neuer Arbeitsstätten deutlich genug bewiesen haben dürfte.

Die Bevölkerung des Kreises ist sich ihrer besonderen Verpflichtung für alle ihre Handlungen bewußt, die darin liegt, daß das große Werk des Führers in der größten Stadt des Kreises, Pasewalk, seinen Anfang nahm.

Preußens ärmster Kreis wird dermaleinst in die Geschichte als sein treuester eingehen.

Ueckermünde als volkswirtschaftlicher Problemkreis

Von Prof. Dr. Friedrich Hoffmann

Eine kurze Studienreise führte Dozenten und Studenten der Volkswirtschaftslehre von der Universität Greifswald zu Ende des Sommersemesters in den Kreis Ueckermünde und öffnete ihnen den Blick in eine kleine und doch sehr verwickelte, jedenfalls äußerst problemvolle interessante Wirtschafts- und Sozialwelt. Ein durchweg armer Boden vereint auf dem Gebiet des Kreises eine Einwohnerschaft von 59 310 Menschen in 16 665 Haushaltungen, die in 3 Städten und 50 Landgemeinden von den Ufern der Oder entlang des Haffes und quer durch die Ueckermünder Heide bis zur mecklenburgischen Grenze hin siedelt. Damit ist der Kreis trotz seiner natürlichen Kargheit ziemlich stark mit Menschen besetzt. Freilich steht er weit hinter dem Reichsdurchschnitt mit 139 auf den qkm zurück; aber doch übertrifft er mit seinen 81,4 sehr erheblich den pommerschen Durchschnitt von 62,1 auf den qkm.

Die Grenzen des Kreises laufen nicht nach den von der Natur gezogenen Linien. Sie sind zufällig aus geschichtlichem Werden und aus verwaltungsmäßiger Ueberlegung gelegt worden und greifen deshalb in verschiedene geologische Bereiche ein. So gehört dem Kreise die westliche Seite der Odermündung in das Haff mit Ziegenort noch an, obschon sie verkehrs- und betätigungsmäßig an die Nordsüdlinie des großen Stromes und seines Hinterlandes gebunden ist. So liegt der größte Teil der Ueckermünder Heide in seinem Bereich, indessen wieder nicht die ganze Fläche dieser geologischen Einheit mit dem nährstoffarmen von Hochwald nebst Sümpfen und Seen bedeckten Boden. Im Süden lagert die größte Stadt des Bezirkes Pasewalk, von der zur Provinz Brandenburg gehörenden Uckermark umschlossen, als großer Eisenbahnverkehrstreffpunkt der Nordsüdlinie Schweden-Berlin und der Westostlinie Hamburg-Stettin. Von Pasewalk bis Ueckermünde lebt im Tal der Uecker und ihres Nebenflusses Randow, der kurz vor dem Haff sich in sie ergießt, die eine und zwar größere Hälfte der gesamten Kreisbewohnerschaft, während die andere in loser Auffstreuung sich über das übrige Gebiet verteilt. Verkehrsmäßig wiederholt sich immer wieder die Nordsüdausrichtung, bei dem Hauptfluß wie bei den Eisenbahnstrecken; nur das Haff gibt die Westostrichtung, die ihre große Bedeutung hat durch die Schiffbarkeit der Uecker und den dadurch ermöglichten Zu- und Abtransport von Rohstoffen und Fertigerzeugnissen.

So merkwürdig die verkehrsmäßige Gliederung des Kreises, so eigenartig sind die wirtschaftlichen Voraussetzungen. Der größte Teil des Bodens ist mit Wald bedeckt, nicht weil er reich, sondern weil er arm an Nährkräften ist. An Naturschätzen besaß er einst Raseneisenerze und enthält er noch heute hervorragende Tone. Dadurch ist die besondere Orientierung der wirtschaftlichen und darüber hinaus der sozialen Lebensverhältnisse gegeben. Etwas über ein Drittel der Erwerbstätigen sucht in der Landwirtschaft im harten Ringen mit diesem meist wenig ergibigen Boden seinen Unterhalt zu finden. Der Rest lebt von gewerblicher Arbeit, aus der die Betriebszählung vom Sommer 1925 drei Zweige heraushebt, die eine besonders hohe Zahl beschäftigter Personen aufweisen: die Ziegeleien, die Eisenverarbeitungsstätten, die Sägewerke.

Seit dem 17. Jahrhundert, sicherlich auch noch weiter zurück, werden in dem Kreis Ziegel gebrannt. Die guten Tone liegen nicht unmittelbar an der Oberfläche, ihre Mächtigkeit ist außerdem verschieden, und die Werke stehen nicht immer mehr auf den Tonfundstätten, wenn die ersten Lager einmal abgebaut waren. Trotzdem erweiterten sich mit dem Wachstum der deutschen Bevölkerung und mit der steigenden Industrialisierung die Absatzmöglichkeiten für Ziegel; denn unter Ausnutzung der billigen Frachtverhältnisse zu Fluß und an der Meeresküste entlang ließen sich die Steine weit verschiffen, so daß die Kähne die ganze pommersche Küste versorgten und bis nach Schweden ein Vorstoß unternommen werden konnte. Noch fern im Hinterland konnten Ziegel abgesetzt werden. Aber die Wettbewerbsverhältnisse wurden ungünstiger, von allen Seiten wurden mit der Verbesserung der Wasser- und Landstraßenverhältnisse Steine herangebracht, neue Baustoffe kamen auf, und allmählich ging es der Ziegelindustrie immer schlechter. Im Jahre 1896 taten sich die Werkbesitzer zusammen zu einer Ziegeleigenossenschaft, die freilich nicht allzu langen Bestand hatte. 1907 ward noch einmal ein Sicherungsversuch unternommen, doch schon im Jahre 1910 wurde von neuem über die ungünstige Lage geklagt. Mit einigen Unterbrechungen und von gelegentlichen Absatzsteigerungen abgesehen, blieben die Verhältnisse schwankend bis an die Gegenwart heran. In die Mittel- und Kleinbetriebe handwerklichen Gepräges zwängte sich der Maschinenbetrieb hinein, der einem Großkonzern gehörig mit besseren Kapitalmitteln und geebneteren Absatzwegen rechnen konnte. Doch unentwegt führen diese zähen Menschen, die ihre Werke verteidigen, den schweren Kampf gegen die Mechanisierung und damit gegen die niedrigen Preise

weiter. Nicht viel anders steht es um die Eisenwerke, die insbesondere in Torgelow und Ueckermünde in eigenartiger Struktur sich befinden. Die Torgelower Eisengießereien gehen auf die Gründung einer Eisenhütte zurück, die Friedrich der Große 1754 vornahm, um eine Verselbständigung Preußens mit Munition zu erreichen. Aufgebaut auf dem Raseneisenerz, das in einem Hochofenwerk eingeschmolzen wurde, hat die Hütte schon bald in ihrem Rohstoffbezug über den Kreis, über Pommern hinaus greifen müssen. Je weiter diese Entfernungen wurden, um so höher wuchsen die



Karte des Kreises
ÜCKERMÜNDE

Unkosten und um so weniger ertragreich war das Unternehmen. Schließlich gab es überhaupt keinen Ueberschuß mehr, und nach langen Verhandlungen ging es im Jahre 1861 durch Verkauf in Privathände über. Und nun erwuchsen im Ueckertale nicht wenige private Gießereien, die in ihrem Rohstoff auf die auswärtige Zufuhr angewiesen waren und ihren Absatz weit durch Deutschland hin und sogar in der Welt suchen mußten. Ihre wirtschaftliche Lage war schon bald recht schwierig. Nicht nur, daß im 19. Jahrhundert in vielen Städten Vor- und Hinterpommerns Eisengießereien und Eisenverarbeitungsstätten ins Leben getreten waren, sondern vor allem durch die sich schnell ausdehnende Betriebsmechanisierung und durch die Standortverlegung unmittelbar neben die Roheisengewinnung wuchs der Wettbewerb bedrohlich an. Es ist ein Zeichen unbeugsamen Lebenswillens und starker Anpassungsfähigkeit, wenn zahlreiche Eisengießereien bis in unsere Tage sich haben erhalten können und noch tätig sind. Daß dabei gelegentlich auch der Betriebsaufbau völlig verändert werden mußte, ist nicht verwunderlich. Genossenschaftsbetriebe sind entstanden, in denen gleichberechtigte und gleichverpflichtete Genossen sich in die technischen Arbeiten teilen und ein Genosse die kaufmännischen Belange wahrnimmt. In den Zeiten der Arbeitsstreitigkeiten hatte diese Ordnung der Dinge den Vorteil, daß der Betrieb ungefährdet von Streiks blieb; vielleicht hat er heute die größere Schmiegsamkeit der Preisentwicklung andern gegenüber voraus. Doch wird in der Gegenwart mit den Rohstoffbezugsschwierigkeiten und dem Abschluß fremder Absatzgebiete gegen deutsche Zufuhr diese Fähigkeit auf eine harte Probe gestellt werden. Daß Friedrich der Große, der Gründungsahnherr der Eisengießereien, eine Eisenhütte in das Ueckertal legte, hatte seine Ursache übrigens zugleich in der leichten Beschaffung von Holzkohle. Auch dieser technische Bestand ist dahin, denn wer verhüttet noch mit Holzkohle. Der Wald hält gewerbliche Betriebe höchstens als unmittelbare Verarbeitungsstätten des von ihm gelieferten Holzes. Die bedeutende Zahl der Sägereien weist darauf hin. Wenn außerdem bequeme und billige Abfahrwege vorhanden

sind in Wasserläufen und guten Eisenbahn- und Landstraßen, so sind solche Betriebe durchaus zu halten. Es kann dann sogar der Zustand eintreten, daß die Forsten des Kreises nicht genügend Holz liefern für die Dauerbeschäftigung des Betriebes und daß von auswärts Holz zu Schiff oder im Floß herangebracht werden muß.

In dieses Gebiet mit seiner stark handwerklich ausgerichteten Wirtschaft, mit seiner dürftigen Natur ging die Studienreise, die sich als Ziel gesetzt hatte, der volkswirtschaftlichen und sozialen Ausbildung zu dienen. Was gab es da zu sehen und woran konnte man lernen? Der Kreis wies eine sehr hohe Arbeitslosigkeit auf, die ihre Ursachen vor allem in den Absatzschwierigkeiten und in dem Kapitalmangel der gewerblichen Betriebe hatte. Wie konnte geholfen werden und in welcher Hinsicht wurde eingegriffen, um das wirtschaftliche Leben wieder aufzubauen und der sozialen Not zu wehren? Diesen Maßnahmen, ihrer Begründung wie ihrer Durchführung, galt das Studium. Eine kaum übersehbare Fülle von Aufgaben erhob sich vor den Augen der Betrachter. Wo der Einzelne sich einem übermächtigen Wirtschaftsgeschehen gegenüber zu schwach fühlt, muß die Verwaltung eingreifen, hat der Kreis vorzusorgen. Und nun beginnt die Ueberlegung, wie die Menschen wieder in Arbeit zu setzen und seßhaft zu machen sind, wie Betriebe zu neuem Leben geweckt und Absatzwege für sie eröffnet werden, wie naturgegebene Hilfsquellen ausgenutzt, wie Geldmittel an die richtigen Stellen geleitet werden. Aber noch weiter zieht sich der Umkreis der helfenden Sorge, wenn sie dauernden Bestand haben soll: wie ist der wirtschaftliche Raum des Gebietes durchzuplanen und durchzuordnen und wie ist die soziale Schichtung zu verändern, damit nicht jede Störung künftighin so aufwühlend tief und vernichtend einschlägt.

Das alles ward den Teilnehmern der Studienreise nahegebracht. Sie sahen die wieder in Arbeit genommenen Ziegeleien, und sie betrachteten staunend eine Holzstraße, welche die Forstverwaltung aus nicht ganz marktgängigen Stämmen sich erbaute zum leichteren Abtransport ihres Holzes. In den Eisengießereien erkannten sie die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse und die nicht minder erheblichen Absatzschwierigkeiten, die Sägewerke zeigten ihnen die Behandlung des Holzes bis zur Aufstapelung in ungeahnt großen Vorräten. Daneben und dazwischen wurden ihnen die sozialen Nöte verdeutlicht, und zur Ergänzung besuchten sie den agrarischen Großbetrieb des Provinzialgutes Neuhof bei Ueckermünde. Alles ging vor sich auf dem kleinen Raum eines armen Kreises ohne große Maschinenhallen und erdrückend gewaltige technische Anlagen, ohne riesenweit sich spannende Aussichten. Gerade hier spiegelte sich der Wandel des deutschen Geschehens und Handelns besonders eindringlich wieder, der die Millionenmenge der kleinen und kleinsten sozialen Glieder in die vorsorgende Verwaltung hineingezogen hat. Und dadurch trat zugleich in dem Umbau eines solchen kleinen Raumes, wie es das Ueckermünder Gebiet doch ist, der planende Wille einer neuen Zeit allen Teilnehmern eindringlich entgegen.

Der Kreis Ueckermünde im Rahmen der pomm. Landschaft

Von Kurd von Bülow

Auf den ersten Blick schon unterscheidet sich der Kreis Ueckermünde von allen seinesgleichen in Pommern: Er ist vergleichsweise dünn besiedelt und außerordentlich reich an Wald, zumal Nadelwald. Hierin tut es ihm keiner der anderen Kreise gleich.

Beide, Menschenarmut und Waldreichtum, gehen auf dieselbe Ursache zurück: vorwiegend Sand setzt den Boden zusammen, während die übrigen Teile der Provinz doch immer über kleinere und größere lehmige Flächen verfügen, ja nicht selten kaum nennenswerte Bezirke leichteren Bodens aufweisen. Natürlich fehlt auch unserem Kreise nicht mittlerer Boden — doch in solchen zusammenhängenden Flächen, wie hier, tritt der Sand sonst wohl nirgends in Pommern auf!

Dies gilt umsomehr, wenn wir — wie es im Folgenden geschieht — nicht den ganzen Kreis ins Auge fassen, sondern lediglich den Hauptteil, der ihm den Stempel aufdrückt: die Ueckermünder Heide.

Verglichen mit ihrer Umgebung liegt die eigentliche Heide tiefer, sie erscheint in die lehmige Grundmoränenfläche Vorpommerns eingesenkt und liegt im Durchschnitt 12 m, höchstens aber 20 m über dem Meeresspiegel. Nach Norden taucht sie stufenweise unter den Haffspiegel unter. Ihre Landschaft ist wenig gegliedert: so eintönig wie die Bodenzusammensetzung ist auch die ebene Erdoberfläche. Nur in der Umgebung von Stolzenburg findet sich eine Insel, die neben lebhafteren Boden-

formen auch lehmigen Boden aufweist. Doch auch die Sandflächen werden nicht selten von eigenartig geformten und auffällig angeordneten Hügelgruppen unterbrochen, in denen der kundige Blick trotz der Walddecke alte Wanderdünen erkennt.

Auch an Hohlformen der Landschaft fehlt es nicht: in breiten, moorigen Niederungen bewegen sich die Flüßchen des Gebietes zum Haff; geschlossene Senken beherbergen noch offene Wasserflächen oder ehemalige, jetzt verlandete Seen. Deren bekanntestes Beispiel ist die von mächtigen Schlammschichten erfüllte und mit einer dünnen Torfschicht überkleidete Mulde des „Ahlbecker Seegrundes".

Selbst innerhalb der so gleichmäßigen, riesigen Sandwälder bemerkt das geschulte Auge noch eine gewisse Gliederung des flachen Geländes: hier und da, in bestimmten, wiederkehrenden Höhenlagen über dem Meeresspiegel treten Geländekanten auf, gleichsam Stufen, die eine etwas höher gelegene Sandebene von einer etwas tiefer gelegenen trennen. Der Geologe bezeichnet diese Flächen als Terrassen und erkennt in ihnen die Spuren verschieden hoher Wasserstände im ehemals vom Wasser bedeckten Gebiet.

Wenn auch der größte Schatz des Landes sein Holzreichtum ist — nur ein Fünftel des Gebietes dient der Landwirtschaft —, so fehlen doch auch bescheidene Bodenschätze nicht. Die Torgelower Eisenhütten-Industrie führt ihre Anfänge auf die Raseneisenerze in den sumpfigen Niederungen zurück, die inzwischen längst verbraucht sind. Auch Lager von brauchbarem Wiesenkalk sind vorhanden (Jatznicker Moosbruch). Die umfangreiche Ziegelherstellung längs der unteren Uecker beruht darauf, daß hier durch eiszeitliche Vorgänge Schichten älterer, erdgeschichtlicher Zeitabschnitte bloßgelegt worden sind, so daß sie heute nahe der Erdoberfläche liegen. Doch auch tonige Ablagerungen aus eiszeitlichen Schmelzwasserbecken (Bänderton) dienen dem Ziegelbrand.

Auch ohne uns in weitere Einzelheiten einzulassen, erkennen wir aus diesen wenigen Angaben das Wesentliche und Besondere am erdgeschichtlichen Entwicklungsgang der Ueckermünder Heide. Nicht, wie sonst in Pommern, spielte das Eis der großen diluvialen Vergletscherungen die erste Rolle bei der Bildung von Landschaftsformen und Boden, sondern vielmehr das aus dem Eise freiwerdende Schmelzwasser. Natürlich wäre somit ohne die Eiszeit auch unser Gebiet nicht das, was es heute ist.

Die weitere Umgebung der unteren Oder lag — ebenso wie gegenwärtig — schon zu Beginn der Eiszeit tiefer, als etwa Hinterpommern, die Mark Brandenburg und Mecklenburg. Infolgedessen fand hier das von Norden heranströmende Gletschereis weniger Widerstand als ringsum und konnte daher auch weiter ins Binnenland vorstoßen. Der Baltische Landrücken, der vor dem Eisrande aufgepflügt wurde, als das Eis schon auf dem Rückzuge war, entfernt sich daher im Oderbereich viel weiter von der Küste als etwa in Mecklenburg, Hinterpommern oder gar in Schleswig-Holstein. Denn das Eis griff in Form einer riesigen Zunge bis nach Oderberg hinauf.

Da das Eis aber im „Odergletscher" leichtes Fließen hatte, strömte hier eine Menge Eis zusammen: der Gletscher war viel dicker als in der weiteren Umgebung; folglich hobelte



Aufn. Reepel — Am Warper See

es den Boden unter sich auch viel kräftiger aus als anderwärts. Das bedeutet mit anderen Worten, daß der Gletscherschutt die Odersenke nicht etwa ausfüllte, sondern daß das Eis die alte Vertiefung immer wieder herausarbeitete, so daß sie nach der Eiszeit ebenso vorhanden war wie vorher.

Das hatte zur Folge, daß das Schmelzwasser, das vor dem Eise an dessen Rande entlang floß, aus großen Teilen Ostpommerns und vom Landrücken her der großen Vertiefung zustrebte, sobald diese nicht mehr vom Eise eingenommen wurde. Oder mit anderen Worten: Als der Riesengletscher zusammenschmolz und in Mittelpommern nur noch — von Norden her — bis Usedom und Wollin reichte, bildete sich vor ihm, im Bereich des Stettiner Haffes und der tiefliegenden Ueckermünder Heide eine gewaltige Wasserfläche, der sogen. Haffstausee der Geologen, aus dem die Stolzenburger „Insel" als wirkliche Insel herausragte. An seinem Boden setzte sich der

Heidesand ab. An seinen Ufern nagte die Brandung kleine Steilhänge in den Boden. Wie das Eis weiter zurückschmolz, sackte auch der Stauspiegel tiefer ab — ob das Wasser nacheinander durch die vorpommerschen Urstromtäler nach Westen abfloß? Ob das ruckweise Sinken dadurch möglich wurde, daß das Eis nacheinander diese Abflüsse freigab oder ob der Stauspiegel einfach deshalb absank, weil das Wasser die im Norden, am heutigen Meeresboden, vom Eise freiwerdenden Räume einnahm, also gleichsam dem Eise auf den Fersen blieb, — das ist noch nicht sicher ermittelt. Sicher aber ist, daß der Spiegel des Haffstausees ruckweise sank: daher nämlich die oben erwähnten Stufen im alten Seeboden und die „Terrassen“, deren jede einer bestimmten Spiegelhöhe entspricht[1]).



Altwarp am Haff mit Düne und Strand

Schließlich, als das ganze Land vom Eis befreit war, floß auch der See ab. Lange Zeit danach aber, vor etwa 7000 Jahren, stieg der Spiegel der Ostsee zur heutigen Lage an — nun erst füllte sich der tiefste Teil des alten Seebodens wieder mit Wasser und wurde zum Haff. Was über dem nunmehrigen Meeresspiegel liegt, blieb trocken: die Heide. Mit der Ostsee stieg naturgemäß auch das Grundwasser: die Flußtäler — alte Schmelzwasserrinnen — versumpften; die Mulden, die den Ort langsam getauter Eisreste bezeichnen (Neuwarper See, Ahlbecker Seegrund u. a.) wurden zu Seen, die allmählich „verlandeten“.

Dieser Vorgang, der den Ostseespiegel (um 30—40 m) zur jetzigen Höhe hob, bestand lediglich in einem Ansteigen des Wasserstandes in der südlichen Ostsee — seine Ursachen sind hier nicht zu erörtern —, und nicht, wie man wohl auch noch annimmt, in einem Absinken des Landes. Es geht daher nicht an, daß man, wie besonders von geographischer Seite geschieht, so folgert: Wenn der Küstenstreifen um rund 40 m gesunken ist, muß er früher um ebensoviel höher gelegen haben, und zwar im Norden mehr als im Süden — denn im Norden ist er bis unter den Meeresspiegel gesunken, im Süden aber nicht. Das hieße nun nichts anderes, als daß die Oberfläche der Ueckermünder Heide, die heute nach Norden abfällt, früher nach Süden geneigt gewesen wäre. Aus diesem Umstande hat man weiter geschlossen, daß der Sand der Heide nicht der Boden eines Stausees sei, sondern der vor dem Eise auf dem Land abgesetzte Schmelzwassersand, wie etwa in der nördlichen Grenzmark. Mit dieser Ableitung würde die gesamte erdgeschichtliche Entwicklung unseres Gebietes ein anderes Gesicht bekommen und zwar ein falsches Gesicht; denn unser Land hat sich gar nicht gesenkt, sondern dürfte seit der Eiszeit unverändert liegen geblieben sein. Auch in der Heide fehlen alle Anzeichen einer „Landverbiegung“, wie sie unbedingt zu erwarten wären. So müßten z. B. die genannten Geländekanten „verbogen“ sein und könnten nicht gleichmäßig, längs der Höhenlinien verlaufen.

Wir dürfen also daran festhalten, daß die Ueckermünder Heide als großes Sammelbecken von Schmelzwasser und Schmelzwassersand am Ende der Vereisung eine Sonderstellung unter den pommerschen Kreisen einnimmt.

Doch aus dieser folgen weitere Besonderheiten in der Entwicklung der Landschaft, deren bedeutsamste die umfangreiche Bildung von Dünen ist (Moritzberg am Neuwarper See 33 m hoch, Groß-Mützelburg bis 40 m, bei Rieth, Kuhlenmorgen usw.):

Als nach dem Schwinden des Eises allmählich wieder „normale“ Verhältnisse eintraten, wanderte auch die Pflanze wieder in das wärmer werdende Land ein. Naturgemäß bevorzugte sie dabei die besseren Bodenarten, während die Pflanzendecke auf Sandboden licht und schütter blieb. So müssen wir uns auch die anfängliche Pflanzenwelt der weiten Sandflächen auf lange Zeit hinaus lückig und bescheiden vorstellen. Der Wind hatte daher leichte Arbeit, den Sand aufzugreifen und ihn zu zahlreichen und ausgedehnten Dünenkämmen und -kuppen zusammenzuwehen. Erst später, mit der zunehmenden Verdichtung der Vegetation, hörte das auf und bewuchsen auch die wandernden Dünenhöhen. Uebrigens fällt die Verdichtung der Vegetation in die gleiche Zeit, wie die Bildung des Haffes als Folge des steigenden Meeresspiegels: Mit der Vergröße-

[1]) Doch sei nicht verschwiegen, daß manche Geologen die „Terrassen“ nicht gelten lassen, sondern in den Geländestreifen Linien sehen, bis zu denen das Eis jeweils reichte — und vor denen das Schmelzwasser seinen Sand ablagerte.

rung der Meeresfläche nahm die Luftfeuchtigkeit zu und stieg auch der Grundwasserspiegel im Boden; so wurde der leichte Sand in die Lage versetzt, mehr Pflanzen als bislang zu ernähren.

Auch über die Dünen hat man sich lange gestritten, insbesondere über die Richtung der Sandbewegung, d. h. über die Windrichtung zur Zeit ihrer Entstehung. Die Ansicht Solgers, daß der Dünenwind von Osten gekommen sei, stützt sich auf die Ueberlegung, daß, solange noch Eis über Nordeuropa lag, von dem darüber befindlichen Luftdruck-Hoch Ostwinde abgeflossen sein müssen. Nun zeigen aber Kühnes Untersuchungen einwandfrei, daß unsere Dünen durch Westwinde aufgeweht sind, und zwar durch Winde aus Südwest bis Südsüdwest. So sind Stellen nicht selten, an denen südwestlich von Dünen Hohlformen liegen, die offenbar ausgeweht sind (wenn sie auch später mit dem Steigen des Grundwassers vernäßten) — der ausgeblasene Sand liegt nun am NNO-Rand der Senken als Düne. Die Dünen am Ahlbecker Seegrund können nur von Westen (bzw. SW) herkommen, denn im Osten liegt der Seegrund. Ebenso deutet auch die Form der Dünen, wie Solger selbst zugibt, auf südwestliche Herkunft. Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir die Dünenbildung in die Zeit verlegen, in der das barometrische Hoch, also auch das Eis keinen Einfluß mehr auf unser Gebiet hat — sie wird demnach nicht im unmittelbaren Anschluß an die Vereisung erfolgt sein, sondern „einige Jahrtausende" danach.

Da das Grundwasser stieg, füllten sich auch die Vertiefungen des Bodens — die, wie gesagt, z. T. auf Schollen von zurückgebliebenem Eis zurückgehen — mit Wasser: es bildeten sich Seen. Auch in den Tälern stieg das Wasser, die Flüsse verlangsamten ihren Lauf — die Täler versumpften. Und wie die Täler, vermoorten auch die neuentstandenen Wasserflächen und füllten sich mit Torf. Auf den bereits vorhandenen Moorflächen staute sich das Wasser und bildete sich neuer Torf.

Seit das Meer näher an unser Gebiet herangerückt war, nahm auch die Luftfeuchtigkeit zu. Damit begann im Walde der Humus sich länger zu halten als vordem; es begann sich saurer Humus zu bilden, es begann die Oberfläche hier und da zu versumpfen und Torfmoos anzulocken, das den Wald erstickte und kleine Hochmoore bildete.

Aber solange der Wald aus verschiedenen Holzarten zusammengesetzt blieb, bildete er ein Gegengewicht gegen das Ueberhandnehmen der Bodensäure. Erst die einseitige Bevorzugung der Nadelhölzer durch eine nicht naturgemäße Forstwirtschaft führte zu schädlicher Versauerung und zur Bildung des Ortsteines, der jede Bodennutzung außerordentlich erschwert. Auf schwererem Boden wäre eine derartig eingreifende Verminderung der Bodengüte nicht denkbar gewesen.



Aufn. Bruno Haehn — Hafen von Ziegenort

Doch schon vor der Zeit der Ortsteinbildung, die auf der Lösung des Eisens im Boden durch Humussäuren beruht, hatte die vorhandene Humussäure genügt, Eisen aufzulösen und dem Grundwasser zuzuführen. Mit diesem gelangte das Eisen in die Moore der Täler und Senken, in denen es sich als Raseneisenerz niederschlug. Auch dieser Vorgang ist in großem Umfang nur in durchlässigem Sandboden denkbar. So sind sowohl die forstwirtschaftlichen Schattenseiten wie auch die industriellen Lichtseiten des Gebietes letzthin eine Folge der erdgeschichtlichen Entwicklung.

Das gilt in gleicher Weise natürlich auch von den Tonlagern: Während die einen erst durch das Schmelzwasser freigelegt und zugänglich gemacht wurden, sind die anderen (der Bänderton) Absätze des Schmelzwassers selbst in stillen Teilen des großen Eisstausees.

Geologische Schriften.

Seelheim, H.: Die Ueckermünder Heide (XII. Jahresber. Geograph. Gesellsch. Greifswald 1909 bis 1910).

Solger, Fr.: Ueber fossile Dünenformen im norddeutschen Flachlande. (Verhandl. d. 15. Geographen-Tages in Danzig. 1905).

Braun, G.: Ueber den sog. „Haffstausee" und die Formentwicklung der Küstenzone von Vorpommern unter Berücksichtigung der Litorinasenkung. (43./44. Jahrbuch d. Geograph. Gesellsch. Greifswald 1926). (Hierin die oben abgelehnte Auffassung).

Kühne, Fr.: Terrassen und Dünen des Stauseegebietes zwischen Randow- und Odermündung. (Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanstalt für 1927. Band 48. 1927). (Die grundlegende Arbeit über die Geologie unseres Gebietes).

Als noch Kopffüßler u. Haie im Kreise Ueckermünde lebten . . .

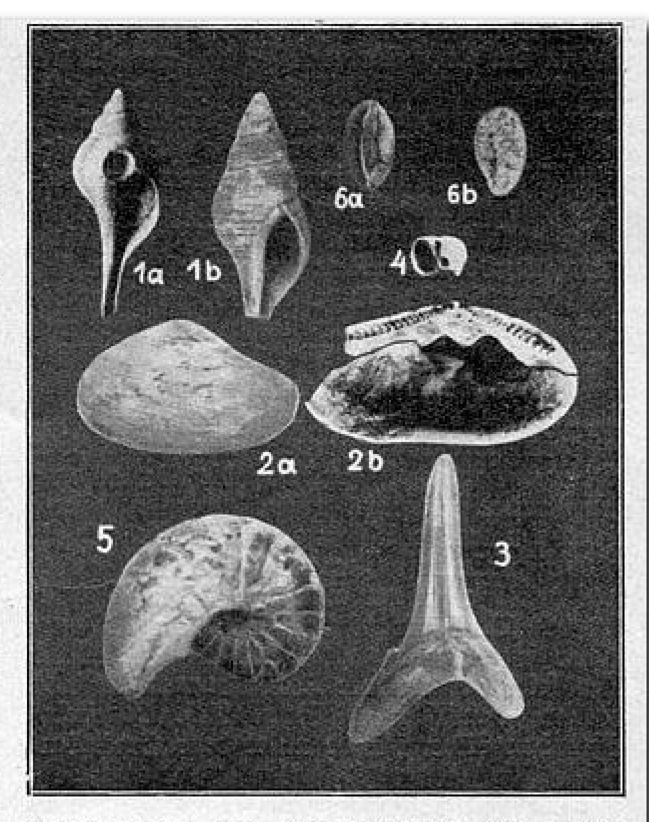
Von Privatdozent Dr. Konrad Richter

Als noch Kopffüßler und Haie in unserer jetzigen Heimat lebten, gab es gar keinen Kreis Ueckermünde und hätte ihn auch beim besten Willen nicht geben können. Denn in den Zeiten, von denen wir sprechen wollen, existierte die Krone der Schöpfung, also der Mensch, noch gar nicht und über dem Flecken unserer Mutter Erde, wo sich jetzt unsere engere Heimat befindet, wogten die Wellen des Tertiärmeeres. Woher wissen wir das? Sowohl im Norden unseres Kreises, in Liepgarten bei Ueckermünde wie in Jatznick am Südrande kommt ein blauer, schmieriger Ton an die Erdoberfläche, in dem wir einzelne schön geformte Gipskristalle aufblitzen sehen. Dieser Ton ist besonders geeignet zur Herstellung von Ziegeln. Er wird in großem Maßstabe bei Jatznick in einer umfangreichen, im Walde gelegenen Grube abgebaut und nach dem modernsten Verfahren zu Dachziegeln und Drainageröhren verarbeitet. Dicht bei Ueckermünde haben wir auch ein Hauptherstellungsgebiet der pommerschen Ziegel, die dort aber aus den tonigen Absätzen eines eiszeitlichen Staubeckens geformt werden. Früher gab es allerdings in Liepgarten auch eine Ziegelei, die den gleichen Ton verarbeitete wie die Jatznicker Werke. Noch heute sieht man dort die verwachsenen Gruben, aus denen einstmals der Ton gefördert wurde, der im Gegensatz zu den anderen Ueckermünder Tonen fast völlig kalkfrei war und die geringen Mengen kohlensauren Kalkes lediglich in Form kleiner längst ausgestorbener Lebewesen enthielt. Geübte Augen konnten darin Schnecken und Muscheln entdecken, die es heute nicht mehr gibt und die nur im Meere gelebt haben können. Noch heute können wir die beiden Charakterfossilien dieses mitteloligozänen Abschnittes der Tertiärzeit, den Fusus multisulcatus und die Leda deshayesiana in Jatznick sammeln (Siehe Abb. Fig. 1 und 2). Natürlich hat es in diesem Meere noch weit mehr Lebewesen gegeben, und wir können sogar wahre Tiertragödien aus diesen Zeiten im alten Meeresschlamm eingebettet finden. Ein Teil der Exemplare von Fusus multisulcatus hat nämlich ein kreisrundes Loch genau an der Stelle der Schale, wo darunter das Herz der Schnecken saß. Dieses Herz des Fusus fand damals eine sehr zudringliche Liebhaberin in Form der mehr rundlichen Raubschnecke Natica (Siehe Abb. Fig. 4), die wir auch gelegentlich finden können. Sie hat den Fusus an seiner empfindlichsten Stelle angebohrt. Außer diesen kleinen muß es aber auch viele große Räuber im Tertiärmeer gegeben haben, wie uns die Funde der sogenannten „versteinerten Nachtigallenzungen" beweisen. Es sind das bis zu 3 cm lange spitze und gelegentlich noch mit Seitenhöckern besetzte Zähne von Haifischen, wie wir einen auf Abb. Fig. 3 abgebildet sehen. Von den übrigen Skeletteilen dieser Haie ist bisher nichts gefunden; auch sonst haben unsere Tonvorkommen wenig Knochenreste von Wirbeltieren geliefert. Bisweilen findet man einen Wirbel oder Flossenstachel von Knochenfischen, und nur die Gehörsteine von Schellfischen (Siehe Abb. Fig. 6) kommen einigermaßen häufig vor. Wie kommt es, daß wir ausgerechnet nur diese kleinen auf Abb. Fig. 4 gezeigten Aragonitklümpchen und nur die Zähne der Haie finden? Die Gebisse auch unserer heutigen Haie sind mit einer großen Zahl ähnlicher gefährlicher Reißzähne besetzt, und zwar stehen mehrere Reihen solcher Zähne hinter einander. Von Zeit zu Zeit wird die vorderste Zahnreihe abgeworfen und die nächste unversehrte tritt an ihre Stelle. Diese abgeworfenen Zähne sind es, die wir im alten Meeresschlamm wiederfinden. Ging ein Hai zu Grunde, so wurde er keineswegs im Meeresschlamm eingebettet, sondern die Leichengase trieben ihn an die Oberfläche, Wind und Wellen warfen ihn auf den Strand, wo er endgültig verweste ebenso wie die Leichen der Schellfische. Der kleine Gehörsack aber, der den Otholiten (Gehörstein) der Fische enthielt, war außerordentlich zart, er zerriß schon bald nach dem Tode der Schellfische, fiel in den Meeresschlamm herab und der Rest des Fisches blieb allein im Spiel von Wind und Wogen.

Was hat es nun mit den Kopffüßlern auf sich? Den ersten Fund dieser Art in unserem Kreise machte Herr Mittelschullehrer Michaelis. Er fand ein schneckenartiges Gebilde im Liepgartner Ton, in dem das Gehäuse nicht wie bei einer Schnecke aus einer einzigen Röhre, sondern aus hintereinander liegenden Kammern bestand (Siehe Abb. Fig. 5). Es war dies der gasgefüllte Schwimmkörper eines Nautilus centralis, einer ausgestorbenen Polypenart, die vor der Mündung des Gehäuses einen großen Kopf mit Tentakeln hatte, ähnlich wie die heute in der Tiefsee vorkommenden Nautilusformen, deren Schalen das Schmuckstück mancher „guten Stube" bilden. Die Tiere sind im pommerschen Tertiärmeer aber immerhin selten gewesen, und in Jatznick hat man nur wenige Reste einer ähnlichen Art und zwar einer Aturia gefunden.

Für den Mikroskopiker ist es sehr reizvoll, auch nach der kleinsten Lebewelt dieses Meeres

zu fahnden; das ist gar nicht einmal so schwierig; man braucht dazu nur einen faustgroßen Klumpen aus den tieferen unverwitterten Partien des Tones zu entnehmen, die keine Gipskristalle enthalten, kocht ihn mit sodahaltigem Wasser eine Weile durch, gießt den trüben Schlamm vorsichtig ab, schwemmt dann noch einige Male mit frischem Wasser auf, das man ebenfalls nach kurzem Stehenlassen abgießt, und kann den Rückstand dann unter dem Mikroskop oder einer starken Lupe durchsuchen. Man wird immer eine größere Anzahl der kleinen einzelligen, aber sehr vielgestaltigen Foraminiferen finden, wie sie noch heute unsere Meere bewohnen. Ein anderes pommersches Gestein, die weiße Schreibkreideablagerung des Kreidemeeres, ist von den Schalen und Schalenbruchstücken dieser kleinen Tiere so erfüllt, daß sie gelegentlich fast ganz daraus besteht. Das Meer der Kreidezeit ist vor dem Absatz unserer dunkelbraungrauen Tertiärtone in Pommern gewesen. Seine Ablagerungen sind in unserem Kreise nirgends an der Erdoberfläche sichtbar, aber in Jatznick hat man in einer tieferen Bohrung unter dem Tertiärton bei 117 m Tiefe die Kreide angetroffen. Als sehr viel später die riesigen, sicher über 1000 m dicken Eismassen der diluvialen Eiszeit über unser Gebiet hinweggingen, haben sie diese älteren Meeresablagerungen oftmals vor dem Eisrande aufgestaucht und zerrieben. Das ist besonders schön in den Gruben bei Jatznick zu sehen, wo der Tertiärton auf den großen Staumoränenwall der Rothemühler Forst hinaufgepreßt ist und jetzt wie eine Zunge aus dem Untergrund auf dem Nordabhang dieses Moränenwalles liegt. In der Nachbarschaft sind die diluvialen Mergel und Kiese außerordentlich reich an Feuersteinen und kleinen Kreidebrocken, so daß sicher auch eine mehr oder weniger zerriebene Scholle des Kreidegesteins vom Eise in diesen Höhenzug hineinverbacken sein muß. Dieser weiße Kreidekalk bei Jatznick ist nicht zu verwechseln mit dem Kalkschlamm, der in den dortigen Mooren vorkommt und früher in einer großen Zementfabrik ausgebeutet wurde. Dieser Kalkschlamm hat sich erst nach der Eiszeit in den einstmals dort vorhandenen großen Seen gebildet, und zwar waren es hauptsächlich Pflanzen, die hier den Kalk abgelagert haben. In diesen Gewässern wuchsen in großer Menge Characeen, die lufttrocken 60—70% Kalk enthalten, ja selbst unsere Wasserschere (Stratiotes aloides) enthält lufttrocken 60% Kalk. Nach dem Absterben der Pflanzen verwest die organische Substanz, und der Kalk wird allmählich in mächtigen Lagern angereichert, die im Gegensatz zu dem Kalkschlamm der Kreidezeit aber nur Süßwasserschnecken und Muscheln enthalten, wie sie noch heute in unseren Gewässern vorkommen.



Versteinerungen aus dem Tertiärton des Kreises Ueckermünde

Fig. 1a = *Fusus multisulcatus* aus dem blauen Ton mit Bohrloch einer Raubschnecke; Fig. 1b = *Fusus multisulcatus* aus dem grau-violetten Ton; Fig. 2a = *Leda deshayesiana* von außen; Fig. 2b = *L. deshayesiana* von innen mit gut sichtbaren Schloßzähnen; Fig. 3 = Haifischzahn (*Lamna*); Fig. 4 = Raubschnecke (*Natica*) selbst angebohrt; Fig. 5 = Kopffüßler (*Nautilus centralis*); Fig. 6a und 6b = Gehörstein eines ausgestorbenen Schellfisches.

Alle Originale zu den in natürlicher Größe abgebildeten Versteinerungen befinden sich in der Pommerschen geologischen Landessammlung zu Greifswald.

Kehren wir noch einmal zu den Ablagerungen der Tertiärzeit zurück und werfen einen Blick in die große Tongrube der Jatznicker Merkurwerke, so sehen wir in der Westwand der Grube zu unterst einen blauen Tertiärton mit großen, brotlaibförmigen Konkretionen, die eigentümlich septenartig zerspringen und daher den Namen Septarien erhalten haben. Der Ton selbst wird danach auch vielfach Septarienton genannt. Darüber folgt ein grau-violetter, etwas stärker bröckliger Ton mit bis zu kopfgroßen Toneisensteinen und kleinen walzenförmigen Phosphoriten, der mehr oder weniger scharf in einen schwarzen Sand übergeht. Darüber folgt wieder der schmierige blaue Ton und dann abermals der grauviolette. Gelegentlich sind über dem Schwarzsand noch Reste eines braunen Sandes enthalten, in dem bisweilen Bernstein vorkommt. Wir haben also in der Tertiärzeit verschiedenartige Ablagerungen gehabt, die durch das Eis zwar verfrachtet

und in unserer Wand also überschoben, zweimal in derselben Reihenfolge vorkommen, die aber dennoch die Geschichte unseres mitteloligocänen Meeres deuten lassen. Zunächst hatten wir in tieferem Wasser den Absatz des schmierigen blauen Tones, in dem Fusus multisulcatus sehr dünnschalig und vielfach mit Schwefelkies erfüllt vorkommt (Siehe Abb. Fig. 1a). Dann wurde das Meer flacher; es setzte sich der grau violette Rupelton ab, in dem die Exemplare von Fusus multisulcatus größer und dickschaliger sind (Abb. Fig. 1 b) und die Nähe des Landes durch die Beimengung lateritischer Bestandteile angezeigt ist, die dem Ton eine mehr ins Violette gehende Farbe geben. Der schwarze Sand zeigt an, daß die Verlandung noch weiter ging, während der gelbe Sand dieselbe ufernahe Bildung sein dürfte wie die mitteloligocänen sogenannten „Stettiner Sande“ in der Nähe unserer Provinzhauptstadt. Wegen des Vorkommens von Bernstein hat man früher angenommen, daß dieser gelbe Sand älter sei als der blaue Ton, denn an anderen Stellen Deutschlands liegen diese bernsteinführenden Meeressande unter dem Septarienton. Aber wie auch heute das Meer seine einmal gebildeten Ablagerungen oftmals wieder aufarbeitet, so ist das auch früher der Fall gewesen, und das leicht schwimmende Harz der Bernsteinkiefer wurde immer wieder in eine neue Meeresablagerung umgebettet, so daß es also auch im „Stettiner Sand“ vorkommt. Später hat das Eis die bernsteinführenden Ablagerungen nochmals aufgearbeitet, so daß wir dieses „Gold des Nordens“ auch in den Mergeln der Eiszeit finden, ja heute noch setzt unsere Ostsee diesen Umlagerungsvorgang fort und wirft an manchen Strecken den Bernstein abermals auf seine Ufersande zwischen die Meeresmuscheln der Jetztzeit.

Wir können also auch in unserem kleinen Kreise sehen, wie die Erdgeschichte ein nie endendes Werden und Vergehen ist, das uns nicht nur interessant, sondern auch wertvoll wird, wenn wir die Gesteine der Vergangenheit zu Ziegeln oder Drainröhren brennen, den Kalk zu Dünger, Anstrichfarbe oder Zement verarbeiten und uns letzten Endes mit dem Bernstein, dem Harz Jahrmillionen alter Bäume, schmücken.

Aus der Vorgeschichte des Kreises Ueckermünde

Von Hans Jürgen Eggers

1. Die Großsteingräber von Stolzenburg.

Im Frühjahr 1886 meldete Herr Johann Laß, ein eifriger Altertumsfreund, den Fund eines Hünengrabes bei Stolzenburg (westlich Pasewalk). Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde entsandte Herrn Dr. Ulrich Jahn zur Untersuchung der Fundstelle. Nach fünfstündiger Arbeit hatte Jahn drei mächtige Findlingsblöcke freigelegt, welche neben einander in west-östlicher Richtung lagen. Die Zwischenräume zwischen den drei Blöcken waren mit Steinen sorgfältig ausgefüllt und an den Stellen, wo die unteren Flächen der Granitblöcke nicht genau anschlossen, mit schön behauenen Platten aus Schiefer und rotem Sandstein ausgelegt. Nachdem mit Hilfe von Hebebäumen und Brechstangen die beiden kleineren Deckblöcke, denn um solche handelte es sich, umgekantet waren, konnte man zur Ausräumung der Grabkammer schreiten. Die Seitenwände der Kammer bestanden aus innen glatt behauenen Granitblöcken und zwar die Westwand aus einem einzigen Stein, die Südwand aus zwei, die Nordwand aus drei Blöcken. Die Ostwand bestand nur in ihrem unteren Teile aus einem großen Block, oben war sie mit vielen kleineren Steinen ausgefüllt — wahrscheinlich befand sich hier der Eingang zur Grabkammer.

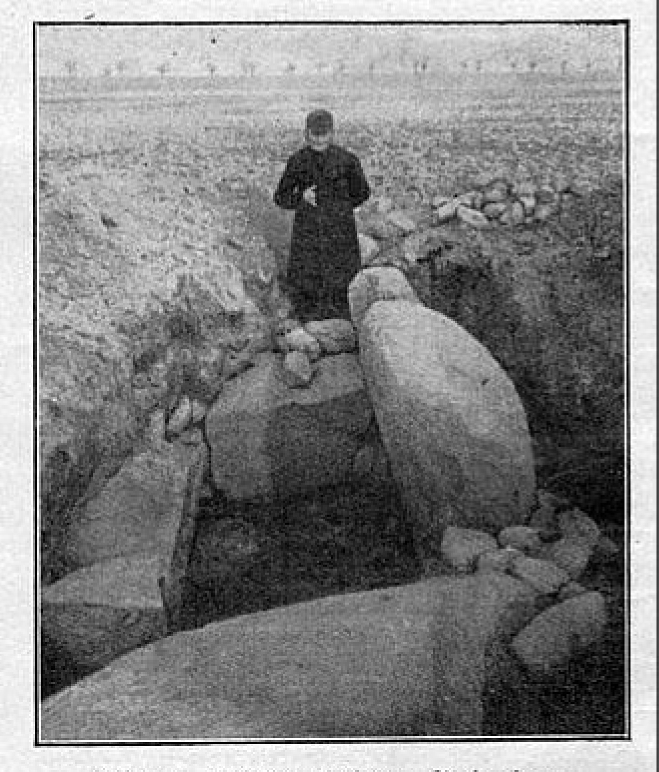


Abb. 1. Großsteingrab von Stolzenburg

In der Kammer lag in der Mitte des Bodens mit dem Kopf nach Norden ein menschliches Skelett. An der linken Seite dieses Skeletts lag ein zweites, das allerdings schlechter erhalten war. Ueber den ganzen Boden zerstreut lagen Tonscherben, die mit Punkten verziert waren. Außerdem fand sich das Bruchstück eines großen Feuersteinbeiles.

Ueber ein Jahrzehnt später wurde in derselben Feldmark ein zweites Großsteingrab freigelegt (Abb. 1); es war etwas kleiner als das erste, ähnlich gebaut, aber nur mit einem Deckblock. — Die beiden Großsteingräber von Stolzenburg sind die wichtigsten Zeugen der nordischen Kultur im Kreise Ückermünde. Diese Kultur, in deren Trägern man die Vorfahren der späteren Germanen erblickt, breitete sich in der jüngeren Steinzeit (3. Jahrtausend vor Chr.) von Dänemark bis nach Mittel- und Ostpommern aus. Der Weg wird, außer durch die Großsteingräber, vor allem durch schön gearbeitete Feuersteingeräte bezeichnet.

Daß aber der Kreis Ueckermünde zu dieser Zeit auch noch andere Kulturbeziehungen aufzuweisen hat, das beweisen einige Ackergeräte aus Stein (Pflugkeile, Hacken), die aus dem sogenannten donauländischen Kulturkreis stammen, der im Odermündungsgebiet bis nach Mittelpommern vorfühlt.

2. Der Bronzefund von Stolzenburg.

Wenn wir die Kenntnis der beiden Großsteingräber der Aufmerksamkeit des Bauernhofbesitzers J. Laß verdanken, so ist damit seine erfolgreiche Tätigkeit noch lange nicht erschöpft. Auch aus der Bronzezeit (2000—800 v. Chr.) hat er mehrere wichtige Funde in der Stolzenburger Feldmark geborgen.

Im Frühjahr 1901 pflügte ein Bauer aus Stolzenburg einen großen Bronzeschatz aus seinem Acker. Die Fundstücke lagen nur wenig unter der Ackerschicht und merkwürdigerweise ganz in der Nähe des ersten Großsteingrabes — ein Zeichen, daß dieselbe Stelle zu verschiedenen Zeiten den vorgeschichtlichen Menschen angelockt hat.

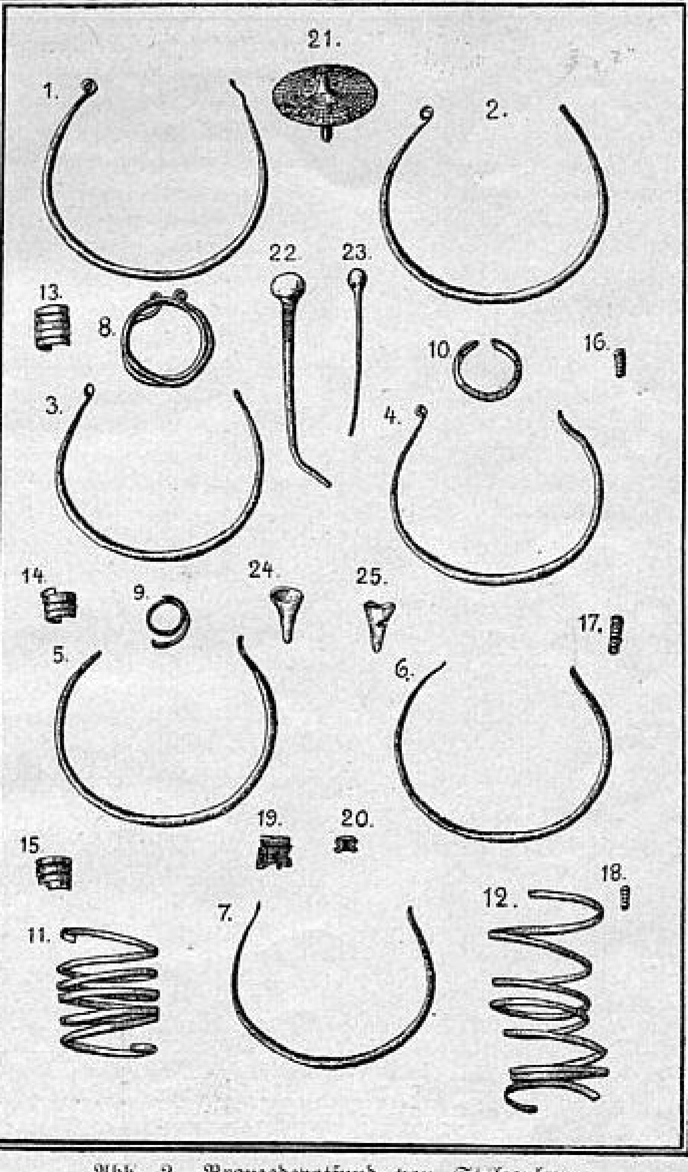


Abb. 2. Bronzedepotfund von Stolzenburg (Pom. Landesmuseum, Stettin)

Der Fund (Abb. 2) besteht aus 25 Einzelstücken, die alle aus Bronze gegossen sind. Am häufigsten sind die großen, massiven Halsringe (1—8), deren Oesenenden meist abgebrochen sind. Einer der Halsringe ist als Armring zusammengebogen (8), auch sonst sind Armringe (10) und Armspiralen (11 und 12) in dem Funde vertreten. Ihnen schließen sich endlich die kleinen Fingerspiralen (13 bis 15, 19 und 20) und Spiralperlen (16—18) an. Das Bruchstück einer Spule (21) diente vielleicht zum Aufwickeln von Garn. Die beiden Nadeln mit kugligem, durchbohrtem Kopf (22 und 23) sind Vorläufer der Fibel (der „Sicherheitsnadel"). Die Nadeln dienten nämlich zum Zusammenstecken des Gewandes: durch das Loch des Kopfes lief ein Faden, der um das andere Ende der Nadel geknotet wurde. Später wurde dieser Faden in Metall nachgeahmt, und so entstand der Bügel der nordischen „Urfibel". Die beiden kegelförmigen Zierstücke (24 und 25) sind aus sogenannter Weißbronze gegossen, ahmen wahr-

scheinlich Eberhauer nach und wurden als Schmuck getragen. Der Schatzfund von Stolzenburg enthält also hauptsächlich Frauenschmuck und Gebrauchsgerät. Wir dürfen vermuten, daß es der Hausschatz einer vornehmen Frau jener Zeit gewesen ist, vielleicht auch die Weihegabe an eine weibliche Gottheit. Ein Händler- oder Gießerdepot kommt wegen des Fehlens von Rohmaterial nicht in Frage. Nach den Formen der Gegenstände gehört der Fund der ältesten Bronzezeit an. Damals reichte die altgermanische Kultur bis zur Peene (mit Dänemark und Schleswig-Holstein als Zentrum). Die Gerätformen unseres Fundes kommen zwar zum größten Teil auch im germanischen Gebiet vor, sind aber nicht so kennzeichnend, daß wir bei ihnen mit Sicherheit den nordischen Ursprung annehmen dürfen. Erst in einer etwas späteren Zeit können wir auch im Kreise Ueckermünde von Germanen reden.

1\. 2\. 3\. 4\. 5\.

Abb. 3. Urnen aus dem Gräberfeld von Pasewalk (Pom. Landesmuseum, Stettin)

3. Das Gräberfeld von Pasewalk.

In eine rein germanische Zeit, die allerdings schon anderthalb Jahrtausende später liegt, führt uns ein Gräberfeld, das im Jahre 1912 im Süden vom „Schloßberg" bei Pasewalk entdeckt wurde. Den Bemühungen des Rektors Hantke gelang es, 21 Gräber zu untersuchen und ihren Inhalt wissenschaftlich zu retten.

Die Gräber waren teils Urnen mit sauber ausgelesenem Leichenbrand, teils „Brandgruben", in denen die schwarze Asche und Holzkohle des Scheiterhaufens mit den Knochenresten zusammengemengt war. Während, wie wir sahen, in der Steinzeit die Leichenbestattung als Grabsitte herrschte, kommt nämlich in der mittleren Bronzezeit, vielleicht infolge religiöser Bewegungen, die Leichenverbrennung auf, die sich bis Christi Geburt als alleinige Grabsitte hält. — Die Urnen (Abb. 3) zeigen teilweise sehr elegante, eckig abgesetzte Formen und sind meist aus feinem, schwarz glänzendem Ton hergestellt. Unter den Beigaben sind zwei eiserne Nadeln mit rhombischer Kopfplatte und dem Fragment eines bronzenen Halsringes mit „Petschaftenden" besonders zu erwähnen (Abb. 4 Nr. 1, 2 und 6), da sie uns nicht nur eine Datierung des Gräberfeldes ins 2. Jahrhundert vor Chr. ermöglichen, sondern auch die Zuweisung zu der Gruppe der Westgermanen gestatten. In Vorpommern und Mecklenburg finden sich in dieser Zeit fast gleiche Metallgeräte, und auch die Tongefäße haben dort ihre Vorbilder.

4. Der Römerfund von Neuhof.

Im Pommerschen Landesmuseum zu Stettin werden zwei bronzene Eimerbeschläge aufbewahrt (Abb. 5), die zusammen mit Resten einer Bronzeschüssel bei Neuhof gefunden wurden. Diese Beschläge tragen oben eine Oese, in die der Henkel des Eimers einhakte, unten laufen sie in zwei Delphinfiguren aus.

Diese beiden Stücke sind römischen Ursprunges. Sie stammen wahrscheinlich aus einer Werkstatt in Capua (in der Nähe von Neapel), das durch seine vorzüglichen Bronzegießereien im Altertum berühmt war und seine Erzeugnisse über die ganze damals bekannte

Welt verhandelte. Für den Kreis Ueckermünde sind die beiden Bronzebeschläge Zeugen der innigen Berührung, in die die germanische Kultur um Christi Geburt mit der römischen geriet. Hunderte von römischen Bronze- und

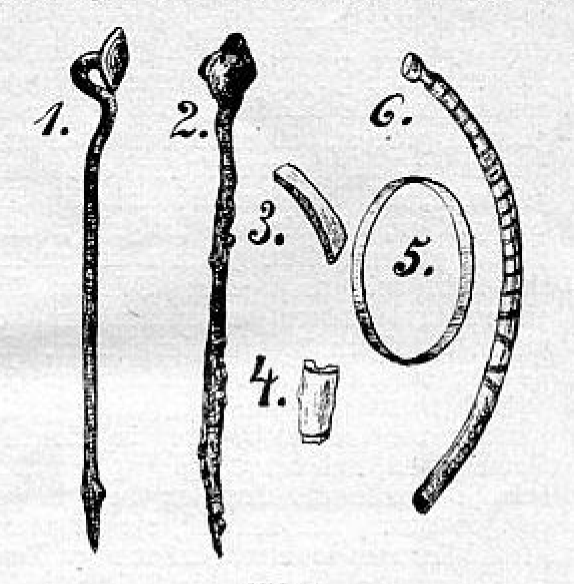


Abb. 4.
Urnenbeigaben aus dem Gräberfeld von Pasewalk
(Pom. Landesmuseum, Stettin)

Glasgefäßen sind nach und nach in allen Teilen des „freien Germanien" ausgegraben worden. Umso mehr muß man aber erstaunt sein, wenn man beobachtet, daß der direkte Einfluß dieser römischen Erzeugnisse auf das germanische Kunstgewerbe nur sehr gering gewesen ist. Trotzdem sie die römischen Stücke täglich vor Augen hatten, lernten sie nur technisch einige Dinge, gingen aber sonst eigene Wege — wahrlich ein nicht geringes Zeugnis für die geistige Selbständigkeit dieser germanischen Handwerker!

Mit der Zeit um Christi Geburt treten nunmehr die Germanen in das Licht der Geschichte. Griechische und römische Schriftsteller nennen uns zahlreiche Völkernamen, aus denen man heute soviel entnehmen kann, daß in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein Teilstamm des großen Volkes der Sveben den Kreis Ueckermünde bewohnte. Seit dem 3. Jahrh. n. Chr. wird Ostelbien nach und nach von seinen germanischen Bewohnern verlassen, die sich im Süden und Westen auf römischem Boden eine neue Heimat gründen. In das entvölkerte Land wandern seit dem 7. Jahrh. n. Chr. die Wenden ein, die erst im 13. Jahrh. durch die Deutschen unterworfen werden. Mit den nun einsetzenden reichhaltigen schriftlichen Quellen hat die vorgeschichtliche Zeit ein Ende.

Der Kreis Ueckermünde gehört heute noch zu den vorgeschichtlich am schlechtesten erforschten Gebieten Pommerns. Insbesondere die ausgedehnten Waldungen im Osten des Kreises sind bisher sehr fundarm gewesen. Wir dürfen aber mit Sicherheit annehmen, daß in vorgeschichtlicher Zeit dieses Gebiet lange nicht so dünn besiedelt gewesen ist wie heute. Nur sind die Funde unter dem dicht bewachsenen Waldboden sehr viel schwieriger zu beobachten als im offenen Ackerland. Sicher liegen irgendwo tief im Walde noch Gruppen von Hügelgräbern, Burgwälle, ja vielleicht sogar noch Großsteingräber. Bei Anlage von neuen Kulturen ist sicher schon manch ein Förster oder Waldarbeiter auf Urnenfriedhöfe gestoßen. Auch Herdstellen von vorgeschichtlichen Siedlungen wären zu erwarten. Daher seien neben den Bauern vor allem die Forstbeamten um tätige Mitarbeit gebeten. Jede, auch die zunächst unscheinbarste Beobachtung kann vielleicht von großer Bedeutung sein*). Und es handelt sich ja gerade bei der Vorgeschichte um eine Wissenschaft, die, weil sie den Ursprung unseres heutigen Volkstums erforschen will, bei jedem Heimatfreund auf Verständnis und tätige Mitarbeit wird rechnen können.

*) Fundmeldungen sind zu richten an das Pommersche Landesmuseum, Stettin, Luisenstr. 28.

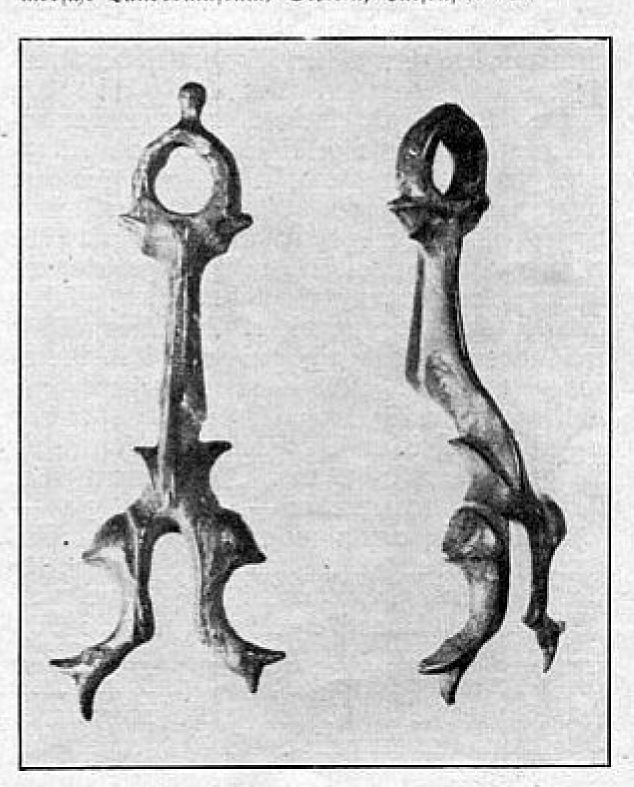


Abb. 5. Bronzene Eimerbeschläge aus Neuhof
(Pom. Landesmuseum, Stettin)

Die Ueckermünder Heide im Spiegel der Flur- und Forstnamen

Von Heinrich Bosse

Die älteste brauchbare Karte des Pommernlandes wurde in den Jahren 1612—1618 von dem Rostocker Professor der Theologie Eilhard Lubinus auf Veranlassung des Herzogs Philipps II. mit großer Kunst angefertigt. Die Karte läßt die Waldgebiete des Landes deutlicher hervortreten als ihre nachgeborenen Geschwister. Eine ansehnliche Fläche des westlichen Oderlandes ist als ein zusammenhängendes Waldgebiet gezeichnet, das nur von einzelnen freien Flächen unterbrochen wird. Für diese größeren oder kleineren Waldlichtungen war in früherer Zeit allgemein die Bezeichnung „Helle" üblich, ein Wort, das heute kaum noch gekannt wird. In diesen „Hellen" sind die Heidedörfer entstanden, da nur hier das notwendige, wenn auch dürftige Ackerland für den Feldbau vorhanden war. Die Zahl der Ortschaften, die in dem Heidegebiet entstehen konnten, blieb daher beschränkt, und trotz der mehrfachen Kolonisationstätigkeit unter den preußischen Königen ist der Kreis Ueckermünde, der an dem Heidegebiet den größten Anteil hat, einer der am dünnsten bevölkerten Landkreise geblieben. Der ursprüngliche Zustand der Landschaft konnte bei dem langsamen Vordringen der menschlichen Kultur länger als anderswo erhalten bleiben. Die ausgedehnten urwaldartigen Heidegebiete mit ihren zahlreichen unzugänglichen Sumpfflächen sind die letzten Schlupfwinkel für Bären, Wölfe und anderes Raubzeug gewesen. Die Wege- und Verkehrsverhältnisse in der Heide sind auch heute völlig unzulänglich und waren in früherer Zeit unbeschreiblich schlecht. Selbst die große Landstraße von Vorpommern über Ueckermünde nach Stettin — die „via Regia" — befand sich in einem mehr als jammervollen Zustande. Der Stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow, der auf seinen vielfachen ausgedehnten Reisen durch ganz Deutschland und Italien wohl manche schlechte Landstraße kennen gelernt hat, gibt uns in seiner Lebensgeschichte wohl ein wahrheitsgetreues Bild von der damaligen Beschaffenheit der „via Regia".

„Acht Tage nach der Hochzeit rith ich auf die genommene Abrede gen Stettin, hette gar ein böse, Wasser halb geferliche Reise, der Teuffel lies sich strax im Anfange meines Ehestandes und Angebung des Hoffdienstes, das er an demselben Misfallen trug, und mir veintlich zusetzen wolte . . . Dan da den Winter viell Schnees gefallen und darauf ein plötzliches Tauwetter mit stetigen warmen Regen einfiell, das die Wässere allenthalben auslieffen, ist etwan so weit als diese Statt breit, vor der Mulen in der Heyde, ein Vierntelll Weges von Vkermunde der Teich so hauffig ausgelaufen gewesen, das er recht in der Landtstrassen grosse Locher und Kulen hette hinein gebrochen, und den Landtweg mit sich hinweg gerissen, das die von Wolgast, so nach Stettin fahren wollen, hetten under anderm ein Lade mit vorsiegelten Brieven, Registern und andern pergamenen und papieren Schrifften bey sich im Wagen. Da sie den rechten frischen Landtweg fur sich hetten, fuhren sein dreist zu, vnvorsehends sturtzten die Goren (Pferde) in die tiefe Kaule hinein, und der Wage flux nach, das beinahe Pferde und Leute auf dem Wagen ersoffen weren, marteten sich, ehe sie wieder heraus kommen konnten, blieben uber Nacht zu Vkermunde, das sie die Brieve wieder trucken und von dem Verderb erretten konnten. Halb Nachmittag kam ich auch an den Ortt, hielt die rechte Landtstraße, hette die frische beschlagene Trade dero von Wolgast vor mihr, ritt frisch und gerate zu. Zu meinem Glucken stundt in der Nehe auf der Seiten des Wassers nach der Mulen ein Mulenknecht, vorwarnete mich zuzureiten, hinnunter zum grossen Dorff, das hette eine lange Specke und darin ein Brugge, dadurch das Wasser vorlieffe, dar most ich hindurch, sonst konnte ich nicht hinuber kommen. Ich volgede. Als ich in gemeltes Dorff kam, begunt es Abend zu werden, ich wolte gleichwoll vorth, gab ich mich auf die Specke, Klopper bis an den Bauch ritt, und lieff das Wasser trefflich strenge, das ich schwerlich den Klopper auf der Specke (so auf beiden Seiten tieff und mösich war) behalten konte, wen der Klöpper beytrat, deuchte ime elbst das es gefarlich, zabbelte und werte sich, das er wieder auf die Specke, also letzlich hinuber und in Vkermunde fast finsterich zu den Wolgtischen in die Herberge kam. Die mit dem Wyrth konten sich nicht genuchtsam vorwundern, wie ich hindurch hette kommen konnen." (Sastrows Reisebericht ist aus dem Jahre 1551.)

Das gesamte Heidegebiet ist in seiner Bodengestaltung von einer ungewöhnlichen Ebenflächigkeit und Gleichförmigkeit; die ebene Heidefläche wird durch aufgewehte Sanddünen zuweilen unterbrochen, die auf der Halbinsel westlich vom Neuwarper See zu Höhen bis zu 33 Meter aufsteigen, im Binnenland sind einige Höhen von 40 Metern anzutreffen. Die

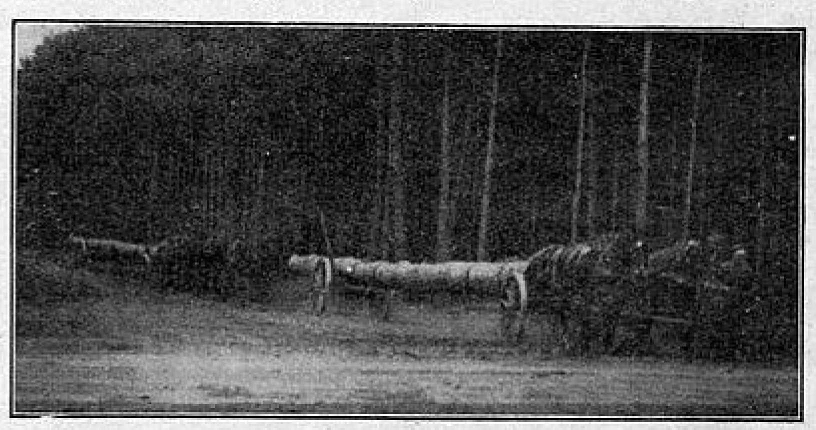
einzige Abwechselung in dem gleichförmigen Heidegebiet sind die eingeschlossenen Seen und Sumpfmoore. Die Zahl der stillen Waldseen ist heute nicht mehr groß, die größeren sind künstlich entwässert worden, die kleineren sind durch Sapropelbildung allmählich zu Schwingmooren und Fennwiesen geworden, an denen die Landschaft außerordentlich reich ist.

Für die Zahl und den Charakter der anzutreffenden Flurnamen ist immer die Struktur des Bodens von wesentlicher Bedeutung. Eine größere Abwechselung im Gelände drückt sich auch immer in einer größeren Zahl der vorkommenden Flurnamen aus. Die sog. Sölle, an denen die diluviale Landschaft Pommerns so reich ist, sind in der eigentlichen Heide nicht anzutreffen. Die Berg- und Höhennamen treten zahlenmäßig stark zurück, bei ihrer häufig versteckten Lage im Dickicht des Waldes lag auch in der Regel gar kein Bedürfnis vor, sie mit Namen zu belegen. Die forstamtliche Orientierung geschieht seit Jahrzehnten durch die Jageneinteilung. Ehemalige Ortsbenennungen im Walde, die vor der Jageneinteilung für den Forstmann und den Waldarbeiter eine Notwendigkeit waren, sind heute kaum noch lebendig; abgesehen von einigen älteren Waldarbeitern, die sich der früheren Forstbezeichnungen noch erinnern, bilden die alten Forstkarten fast die einzige Quelle, aus der die vergessenen Namen geschöpft werden können. Ein Versuch, die früheren Forstnamen zusammenzustellen, wird darum immer lückenhaft bleiben.

Wenn sich für das ganze Waldgebiet, das im SO über den politischen Kreis Ueckermünde hinausgreift, die Bezeichnung „Ueckermünder Heide" eingebürgert hat, so ist der zweite Teil des Wortes allerdings geeignet, eine irrige Vorstellung von der Beschaffenheit der ganzen Gegend hervorzurufen. Wir verbinden heute mit dem Begriff „Heide" schlechthin „ein unbebautes, wildbewachsenes Land", das mit Heidekraut und niederen Sträuchern bewachsen ist. Die Grundbedeutung dieses gemeingermanischen Wortes ist auch die der „waldlosen, unbebauten Ebene". Auch in dem heute in forstwirtschaftlicher Hinsicht maßgebenden Werke „Handbuch der Heidekultur" von P. Graebner (Leipzig 1904) wird der Begriff Heide definiert (S. 13): „Heiden sind Formationen feuchterer Gebiete der gemäßigten Zonen, bedeckt von zwerghaften Sträuchern, Halbsträuchern, Gräsern, Moosen und Flechten (und von Torfmooren) ohne geschlossenen Hochwald, auf nährstoffarmen, sauer reagierenden Böden." In Pommern ist aber schon früh das Wort Heide im Sinne von Wald, Hochwald gebraucht worden. Der älteste Beleg für die Benennung „Heide" ist wohl die Urkunde vom Jahre 1320 („in der heyde zu deme Turhglowe = Torgelow") im Pom. Urk. Buch, Bd. V, S. 530. Ohne den Namen anzuführen, wird das fragliche Waldgebiet schon 1278 urkundlich erwähnt. (P. U. B. II. S. 390.)

Wenn von den Kolonisationsdörfern des 18. Jahrhunderts abgesehen wird, so trägt etwa die Hälfte aller Ansiedelungen wendische Namen; ihnen müssen noch einige wenige wendische Siedelungen zugezählt werden, deren Namen sich heute nur noch urkundlich nachweisen lassen. Das Heidegebiet mit seinem Wildreichtum und den fischreichen Seen und Flüssen gab der wendischen Bevölkerung geeignete Lebensbedingungen. Sie gaben den stehenden und fließenden Gewässern ihre noch jetzt gebräuchlichen Bezeichnungen. Daß auch Teile des Waldes von ihnen benannt worden sind, steht außer Zweifel; sie haben sich nicht durch die Jahrhunderte erhalten. Urkundlich überliefert wird uns nur ein einziger Waldname — aber auch nur in einer gefälschten Urkunde des 14. Jahrhunderts, die in das Jahr 1244 zurückdatiert wurde; es ist der Wald „Satyn" oder „Zsatum", der zwischen Leopoldshagen und Mönkebude im heutigen sog. Haffbruch zu suchen wäre. Der Name hat sich in keiner Form erhalten, und schon vor einem Menschenalter war unter der anwohnenden Bevölkerung nichts mehr bekannt. Die sonstigen aus wendischer Zeit auf uns gekommenen Flurnamen treten zahlenmäßig sehr zurück, sie weichen auch in ihrer jetzigen Form zuweilen recht stark von ihrer Ursprünglichkeit ab. Zu einigen slawischen Namen sei eine sprachliche Ableitung versucht.

G r i l i p - S e e, G r i l i p - S u m p f von sl. gryp, gribu = Pilz. Flur- und Ortsnamen aus gleicher Abstammung kommen in Pommern häufiger vor. Der faule Griep (See zwischen Wittstock und Sinzlow, Griepensee bei Wildenburg). Grieben, Ortsname auf Hiddensee.



Aufn. Dr. Otto Wegner — Beim Langholzfahren

Getschen-Ort von sl. gesty = dicht, dicht beieinander, gestwa = Dickicht. Im Kr. Lauenburg ist ein Flurstück Getschebock bekannt. Pätsch, Pätschwiesen, Pätschberge. (Die Namen kommen in der Heide mehrmals ohne örtlichen Zusammenhang vor.) Böhm. pecka = Kern, Stein im Obst, grobe Sandkörner, peckowy = steinig. Möglich wäre auch Ableitung von pasza = Weide, oder pasu = Wache, Bewachung, oder pasieka = Waldbienenstand.

Sappin, Zopien, Zeppin. See und Bruchgelände, M. Bl. Rieth. Derselbe Name kommt auch als Verbindungsarm zwischen dem Dammschen See und der Oder vor. Der Name ist wohl von einem sl. Worte herzuleiten, das Fischreiher bedeutet. Der Borken, M. Bl. Stolzenburg. Ein heute noch nahezu unzugängliches Sumpfgebiet, das den nördlichen Teil des großen Randow-Bruches einnimmt. Sl. bor = Kiefer, boru = Kiefernwald, borc = Forst. Cassuben, M. Bl. Stolzenburg, ein Sumpf- und Moorgebiet südlich vom vorigen. Der Name ist sicherlich aus einem sl. Worte umgebildet und dürfte mit dem Volksstamme der Cassuben nichts zu tun haben. Da frühere Formen des Wortes nicht übermittelt sind, ist der Versuch einer Deutung sehr gewagt. Der große und kleine Kartsch, M. Bl. Althagen. Ein Sumpfgebiet, das früher einmal Seefläche gewesen ist. Urkundlich 1310 Karsene, Karsenebrok (P. U. B. IV, 416.). Vielleicht aus dem Sl. karcz = Stubben, karczyna = Rodeland; möglich wäre auch eine Ableitung von czart = Teufel. Der wendische Volksglauben brachte den Teufel sehr häufig mit unzugänglichen Sümpfen in Verbindung. Glienkenberg, M. Bl. Neuwarp, sl. glin, glina = Lehm. Lietzing, eine Waldwiese in der Eggesiner Forst. Flurnamen mit „lietz" treten in Pommern häufig auf; ob der Name mit den mehrmaligen Ortsnamen Lietzow gleichen Sprachstammes ist, scheint fraglich zu sein. Nach Holsten bezeichnet „Lietz" immer eine Senkung mit Wiese oder Pfuhl (Mon. Bl. f. pomm. Gesch. 1930, S. 135.). Erwähnt sei noch, daß die Wasserhühner auch mit „Lietzen" bezeichnet werden. Muckrinbruch in der Forst Vogelsang, von sl. mocaru = Sumpf, darum gleichbedeutend mit den Ortsnamen Mukran (Rügen), Muscherin (Kr. Pyritz), Thurbruch, M. Bl. Stolzenburg. Name kommt in Pommern häufig vor. Von altsl. turu = Auerochs. Gorin-See, M. Bl. Rieth, altsl. gora = Berg, gorna = Höhenzug. Garzberge, 2 km südlich von Rieth, von sl. garcza, gora = Burgberg. Kamig, Feld und Wiesen westlich der Ueckermündung, von kamien = Stein. Latzig-See, Latzig-Bruch, M. Bl. Stolzenburg. Von lasek, Dim. von las = Wald oder laska = Haselstrauch. Daß slawische Namen, deren Sinn später nicht mehr verstanden wurde, in ähnliche deutsche Namen umgestaltet wurden, ist an vielen Beispielen zu ersehen; die heutige Zopfenbeek, ein kleines Bächlein, das ehemals in den abgelassenen Ahlbecker See floß, heißt in einer Urkunde von 1252 „Zopiniz".

Außerordentlich zahlreich finden sich in dem Heidegelände die Sumpf- und Moorflächen, die auch vielfach mit Namen belegt sind. Größere Moorflächen, die aus alten Gewässern durch Sapropelbildung entstanden sind, werden in der Regel „Fenn" genannt, sobald die Grasnarbe als Wiesengelände nutzbar gemacht werden kann. Häufig ist noch in der Mitte eine Wasserfläche vorhanden, die sog. „Blänke". In diesem Entwickelungsstadium befindet sich zur Zeit der Eggesiner See, der auf der letzten Generalstabskarte und dem Meßtischblatt als größerer See gezeichnet ist, sein einstiger Name Klestno ist völlig vergessen, und das Bächlein, das ihn entwässerte, Klestniza mit Namen, wird nur noch die Beek genannt: es ist ein Irrtum auf dem M. Bl. Eggesin, wenn sie dort „Winkelmanns Graben" genannt wird. Ein „Vennenbruch" in der Heide wird bereits 1309 urkundlich erwähnt (P. U. B. IV. 383). Einige Bruch- und Moorflächen sind mit Personennamen verbunden: Danielsbruch, Casners Möre. Für mehrere frühere Seeflächen, die in der Schwing- und Hochmoorbildung begriffen sind, besteht der Name „Fauler See", auch „Toter See", bereits die Schwedenkarte von 1693 verzeichnet einen „Pfuel See" (= fauler See). Spitzmoor, Flaschenmoor u. a. haben ihre Bezeichnungen von ihrer Form.

Mehrere größere Seen in der Heide sind durch künstliche Entwässerung ganz oder nahezu von der Bildfläche verschwunden. Die dadurch gebildeten Trockenflächen behielten zumeist den Namen des ursprünglichen Sees. Am Grilup-See dehnt sich das Grilup-Bruch aus, am Sappin-See (heute Mützelburger See) das Sappin-Bruch, auf dem M. Bl. Zopien geschrieben, vom Latzig-See ist das Latzig-Bruch übrig geblieben. Der Name des „Bewer-Teiches" erklärt sich wohl aus der schwingenden Oberfläche der vertorften Moosdecke, wenn nicht der Biber als einstiger Bewohner der pommerschen Flüsse und Teiche seinen Namen hergegeben hat. Die Erklärung mancher Forst- und Flurnamen ist aussichtslos oder muß in die Irre führen, wenn nicht ältere Formen des Wortes überliefert sind. Ein Bruchgelände bei Eggesin ist heute bekannt unter dem Namen „das Kummert", die Schreibweise auf einer Forstkarte vom Jahre 1766 läßt aber vermuten, daß es nach einem Personennamen gebildet ist, „das Kummertsche

Bruch". Der Personenname ist in den Heidedörfern bodenständig.

Eine in Pommern immer wiederkehrende Bezeichnung für Brücher oder größere Moorflächen ist Müsse oder Mösse; der Name ist von Moos herzuleiten, im Heidegebiet tritt er etliche Male auf. Auf dem M. Bl. Althagen ist ein Sumpfgebiet mit „Mössedy" benannt, das Wort ist eine frühzeitige Umbildung und ist wohl gleich mit „Myzduge" (palude versus mericam transeundo ante paludem Myzduge vocatem), P. U. B. VI, S. 416. Auf der Grenze des heute parzellierten Gutes Vogelsang ist der eigenartige Name „Mißing" für eine Sumpfstelle anzutreffen, und auf einigen älteren Forstkarten findet sich auch der Name „Mitzmissing". Diese Namen lassen mehrfache Erklärung zu. Das althd. mios, ags, meos bedeutet Moos; in der Granitz auf Rügen ist die Flurbezeichnung „Misbeer" anzutreffen, wohl in der Bedeutung von Moosbeere (Haas, Balt. Stud. XX, S. 36). Im Kr. Stolp sowie auch in Schleswig-Holstein kommt der Flurname „Miß" als Bezeichnung für Wald- und Wiesensumpf vor (Bl. f. pom. Volkskunde I, S. 138. Prien, Neumünstersche Flurnamen, S. 157). Sollte aber in dem Worte eine slawische Wurzel stecken, so wäre vielleicht an miedza = Rain, Grenze zu denken. Das „Daube Moor" in der Eggesiner Forst kann wohl für eine falsche Verhochdeutschung angesehen werden; ich vermute in dem Worte „daube" das niederdeutsche „duwock oder duwop" = Sumpfschachtelhalm. Das „Mützenbruch", M. Bl. Leopoldshagen ist wohl gleichfalls eine arge Entstellung aus „Müsse", ebenso sehe ich auch den „Schibbinspfuhl" in der Vogelsanger Forst für eine Variante von Schilfpfuhl an, es kehrt aber derselbe Name zweimal im Kr. Greifenberg wieder. Mit dem „Sieben Brüder-Bruch", M. Bl. Althagen/Falkenwalde, weiß ich nichts anzufangen. Die Siebenzahl findet sich wohl am häufigsten in den Flurnamen, eine Wegegabelung zwischen Eggesin und Ahlbeck ist allgemein bekannt unter „Sieben Kreuzer", in der Rostocker Heide ist eine „Söben Seelenfahrt" nachzuweisen, in der Cantrecker Forst (Kreis Cammin) gibt es eine „Sieben Brüder-Buche" und in der Maikuhle bei Kolberg eine „Sieben Brüder-Birke" (Sieben Bachmühlen). Das M. Bl. Brüssow verzeichnet in dem großen Randowbruche eine lichte Waldstelle mit „der Triebel", in dem Worte steckt wahrscheinlich der altsl. Wortstamm treb, trebiti = den Wald roden.



Aufn. Dr. Otto Wegner — Rast der Waldarbeiter

Die flachen, sandigen Erhebungen in der Heide sind nur teilweise mit Namen belegt, sie besagen zumeist ein Charakteristikum der Höhe, wie Dachsberg, Jägerberg, Koppelberg, Lauseberg, Mühlenberg, Schiefe Berg, Teerofen-Berg usw. Der Schanzberg an der Landstraße bei Jägerbrück verdankt seine Benennung wohl früheren Verteidigungszwecken, denn diese Landstraße ist eine alte Heerstraße und heißt heute noch im Volksmunde „Moskowiter Landstraße". Der Taterberg erinnert an die Zigeuner. Der Herzberg, M. Bl. Althagen, wird bereits 1309 urkundlich erwähnt und heißt „Hertesberg" d. i. Hirschberg. Der „Hasenberg" bei Jägerbrück soll aber seinen Namen nicht von dem bekannten Bewohner des Waldes haben, sondern, wie mir glaubhaft versichert wird, von den Ameisenlöwen, die hier Hasen genannt werden. Die „Kammer Berge", M. Bl. Falkenwalde, werden wie andere Bezeichnungen, die mit „Kammer" gebildet wurden — bei Eggesin gibt es ein „Kammer-Möre" — in der Regel auf städtische oder fürstliche Verwaltung durch eine Kammer zurückgeführt. In manchen Fällen mag die Erklärung zutreffend sein, aber ebenso gut wäre auch möglich, diese Namen aus der Jägersprache abzuleiten. Das Wort bezeichnet „einen Ort, in welchem das Wild getrieben und zum Ausschießen oder Abjagen aufbehalten wird". (Günther, Taschenwörterbuch der Jägersprache, 1840.) Bemerkenswert ist, daß einige Bezeichnungen von schwachen Bodenwellen den Namen für spätere Siedlungen abgegeben haben, die z. T. erst durch die Separation entstanden sind: Knappsberg, Hundsberg, Spechtberg, auch sonstige Flurnamen kehren in Ortsbenennungen wieder: Binning, Hinzenkamp, Modderloch, Hundsbeutel, Schloßberg, auch die Namen der Förstereien sind z. T. aus älteren Forstbezeichnungen entstanden: Hölkebaum, Jägerbrück, Eichfeuer, Carpin, Rehhagen, Beverteich, Entepöl, Herzberg, Borgwall.

Von den zahlreichen Wegen und Gestellen in der Heide sind nur wenige mit Namen bedacht worden. Die „via Regia" oder der „Königsweg" und der Moskowiter Weg sind bereits erwähnt. Für einige Gestelle sind Personennamen bekannt: Vogels Gestell, Petziers Gestell, Bumke-Weg. Zweimal hat das Wort „Speck" Anwendung bei Wegenamen gefunden: Kohspeck, Hasenspeck. Das mnd. Speck bezeichnet einen aus Faschinen und Knüppeln gebauten Weg durch ein sumpfiges Gelände. Eine Strecke der alten Landstraße Stettin—Ueckermünde wird noch jetzt „Poststraße" genannt. Für zwei versteckte Richtsteige besteht der Name „Diebsteig". Eine Wegegabelung führt den Namen „Kronprinzenplatz" und erinnert an den letzten deutschen Kronprinzen, der wiederholt in der Heide als Jagdgast geweilt hat. Brücken sind bekannt unter den z. T. immer wiederkehrenden Namen Mordbrücke, Schweinebrücke, Teufelsbrücke, Rehblattsbrög.

Die übliche Bezeichnung der Waldstücke ist „Horst" oder „Hörste"; daneben kommen Benennungen vor, die auf den forstwirtschaftlichen Betrieb hinweisen, wie Hohe Heide, Kahlhorst, Räumde, Hau. Der Spohnberg weist wohl auf eine ehemalige Dachsplett-Reißerei hin. Zahlreiche Oertlichkeiten im Heidegebiet verraten durch Rückstände noch die frühere Köhlerei, die hier einst betrieben wurde; die mehrmals vorkommenden Bezeichnungen, wie Teerofen, Teerofenberg, Pechwiese, Pickofenmoor sind die dürftigen Ueberreste einer abgestorbenen Tätigkeit der Heidebewohner.

Ortsbezeichnungen aus der Pflanzen- und Tierwelt treten im Heidegebiet natürlich sehr zahlreich auf. Flächenmäßig hat die anspruchslose Kiefer entschieden die Vorherrschaft, drängt sich aber in der Patenschaft für die Namenbildung keineswegs hervor. Als botanische Merkwürdigkeit in der Ueckermünder Heide ist die Eibe anzusehen, die an einzelnen Stellen noch in Horsten in stattlichen Exemplaren anzutreffen ist. Im Schutzbezirk Rehhagen findet sich die Forstbezeichnung „Ibenhorst". Eiche und Buche finden in der Heide nur an besonders geeigneten Stellen den zusagenden Boden; in den Forstnamen sind sie darum auch nur vereinzelt berücksichtigt. Der zweite Teil in dem Namen „Eichfeuer" für einen Jagdschutzbezirk der Oberförsterei Mützelburg ist durch eine falsche Verhochdeutschung aus dem niederdeutschen „Fier" entstanden, ein Vorgang, der sich auch an anderen Orten wiederholt (Uns. Pom. XVI, S. 295). Die Pappel findet in den ausgedehnten Sümpfen und Brüchern den ihr zusagenden Boden; Elsenorte und Elsenbrüche kommen mehrmals vor. Rüsterkuhle, Lindenbruch und Hasselhorst sind nach dem Baumbestand zu Waldnamen geworden.

Ebenso sind auch fast alle größeren Tiere des Waldes in den Ortsbenennungen wiederzufinden: Hirschplatz, Hirschbrink, Hirschkoppelwiese, Rehhagen, Rehmoor, Rehharst, Hasengrund u. a. Daß aber auch einst Bär und Wolf in diesen Wäldern gehaust haben, besagen die Namen: Bärenkamp, Bärenwinkel, Wolfsbruch, -winkel, -berg. Der Bär wird 1492 in der Jagdordnung Bogislaws X. noch als jagdbares Tier aufgeführt. Der Dachs war in früherer Zeit häufiger in der Heide anzutreffen als heute. Dachsberge kommen zweimal vor, auch die „Dachseken" sind wohl nur noch eine sprachliche Erinnerung an ihren einstigen Erdbewohner. Die alte niederdeutsche Bezeichnung für Dachs war „Grewink", der Name ist in „Gräwingshörste" wieder zu erkennen. Ein Waldstück der Vogelsanger Forst ist bekannt unter dem Namen „Pferdekoppel". Niemand kann sich erinnern, daß hier jemals eine Pferdekoppel war; die Sage bringt den Namen mit dem übel berüchtigten Raubritter Bröker in Verbindung, der seine Pferde mit umgewendeten Hufeisen beschlagen hatte, um nicht zu verraten, wohin er geritten war. Namen wie Saugartsbruch, Schweinebucht, Schweinebrög, Polkhorst weisen wohl auf das Wildschwein hin, das heute nur noch als vorübergehender Gast in der Heide angesehen werden kann. „Kattenhorst" und „Katzensprung" mögen von der Wildkatze herzuleiten sein, die ehemals auch in den Wäldern Norddeutschlands anzutreffen war; man könnte aber auch noch andere Erklärungen heranziehen. Verschwunden ist in unseren Wäldern auch das Auerwild, daran erinnert noch in der Eggesiner Forst der Name „Auerhahns Möre". Außerdem hat auch die kleinere Tierwelt die Namen abgegeben für sehr viele Oertlichkeiten: Schlangenwinkel, Adderhorst, Schnakenhorst, Uhlenhorst, Kiebitzgrund, Möwenplagge, Kramshorst u. a.

Namen, die in Pommern mit „Jungfern" gebildet sind, finden sich sehr zahlreich, auch in der Heide sind sie anzutreffen. Ob aber diese Namen mit den Wasserjungfern des früheren Volksglaubens zusammenhängen, wie gewöhnlich angenommen wird (Haas, Uns. Pomm. VII, S. 250), mag bei den vorliegenden Namen der Heide bezweifelt werden, denn ihre Oertlichkeiten liegen in dem Gebiet, das 1310 dem Stettiner Jungfrauenkloster übereignet wurde (P. U. B. IV, S. 416). Die geschichtliche Vorzeit hat im Heidegebiet kaum irgend welche Spuren hinterlassen, der „Heidenkirchhof" bei Sandkrug und der „Römerberg" auf der Grenze zwischen Uckermark und Pommern liegen schon außerhalb der Heidelandschaft. Moskowiter Berg und Moskowiter Landstraße mögen wohl im Siebenjährigen Kriege entstanden sein. Die Volksüberlieferung bringt den noch allgemein bekannten „Schillschen Bruch" oder „Schiller-

bruch" in der Eggesiner Forst mit den Schillschen Offizieren in Verbindung, die 1809 den Franzosen entkommen waren. Was hier die Ueberlieferung berichtet, ist aber falsch, da sich der Name schon auf der Forstkarte von 1766 befindet. Auch kleinere Begebenheiten können sich in den Forst- und Flurnamen verewigen; als einmal ein Mann mit Namen Matz seinem Leben durch Erhängen ein Ende machte, bekam die Oertlichkeit im Walde, wo der Leichnam gefunden wurde, den Namen „Matzenuphang".

Die Forschungen über die Forst- und Flurnamen in der Heide sind noch nicht abgeschlossen; manch alter Name mag noch aus der lebenden Bevölkerung gewonnen werden können, mehr ruhen vielleicht noch in den verstaubten Akten, und auch die ältesten Karten verbergen noch örtliche Bezeichnungen, die sonst längst vergessen sind. Aufgabe der zukünftigen Forschung wird sein, diese Schätze ans Licht zu bringen, sie zu deuten und mit der Gegenwart in lebendige Beziehung zu setzen, damit wir diese aus der Vergangenheit verstehen lernen.

Aus der Pflanzenwelt des Kreises Ueckermünde

Von Ernst Holzfuß

Bei einer Betrachtung der Pflanzenwelt des Kreises Ueckermünde fällt der große Waldreichtum auf. Er ist in Pommern einzig dastehend, da von den 832 qkm gegen 500 qkm, fast 60%, des Bodens von Wald bedeckt sind. Meilenweit dehnen sich die grünen Reviere von Westen nach Osten, von Süden nach Norden aus, nur unterbrochen von den beiden Hauptwasseradern der Uecker und Randow mit ihren mehr oder weniger breiten Wiesenstreifen. Von den Bäumen nimmt die Kiefer den weitesten Raum ein, die in manchen Forsten prachtvolle Stämme von starkem Umfang und geradem, hohem Wuchs bildet. Sehr eigenartig sind die sogenannten Knollenkiefern in den Forsten Neuenkrug und namentlich Ziegenort. Die Stämme weisen oft in großer Zahl rundliche Auswüchse bis zur Größe eines Kinderkopfes auf. Auf einigen Bäumen der Reviere Rieth, Ziegenort und Rothemühl schmarotzt die Kiefernmistel, Viscum album var. laxum, eine schmalblättrige Form der auf Laubbäumen wachsenden Art.

Die Fichte oder Rottanne, nicht einheimisch in Pommern, ist an manchen Stellen gruppenweise und sogar auf zusagendem Boden ganze Jagen bedeckend angepflanzt und bildet stellenweise prächtige Bäume. Wacholder findet sich vielfach als belebendes Element in den Revieren. Vor langen Jahren war die Eibe ein geschätzter Baum der weiten Haffwaldungen; ihr zähes, gut polierbares Holz war sehr gesucht. In der spätern Waldbewirtschaftung fand der langsam wachsende Nadelbaum wenig Gegenliebe und verschwand größtenteils. In der Riether Forst im Belauf Rehhagen sind noch einige Eiben vorhanden; sie stehen unter Schutz. Es sind die Reste eines größeren Bestandes, der schon 1824 in einer pommerschen Flora erwähnt wird. Im folgenden Jahre soll eine Anzahl der größten Eiben beim Hafenbau in Swinemünde Verwendung gefunden haben. Im Jagen 194 f und 195 stehen am Wege nach Fischersdamm und Rehhagen 4 ältere Bäume; der eine hat 12 m Höhe und 45 cm Umfang, der stärkste besitzt 65 cm Umfang, der Stamm ist aber in 3 m Höhe abgebrochen und hat dann lange, breite Aeste getrieben. Jagen 195 b enthält auf dem mit hohen Kiefern, Eichenunterholz und hohem Adlerfarn besetzten Abhange einen Eibenhorst von 40—50 Büschen; der größte Baum ist gegen 7 m hoch. — Vor dieser Stelle am Waldrande auf einer Waldwiese befindet sich ein schön gewachsener Taxus von etwas über 6 m Höhe, 65 cm Umfang und 2 m Schafthöhe.

Vielfach sind in den Kiefernwaldungen Laubhölzer eingesprengt vorhanden, teils einzeln, teils in Gruppen und kleinen Beständen, so daß dann schon ein Uebergang zum Mischwald entsteht. Reine Laubholzpartien enthält die Forst Jädkemühl und Laubwaldungen größeren Umfangs die Rothemühler. Der herrschende Baum ist hier die Rotbuche. Alte Recken wetteifern mit schönen Alteichen an der Chaussee unweit der Oberförsterei Jädkemühl. Hier sind auch ganz stattliche Weißbuchen im Bestande. Birken, Grau- und Weiß-Erlen treten an feuchten Oertlichkeiten waldbildend auf, untermischt mit Eichen, Faulbaum, Kreuzdorn und Eschen. Von letzterer Art steht ein beachtenswerter Baum bei der Oberförsterei Jädkemühl, der statt der typisch gefiederten Eschenblätter einfache trägt; es ist Fraxinus excelsior var. monophyllos, die als Naturdenkmal erhalten bleibt. Mehrere gegen 300—400 jährige Rotbuchen am Wege Riesenbrück nach Jägerbrück in Jagen 76 und 91 stehen unter Schutz wie die über 180 jährigen Bäume an der Pflasterstraße Torgelow—Pasewalk in Jagen 208.

In der Rothemühler Forst fallen in dem südlichen Teile nahe der Grenze Linden zwischen den Buchen auf; wilde Apfelbäume sind mehrfach vorhanden, und spitzblättriger und Berg-Ahorn in ziemlichen Stämmen erhöhen das abwechselungsreiche Bild dieses Laubwaldes.

Einer Baumart müssen wir noch gedenken, die im Kreise mehrfach vorkommt. Es ist die Elsbeere, Pirus torminalis, der man in früheren Jahrzehnten keine Aufmerksamkeit schenkte und sie als wenig nutzbringendes Holz des Waldes entfernte. Der Naturschutz nahm sich ihrer an, und sie ist seither als Naturdenkmal auf den Forstkarten verzeichnet. Eigenartig ist das Verbreitungsgebiet dieses Apfelgewächses. In den Bergwäldern Mitteldeutschlands ist der Baum zerstreut bis selten, in den Alpen reichlich vorhanden, aber nach Westen abnehmend und in manchen Kantonen der Schweiz fehlend. Im nordwestdeutschen Flachlande ist die Elsbeere nicht vorhanden, im nordostdeutschen kommt sie zerstreut bis selten vor, in Ostpreußen gar nicht. Im Kreise Ueckermünde ist Pirus torminalis vereinzelt vorhanden in den Jagen 199, 204 und 205 der Jädkemühler Forst, ein Baum bei der Försterei Alt-Eggesin, Jagen 81 der Forst Neuenkrug ein Baum und gegen 20 in Jagen 94 und 95 des Forstreviers Uhlenkrug, die 40—70 cm Umfang und 8—12 m Höhe haben.

Nicht unerwähnt soll der Efeu bleiben. Er ist ein Vertreter der atlantischen Flora, der sein Hauptverbreitungsgebiet in den Gegenden der Nordsee hat und an der Ostsee in einem schmalen Streifen entlang bis nach Ostpreußen hin noch wild wächst. Unter dem ausgeglichenen feuchteren und milden Klima des Haffs findet er ein gutes Fortkommen, und wo er sich besonders wohl fühlt, klimmt er an den Stämmen bis in die Kronen empor, z. B. im Riether Walde in den Jagen 59, 104, 190 und 195. — Atlantisch ist auch die einzige Liane unseres Waldes, das Wald-Geißblatt, Lonicera periclymenum, das sich an Bäumen emporwindet und seine langen, stark duftenden Blüten zum Licht hebt, während das gemeine Geißblatt, L. xylosteum, ein nicht klimmender niedriger Strauch bleibt. Auch die Alpen-Johannisbeere mit ihren aufrechten Blütentrauben und den fade schmeckenden Beeren findet sich in den meisten Mischwaldrevieren.

Die Bodenflora des Nadelwaldes.

Je nach der Güte der Bodenschicht ist die Pflanzenwelt verschieden. Nach dem Vorherrschen einer Art innerhalb der Pflanzengesellschaft hat man verschiedene Waldtypen unterschieden, die den Lebensraum recht gut charakterisieren und einen Maßstab zur Beurteilung der Baumschicht abgeben. Auf den dürftigen Sandflächen geben die Renntierflechten, Cladonia rangiferina und silvatica, den Ton an. Die Sandsegge gedeiht hier noch ganz gut, indem sie aus ihrem im Boden oft meterweit kriechenden Wurzelstock aus den Knoten derbe Wurzeln tief in den Sand senkt und die Blütentriebe oft schnurgerade ausgerichtet nach oben schickt. Schafschwingel, Festuca rubra, finden in diesem Flechten- (Cladonia) Typ ihr Fortkommen. Solche oder ähnliche Flächen bei Koblentz und Breitenstein tragen auch das Silbergras, Weingärtneria, dessen dichte Polster eine Austrocknung des Bodens etwas mildern. Vereinzelte Heidekrautbüsche sind vorhanden, und die Berg-Jasione gedeiht noch ganz gut. Der Kiefernwuchs ist mäßig und wenig ertragreich.

Im Heidekraut- (Calluna) Typ, verschiedentlich in den Forsten Jädkemühl, Torgelow und Koblentz vorhanden, gedeiht die Kiefer schon besser, erreicht aber noch nicht die Maße von bessern Böden. Zwischen dem herrschenden Heidekraut bleiben noch Lücken frei für die Preißelbeere, einzelne wilde Thymianpolsterchen, das Katzenpfötchen, die vorher genannten Schwingelgräser, den langrankenden Kolben-Bärlapp, die Goldrute, rundblättrige Glockenblume und andere.

Wo die Preißelbeere den weitesten Raum einnimmt, spricht man vom Preißelbeer- (Vaccinium vitis idaea) Typ, in dem auch die Gewächse der vorigen Typen vorkommen, aber gegen die Hauptart doch zurücktreten. Gelegentlich stellen sich ein die Wintergrünarten Pirola minor und chlorantha, Ramischia secunda und das doldige Winterlieb, auch der Fichtenspargel ist anzutreffen und die seltene Bärentraube im Eggesiner Gebiet.

Die größte Verbreitung besitzt der Heidelbeer- (Myrtillus) Typ in den Forsten Ziegenort, Jädkemühl und Torgelow, wo die Blau- oder Heidelbeere, Vaccinium myrtillus, meilenweite Strecken überzieht. Hier entfaltet die Kiefer ein Höhenwachstum seltener Pracht. Wacholder und eingesprengte Laubhölzer verschönern das Bild, und die schon vorher erwähnten Pflanzen treten häufiger auf. Von den Kleinsträuchern ist der behaarte Ginster, Genista pilosa, häufiger anzutreffen und an den Waldwegen und Waldrändern der Färber-Ginster. Im Ziegenorter Revier kommt stellenweise der Stechginster vor und in der Nähe der Försterei Düsterort die Kreuzung von Blau- und Preißelbeere, Vaccimium intermedium. Das Gebiet der Torgelower und Rothemühler Forst weist Linnaea borealis stellenweise in großen Beständen auf. Die Bärlappe sind fast alle anzutreffen: Lycopodium annotinum, im Forstbelauf Schmidts-

eiche vielfach, bei der Schwedenschanze bei Ueckermünde, der Forst Ziegenort und Neuwarp; Lycopodium inundatum im Ueckermünder Schützenwalde und Schmidtseiche, Lyc. selago im Torgelower Gebiet, Jatznick und Beverteich, Lycop. complantum bei Ueckermünde, Schmidtseiche und Neuwarp.

Von den Farnen tritt der Adlerfarn in Menge und an feuchteren Stellen in beträchtlicher Höhe auf. Hier stellt sich auch der dornige Schildfarn ein in Gemeinschaft mit dem Pfeifengras und der Rasenschmiele. An dem Waldwege von Jädkemühl nach Beverteich bemerkte ich mehrfach den Bastard vom kriechenden und gestreckten Fingerkraut.

auf Waldblößen ihre Standorte haben. Die Goldnessel überzieht mit ihren langen Ranken weite Strecken des Bodens, wie der kriechende Günsel an feuchteren Teilen des Waldweges; des Waldmeisters Blüten legen einen weißlichen Schimmer über den Teppich, in dem Perlgras und Flatterhirse, Berg-Platterbse, Sauerklee und Waldwicke eine freudige Farbenmischung bewirken. Fast ganz pflanzenleere Stellen sind öfter mit dem zarten Eichenfarn überdeckt. Seltenere Erscheinungen, nur in der Rothemühler Forst vorhanden, stellen Zahnwurz, die Türkenbund-Lilie, der dem Waldmeister nahe verwandte Färber-Meier und Arnika dar, die je-



Aufn. Fritz Kraemer — Partie im Torgelower Walde (Lehmkule)

Die Pflanzen des Laub- und Mischwaldes.

Sie sind bald mehr bald weniger abhängig von den Laub- und Lichtverhältnissen. Die eine Gruppe ist sehr lichtbedürftig und muß sich daher so einrichten, daß ihre Hauptblüte vorbei ist, wenn der Wald sich völlig belaubt. Diese Vorfrühlingspflanzen besitzen fast alle nahrungsspeichernde Wurzelstöcke oder Zwiebel und können also früh blühen. Dahin gehören die Erstlingspflanzen des Jahres: weiße und gelbe Anemone, Leberblümchen, Wald- und beharrtes Veilchen, Scharbockskraut, Gold-Milzkraut, Hainsimse, gelber Goldstern, Binzelkraut, Schuppenwurz, der auf den Wurzeln mancher Laubbäume schmarotzt, Frühlings-Platterbse und der mittlere Lerchensporn.

Ihnen schließen sich die eigentlichen Frühlingspflanzen des Laubwaldes und der Laubgebüsche an, die mit weniger Licht zufrieden sind oder an Waldwegen, Waldrändern oder

dem Pflanzenfreund zur absoluten Schonung empfohlen werden.

An feuchteren Stellen, namentlich in der Nähe der Bäche, erhebt der wollige Hahnenfuß seine gelben Blüten, und etwas später erschließt die Hain-Miere ihre weißen Sterne, während ihre Schwester, die großblumige Miere, Stellaria holostea, mehr trockneren Boden liebt wie das spärlich vorhandene Christophskraut und die noch seltenere Erbsen-Wicke. — Die Sommerpflanzen haben ihre Hauptblütezeit, wenn die Hundstage beginnen. Dann fallen die vorkommenden Knabenkräuter auf: die Kuckucksblumen, Platanthera bifolia und chlorantha, deren weiße Blütentrauben gegen Abend einen zarten Duft aushauchen, das rote Waldvöglein mit den verhältnismäßig großen schönen roten Blüten dürfte im Rothemühler Gebiet nur noch ganz vereinzelt vorkommen; häufiger sind breitblättrige Sumpfwurz und das Zweiblatt, Listera ovata.

Die Gewächse der Moore.

Unberührte Moorflächen sind kaum im Kreise vorhanden; aber stellenweise haben sich noch Teile mit den Moorpflanzen zu halten verstanden, wo die Torfmoose kleine Polster bilden oder das goldene Frauenhaar dichtere etwas erhöhte Flecke erzeugt hat. Hier rankt mit zierlichen Stengeln die rotblühende Moosbeere, die im Spätsommer ihre korallenroten Beeren auf das Moos legt. Daneben bildet der wilde Rosmarin handlange, holzige, beblätterte Stengel, an denen die krugförmigen rosenroten Blütenglöckchen hängen. Kleine Dickichte bildet zuweilen die Sumpf- oder Rauschbeere mit blaugrünen Blättern und blaubereiften mehr eckigen Beeren. Am Waldrande bei Torgelow hatte Calla palustris das ganze Wasserloch ausgefüllt. Das Waldmoor bei Beverteich beherbergt viel Sumpfporst und an einzelnen Teilen den ebenfalls stark duftenden Gagelstrauch. Hier war die hübsche Glockenheide keine Seltenheit. Der rundblättrige Sonnentau liebt außer den Polstern der Torfmoose die feuchten, ziemlich kahlen Moorstellen. Fieberklee und Sumpfprimel haben hier Wohngebiete, und von den Farnpflanzen sind der Sumpf-Punktfarn und vor allem der unter Schutz stehende Königsfarn zu nennen. Letzterer kommt außer dem Gebiet bei Beverteich im Kreise noch vor bei Bornkamp und im Weißen Moor bei Jädkemühl (nach Bartelt), bei Jatznick (nach Kruse), bei Torgelow mehrfach, bei Wahrlang—Albrechtsdorf und Neuwarp.

Die Flora der feuchten Wiesen.

Die feuchten Wiesen am Haff bei Ueckermünde enthalten außer den gewöhnlichen Wiesengräsern Calamagrostis neglecta. Der Meerstrands-Dreizack zeigt etwas salzige Stellen an, und der Wiesen-Storchschnabel mit seinen großen hellblauen Blüten ist hier eine auffallende und seltene Erscheinung; der gebräuchliche Wiesenknopf erhebt seine blutroten Blütenköpfe, die aus vielen sitzenden Einzelblüten bestehen, über die Gräser empor. Noch höher und durch ihre Zahl auffallend ist die Sumpf-Distel, in deren Gesellschaft sich die unvermeidliche Kohl-Distel mit ihren bleichblättrigen Blütenkörben befindet. Der Bastard zwischen beiden war spärlich vorhanden. Recht interessant ist das reichliche Auftreten der Bach-Distel, Cirsium rivulare, die in Pommern sehr selten ist.

An und in den Wiesengräben tritt die größte und derbste Krautpflanze, die Engelwurz, Archangelica officinalis, auf. Weidenröschen schmücken die Gegend: Epilobium hirsutum, parviflorum, abscurum und adnatum; der langblättrige Ehrenpreis erfreut das Auge mit seinen langen, blauen Blütenähren. Die röhrige Pferdesaat tritt nicht selten am Wasserrande auf; nicht weit davon findet sich der Gamander, Teucrium scordium, während stellenweise die gebräuchliche Brunnenkresse förmlich das Wasser überwuchert. Dichte, beschattete Säume am Wasser und weithin erkennbar bilden die großen unterseits weißfilzigen Blätter von Petasites tomentosus.

Von dem Moosbruch bei Jatznick sind (nach Kruse) bemerkenswert eine Mondraute, Botrychium rutaceum, und die Natternzunge, beides eigenartige Farnkräuter. Einst war hier auch die Mehlprimel nicht selten anzutreffen; aber sie ist schon seit Jahrzehnten der Wiesenkultivierung zum Opfer gefallen. Nur bei Koblentz unweit der uckermärkischen Grenze erfreut sich Primula farinosa noch ungestörten Wachstums in Gesellschaft mit dem interessanten Fettkraut, dem Sumpf-Läusekraut und den Knabenkräutern Orchis latifolius und incarnatus. — Von der einstigen Salzflora auf dem Koblentzer Gebiet ist auf pommerscher Seite nicht viel übrig geblieben. Nur im und am Röhricht der Abzugsgräben kann man außer der häufig vorhandenen Meerstrands-Simse vereinzelt antreffen Glaux maritima, Triglochin maritima und Samulus valerandi.

Auf Bahnhofsgelände und auf Schuttplätzen.

Beide Oertlichkeiten sind für den Pflanzenfreund oft ergiebige Quellen stiller Freude. Hier sind Arten eingeschleppt, die sich teils halten und als neue Bürger unseres Pflanzenkleides Heimatrecht erworben haben, teils aber auch nur einen Sommer aushalten und, ohne eine Spur zu hinterlassen, vergehen, bis eine erneute Einschleppung erfolgt. Auf dem Bahnhof in Pasewalk habe ich mehrere Jahre hindurch das kleine Liebesgras, Eragrostis minor, gesehen, zuletzt 1932. Es stammt wahrscheinlich aus dem Mittelmeergebiet und hält sich bei uns sehr gut, nur werden die Gelände der Bahnhöfe zu rein gehalten. Auf fast jedem größern Bahnhof, Pasewalk, Jatznick, Ferdinandshof, Torgelow ist der Zweisamer, Diplotatis muralis, anzutreffen, der schon seit Jahrzehnten aus den westdeutschen Gebieten seinen Weg zu uns gefunden hat. Ein dritter Einwanderer ist der Wanzensame, Corispermum hyssopifolium, dessen sparrige, niederliegende Stengel mit den anliegenden schuppenartigen Blättern gleich verraten, daß er eine Trockenlandspflanze ist. Einen fremden Eindruck macht auch der rauhhaarige Amarant, Amarantus retroflexus, bei Pasewalk, Jatznick, Ferdinandshof und Torgelow, der mancherorts in der Provinz schon lange bekannt ist. Seine

eigentliche Heimat ist nicht bekannt. In der Flora von Schmidt 1840 ist der Amarant noch nicht erwähnt, und auch Marsson gibt ihn in seiner Flora von Neuvorpommern und Rügen 1869 noch nicht an.

Auf dem Schuttplatz am Hafen in Ueckermünde waren vorhanden Linaria minor, Diplotaxus muralis, Lepidium murale und Sisymbrium sinapistrum. Dieser hohe, ansehnliche Kreuzblütler ist erst seit kaum einem Jahrzehnt im Kreise vorhanden. Von den fremden Gräsern sind oft vertreten die Kanarienhirse und Panicum miliaceum.

An Dorfstraßen und Wegen.

Eine auf Dorfauen fast nie fehlende Pflanze ist der Eisenhart, Verbena officinalis, und die strahlenlose Kamille, ein Fremdling, von dem auch nicht recht die Heimat bekannt ist. Seltener ist der Andorn, Marrubium vulgare, dessen weißfilzige Blätter auffallen; ich traf ihn in Blumenthal, wo auch die Katzenmelisse stand. In Koblentz stehen der gemeine und der Garten-Kerbel in Menge beieinander. Letzterer stammt aus den Mittelmeerländern und ist schon lange zum Küchengebrauch eingeführt worden und vielfach verwildert. Die Kamminze, aus dem mittleren und östlichen Asien stammend, ist schon früh bei uns zu arzneilichen Zwecken angepflanzt worden und später vielfach an Zäunen und auf Gartenland verwildert, z. B. bei Jatznick und Ueckermünde. Und ähnlich ist es mit dem Zwerg-Holunder in Sandförde gewesen, der auch frühzeitig medizinisch verwandt wurde.

An der Chaussee beim Bahnhof Jatznick hat sich eine bunte Gesellschaft zusammengefunden. Viele geknäuelte Glockenblumen erfüllten Abhang und Graben der Straße mit blauem Schein, zartrosa leuchtete die Blüte der Prachtnelke, mit weißem Schimmer wartete die kümmelblättrige Silje auf, und ein sattes Gelb mischte der Färber-Ginster hinein; eine freudige Farbensymphonie. Am nahen Waldrande und etwas ins Gebüsch hinein hatte das Salomonssiegel, Polygonatum multiflorum, seinen Standort ausgesucht, und etwas weiter am Chausseerande blühte viel Lathyrus silvester.

Die Pflanzenwelt der Mauern.

Einen kleinen Abstecher müssen wir zum Schlusse noch nach den Feldsteinmauern machen; es sollen aber die Ziegelmauern nicht ausgeschlossen sein. Die Mauern aus Feldsteinen bilden z. B. in Blumenthal nicht allein eine besondere vorteilhafte Eigentümlichkeit des Dorfes, sondern auch einen Schmuck, den man nicht missen möchte. Was wäre diese Ortschaft wohl ohne die Mauern und mit gewöhnlichen Gartenzäunen! Sie hätte allen Reiz verloren, und es darf daher nie zugegeben werden, daß diese Feldsteinmauern beseitigt werden. Aus den Zwischenräumen der Steine wachsen allerlei Krautpflanzen heraus und bilden, gedanklich zusammengenommen, einen bunten Strauß. Früh im Jahr streckt das Schöllkraut seine gelben Blüten hervor; hier fängt das Veilchen an zu blühen, dessen Samen auch die Ameisen hierhin verschleppt haben; an andrer Stelle haben sich das Sandkraut, Arenaria serpyllifolia, Ackerhornkraut, Acker- und Vogelmiere angesiedelt.

Vor allem aber interessieren uns die Mauern als Standorte der Farnkräuter, von denen sie bald mehr, bald weniger reichlich an Art- und Individuenzahl besetzt sind. Vielfach wächst aus den Spalten der Wurmfarn hervor, dessen Keime durch den Wind verweht werden. Manchmal ist auch sein naher Verwandter, der dornige Punktfarn, vertreten, z. B. an den Mauern in Pasewalk und in Ferdinandshof. Fast immer vertreten ist der Tüpfelfarn oder Engelsüß, der von kleinster Gestalt bis mehr als Handlänge sich entwickeln kann. Manchmal bildet er richtige kleine Dickichte, wenn er seine recht kräftigen Wurzelstöcke etwas tiefer in die Fugen des Mauerwerks bringen kann. Da er auch im Winter grün bleibt, sieht eine mit Engelsüß besetzte Kirchhofsmauer immer freundlich aus. Der typische Mauerfreund unter allen Gewächsen ist bei uns die Mauerraute, Asplenum ruta muraria, jener kleine Farn, der in der Ebene nur an Mauern vorkommt. Aus dem Kreise Ueckermünde ist er nur bekannt von der Stadtmauer in Pasewalk und der Mauer des alten Friedhofes. Kaum größer ist der braunstielige Streifenfarn, der bei uns auch meistens an Mauern, aber auch auf dem Erdboden wächst. Im Kreise kommt er vor in Ferdinandshof an der Kirchhofsmauer und in Pasewalk an der Stadtmauer. Selten fehlt an einer alten Feldsteinmauer der Blasenfarn, so benannt, weil seine Sporenhäufchen wie kleine Bläschen erscheinen. Er ist größer und zerbrechlicher als die vorigen, und seine Wedel frieren im Winter bis auf den ausdauernden Wurzelstock ab.

Aus der Vogelwelt der Ueckermünder Heide

Von Walter Libbert

Wiese, Wald und Wasser bestimmen das Gesicht der Landschaft in der Ueckermünder Heide und damit auch die Zusammensetzung ihrer Vogelwelt. Einige ihrer markantesten Gestalten wollen wir hier betrachten.

März ist es. Da klingt über den Ueckerwiesen eine neue Vogelstimme, ein herrliches Flöten. Ein graubrauner Vogel fliegt auf, flötet laut, das Rufen schwillt an — dann schwebt er ohne Flügelschlag herab, und die Stimme erstirbt in einem klagenden Triller. Nun steht der Vogel auf der Wiese und läßt sich betrachten: Ein langbeiniger, großer Kerl, wohl 40 cm hoch, mit langem, nach unten gebogenem Schnabel. Der Brachvogel ist es, auch Kronschnepfe genannt, die größte einheimische Schnepfenart. Ende April liegen in einer Mulde auf der Wiese vier grünliche Eier mit braunen Flecken, und wenn die Heuernte beginnt, erschallt den ganzen Tag das aufgeregte Rufen der Alten, die um ihre Jungen besorgt sind. Ende Juli verlassen alle ihre Brutplätze und sammeln sich auf den Watten der Nordsee, die ihnen bis weit in den Herbst hinein Nahrung spenden.

Ueber die Schilfhalme am Torfloch sieht der Kopf eines großen Vogels dich an, schwarzweiß gezeichnet mit starkem, gelbem Schnabel, ein Fischreiher. Immer höher reckt sich der Kopf, immer dünner und länger wird der Hals, bis du ihm zu nahe gekommen bist und er die großen Schwingen ausbreitet. Langsamen Flügelschlages entfliegt er, die langen Beine nach hinten gestreckt, den Hals S-förmig zusammengelegt. Du folgst ihm mit den Augen und siehst, wie er dem Kiefernhochwald zustrebt. Und wenn du ein Glas hast, siehst Du vielleicht, wie er dort, wo der Wald des Forstamts Jädkemühl an die Ueckerwiesen grenzt, herabschwebt. Die langen Beine läßt er hängen und mit ein paar schwerfälligen Flügelschlägen landet er auf einer hohen Kiefer. Dort ist die Brutkolonie der Reiher. In den dichten Kiefernkronen sind die Reisigklumpen der Horste versteckt, etwa 80 Stück; genau lassen sie sich kaum zählen. Einige von ihnen sind unbewohnt, die haben sich Raubvögel angeeignet: Wanderfalk, Turmfalk und Schwarzer Milan (Gabelweihe) leben in bestem Frieden mit den Reihern. Deren Feinde sind die Krähen. Wenn in den Reiherhorsten die Gelege voll sind und das Weibchen auf den 3 oder 4 blaugrünen Eiern brütet, erspähen diese grauen Gesellen mit List eine Gelegenheit, wo das Nest unbewacht ist. Dann ist die Zeit für den Raub günstig: schnell ist ein Ei mit dem Schnabel aufgespießt und fortgetragen. Irgendwo auf dem Erdboden wird dann der Inhalt ausgeschlürft und verzehrt. Weit wird die Beute meist nicht getragen; denn man findet in dieser Zeit die Reste solcher Eier häufig unmittelbar unter den Horstbäumen. So wird in der Brutzeit die Kolonie oft schwer geschädigt. Alle Eier aber erbeuten die grauen Diebe doch nicht, und nach etwa 3½ Wochen sind die jungen Reiher geschlüpft. Dann sind die Alten unermüdlich unterwegs; denn es gilt nicht nur selbst satt zu werden, sondern auch die hungrigen Schnäbel im Nest zu stopfen. An Torflöchern, Gräben, kleinen Teichen, an der Uecker und am Haff stehen sie und fischen. Ist der Kropf gefüllt, so geht es schweren Fluges heimwärts, wo den Jungen die Beute vorgewürgt wird. Täglich sieht man die Reiher zu dieser Zeit hoch über der Stadt vom Haff zur Brutkolonie ziehen oder umgekehrt, und oft klingt noch bei tiefer Dämmerung vom Himmel ihr rauher Schrei herab.

Gegen frühere Zeiten ist der Reiher selten geworden in Deutschland. Wegen seiner Schädlichkeit hat man ihn verfolgt; doch ist der Schaden, den er angeblich unter dem Fischbestand anrichtet, stark übertrieben worden. Auch kleinere und kleinste deutsche Flüsse hatten früher ihre Reiherkolonie. Alle Reiher wurden satt, und der Mensch fing auch noch genug Fische; mehr als heute. Als dann überall Fabriken emporwuchsen, machten ihre Abwässer die Gewässer fischarm; die Fischerei ging zurück. Und anstatt an seine eigne Brust zu schlagen, suchte der Mensch die Ursachen für diese Erscheinung anderswo und verfolgte alles, was Fische fraß. In erster Linie den Reiher. Heute ist wohl diese übermäßige und ungerechte Verfolgung zum Stillstand gekommen, und wir dürfen hoffen, daß die heute bestehenden Reiherkolonien erhalten bleiben. Freuen wir uns, daß auch unsere Heimat noch eine beherbergt.

Die großen Wälder der Ueckermünder Heide bieten aber noch viel größeren Seltenheiten Schutz und Wohnung. Der größte deutsche Raubvogel, der Seeadler, brütet noch bei uns! Aus den meisten Gegenden unseres Vaterlandes ist er verschwunden, nur Pommern, Ostpreußen und Mecklenburg bewohnt er noch. Auf einer starken Kiefer irgendwo im Forstamt Jädkemühl steht sein Horst, ein gewaltiger Bau. Er ist sicher sehr alt. Jahr für Jahr haben die Vögel im Frühling an ihm gebaut, immer neue Aeste und Zweige herangeschleppt und damit die Schäden ausgebessert, welche die Winterstürme der Adlerwiege zu-

fügten. Heimlich und still ist das Adlerpaar am Horst, und wer sich laut dem Brutplatz nähert, wird kaum einen von ihnen zu Gesicht bekommen. Wer aber den Adler auf mächtigen Schwingen durch die Baumkronen davoneilen sieht, wird diesen Anblick nicht vergessen. Das herrlichste Bild aber ist uns erst beschieden, wenn es das Glück besonders gut mit uns meint und wir den Adler aufgebaumt beobachten können. Die groben Fänge, das starke Gefieder, der klobige, horngelbe Schnabel — alles vor dem Hintergrund dunkelgrüner Kiefernkronen, blauer Himmel mit leuchtend weißen Wolken darüber — das ist ein Bild wie aus längst vergangenen Zeiten.

Das Jagdgebiet des Seeadlers ist das Haff, wo er Fische und allerhand Wassergeflügel jagt. Der Taucher, der bei seinem Nahen fliegend ins schützende Schilf flüchtet, ist gerettet; denn fliegende Vögel vermag der Adler nicht zu schlagen. Wer aber tauchend der Gefahr zu entrinnen versucht, ist verloren. Er wird durch harte Verfolgung ermüdet; immer kürzer werden die Zwischenräume, in denen er auftaucht, um Luft zu schöpfen, bis er in solch einem Augenblick von starken Krallen für immer dem nassen Element entrissen wird.

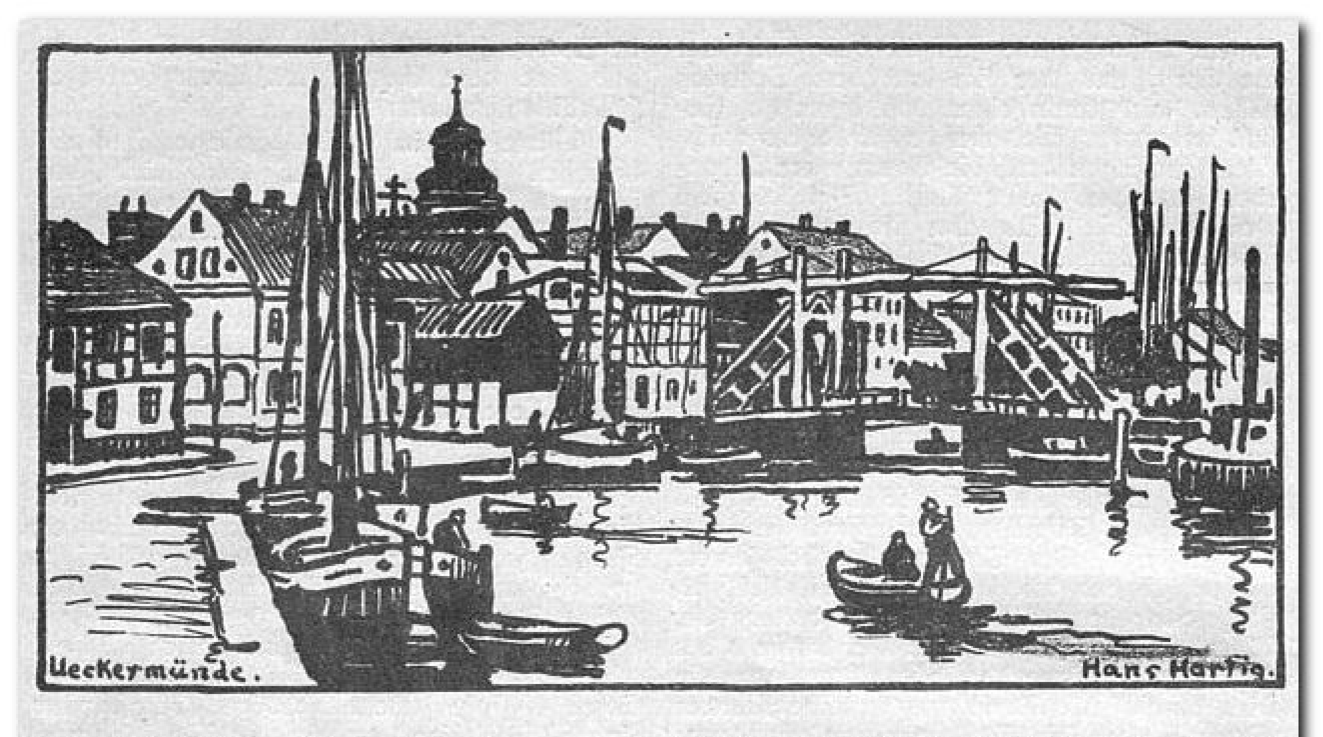
Durch das Sammeln von Fraßresten unter dem Horstbaum konnte festgestellt werden, daß zu seinen Beutetieren auch erwachsene Fischreiher gehören. Wahrscheinlich überrascht er sie, niedrig über dem Schilf fliegend, wenn sie fischend an der Schilfkante im flachen Wasser stehen.

Das Gelege des Adlers besteht nur aus 2 Eiern. Meist wird aber nur ein Jungvogel groß. 1934 allerdings wuchsen 2 Jungadler in unserm Horst heran. Im Alter von etwa 10 Wochen verließen sie den Horst. Wo werden sie bleiben? Werden sie bei ihrem winterlichen Umherschweifen der Kugel eines Jägers zum Opfer fallen, der ihnen die Ente nicht gönnt und sich kalt über alle Schutzbestimmungen hinwegsetzt? Oder werden sie nach 3 Jahren, wenn sie fortpflanzungsfähig sind, irgendwo in Norddeutschland einen neuen Horst gründen und eine neue Gegend mit ihrem herrlichen Flugbild schmücken? —

Wenn spät im Herbst der letzte Star uns verlassen hat, wenn der Herbstwind den Bäumen die letzten bunten Blätter nahm und morgens die Ueckerwiesen weiß von Reif sind, dann beginnt draußen auf der weiten Fläche des Haffs ein neues Leben. Nordische Wasservögel, die der Winter aus ihrer Heimat vertrieb, versammeln sich hier, angelockt durch die Nahrung, die das Haff ihnen reichlich bietet. Ueberall liegen Bergenten und tauchen an flachen Stellen nach Schnecken und Muscheln. Schellenten klingeln vorüber und fallen auf dem Wasser ein, wo schon Reiherenten und unsere einheimischen Stockenten liegen. Reißenden Fluges sausen die prächtigen großen Säger vorbei nach ihren Fischgründen, wo ihre kleinen Verwandten — die Zwergsäger — schon beim Fischfang sind. Und im flachen Wasser, wo die Schilfspitze weit ins Haff vorspringt, liegen 12 große schneeweiße Vögel. Singschwäne sind es, die hier vom Grunde ihre Nahrung heraufholen. Mißtrauisch, mit gerade emporgerecktem Hals mustern sie den Beobachter und fliegen mit hellen Trompetentönen auf, wenn er ihnen zu nahe kommt. Ab und zu erscheint ein Wanderfalk oder auch ein Seeadler und bringt Unruhe über die Enten- und Sägerschar.

So herrscht reiches Leben auf dem Haff, bis auch bei uns der Winter seine Herrschaft antritt und den Wintergästen ihre Nahrungsgründe verschließt. Einige Stellen im Haff haben noch offenes Wasser, und hier drängt sich das reiche Vogelleben noch kurze Zeit zusammen. Bis der Frost auch sie verschließt und die Nordländer weiter treibt. Kommt aber milderes Wetter und zerreißt der Sturm die Eisdecke, so sind sie gleich wieder da und bleiben bis weit in den Frühling hinein. Denn lange währt der Winter in ihrer Heimat, und sie scheiden erst, wenn bei uns Lerche, Drossel und Rotschwänzchen in Feld, Wald und Stadt ihre Frühlingslieder singen.





Geschichte der Stadt Ueckermünde

Von August Bartelt

Soweit wir wissen, war unsere Gegend, nachdem die skandinavischen Gletscher sie verlassen hatten und auch der Haffstausee abgeflossen war, von germanischen Völkerschaften bewohnt. Als diese während der Völkerwanderung zum größten Teil nach Süden wanderten, nahmen Wenden von dem nur noch sehr dünn bevölkerten Lande Besitz. Sie gliederten ihr Gebiet in Burgbezirke, auch wohl Kastellaneien oder Provinzen genannt. Der Burgbezirk, der den nördlichen Teil unseres Kreises umfaßte, hieß Rochow (der Name hat sich noch bis heute erhalten), und der Vorort dieses Bezirks war das heutige Ueckermünde. Die Burg lag da, wo heute das Schloß steht. Schon aus dem Jahre 1178 wird urkundlich ein Landtag erwähnt, der super introitum fluminis ucrensis (über der Mündung der Uecker) gehalten wurde. Die Vorburg eines wendischen Kastellaneibezirks war der Sitz eines wendischen Edlen, des Kastellans, der von hier aus den Bezirk verwaltete. Aber die Burgen waren nicht nur die Sitze der Landesverwaltung, sie dienten bei feindlichen Einfällen auch den Landbewohnern als Zufluchtsstätte, und im Frieden waren sie Mittelpunkte des geschäftlichen Lebens, denn bei ihnen war der Markt eingerichtet, an dem allein die zollpflichtigen Waren verkauft werden durften. Infolgedessen siedelte sich hier auch gern die handeltreibende und gewerbliche Bevölkerung an, und so entstand, allerdings außerhalb der Burg, aber doch in ihrem Schutze ein Burgflecken. Dies geschah namentlich, als nach der Einführung des Christentums die pommerschen Herzöge Deutsche aus Ostfriesland und Holstein in das durch viele Kriege entvölkerte Wendenland riefen. Damals entstand auch bei der Burg Rochow bald ein Flecken, der schon 1223 urkundlich Ucramund genannt wird. Noch 1259 wird der Ort als oppidum (Flecken), 1276 aber bereits als civitas (Stadt) bezeichnet, und ihre Bewohner waren, nach den 12 Namen, die in einer Urkunde aus dem Jahre 1284 aufgeführt werden, zu urteilen, nur Deutsche. In welchem Jahre der Ort Stadtrechte erhielt, ist nicht mehr zu ermitteln. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß es im Jahre 1260 geschah, als Barnim I. hier ein Kloster der Viktorinermönche gründete.

Der Raum, auf dem die Stadt sich ausdehnen konnte, war sehr beschränkt. Er reichte vom Mädchenschulhause bis zur Schul- (jetzt Horst-Wessel-) Straße, denn der Platz von der Schulstraße bis zur Uecker war Burggebiet und wurde erst 1760, die Grabenstraße sogar erst 1810 eingemeindet. Die Stadt hatte also nur eine Länge von etwa 300, eine Breite von etwa 250 Metern. So eng der Raum, so beschränkt das Glück. Viel gute Tage hat unsere Stadt in den ersten 5 Jahrhunderten ihres Bestehens nicht gesehen. Zunächst waren es die Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen auf die Lehnshoheit über Pommern, die zu einem durch Jahrhunderte währenden Kleinkriege zwischen Pommern und Brandenburg

führten, in dem auch Ueckermünde oft hart mitgenommen wurde, denn die Kriege der damaligen Zeit waren Beutezüge, und was nicht mitzunehmen möglich war, wurde vernichtet. Daneben hatte die Stadt im 14. und 15. Jahrhundert oft unter den Ueberfällen räuberischer Ritter zu leiden. Wagte es 1464 doch Zacharias Hase aus Torgelow, am hellen Tage in die Stadt einzufallen, die Ratmänner gefangen in seine Burg zu führen und nur gegen hohes Lösegeld freizugeben. Vier Jahre später wurde die Stadt etwa drei Monate lang von dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich II. belagert und beschossen. Zwar gelang es dem „Eisenzahn" nicht, ihre Mauern zu brechen und in sie einzudringen, er mußte vielmehr fluchtartig wieder abziehen, aber sie hatte doch durch Vernichtung der Ernte und Lahmlegung des Handels und Gewerbes sehr gelitten. Fünf Jahre später traf die Stadt ein neues Unglück. Ostern 1473 schlug hier ein Blitz ein, und da die Häuser ausschließlich aus Lehmfachwerk hergestellt und mit Stroh gedeckt waren, lag bald die ganze Stadt in Asche. Wie es scheint, wollten die Bürger sie garnicht wieder aufbauen und den armseligen Ort verlassen. Nur den Bemühungen des damaligen Bürgermeisters Tymme Woserow und der reichen Unterstützung des Herzogs, der Bauholz aus seinen Forsten umsonst hergab, war es zu danken, daß sie wieder aus der Asche erstand.

Bogislav X. machte 1493 den Streitigkeiten mit Brandenburg durch einen Vertrag ein Ende. Es folgten nach 300jährigem Kampfe 150 Jahre des Friedens, und man sollte meinen, daß die Stadt in dieser Zeit aufgeblüht wäre. Aber weit gefehlt. In den uns erhalten gebliebenen Eingaben jener Zeit finden wir aus Ueckermünde nur Klagen. Alles klagte, die Schiffer über den Ueckerzoll, die Holz- und Getreidehändler über die auswärtige Konkurrenz, die Fischer über die Fischarmut des Haffs, die Landwirte über die Ertraglosigkeit ihrer Aecker, die Handwerker über Pfuscher und Bönhasen, und mag auch manche dieser Beschwerden übertrieben sein, die Verhältnisse der Bürgerschaft waren tatsächlich nur ärmlich. Das erkennt man noch heute an dem Stadtbilde. Vergebens sucht man hier nach den gotischen Giebelhäusern, wie sie in anderen Städten von wohlhabenden Familien erbaut wurden. Die Häuser von Ueckermünde waren immer noch aus Lehmfachwerk; der einzige Steinbau war wohl des herzogliche Schloß und neben ihm vielleicht noch die Kirche. Auch sonst machte die Stadt wohl einen Eindruck wie unsere Dörfer vor etwa 100 Jahren. Noch 1561 mußte die Stadtverwaltung angewiesen werden, dafür zu sorgen, daß Gasthöfe eingerichtet würden, und weiter sollte sie Höker verordnen, bei denen die Leute Hering, Dorsch, Butter, Salz, Teer, Schmer und Lichte kaufen könnten. Immerhin zählte die Stadt 1620 238 Bürger. Das entspricht einer Einwohnerzahl von rund 1600 Personen, also etwa einem Fünftel der heutigen Zahl, und wenn ihre wirtschaftliche Lage auch nicht glänzend war, so merkt man doch an allem, daß ihr Leben in ruhiger Behaglichkeit dahinfloß. Da wurde 1627 der Schauplatz des Dreißigjährigen Krieges auch nach Pommern ausgedehnt, wenigstens erhielt Pommern kaiserliche Besatzung. Ueckermünde blieb bis 1630 noch davon verschont, weil hier auf dem Schloß pommersche Besatzung war. Als aber die Landung Gustav Adolfs von Schweden in Pommern drohte,



Ueckermünde nach Eilhard Lubin (1617)

wurde auch unsere Stadt von den Kaiserlichen besetzt. Wie aber die Schweden siegreich vordrangen, fühlten sie sich hier nicht mehr sicher. Sie verließen den Ort nach gründlicher Plünderung, und bald darauf zogen die Schweden ein. Auf die Einzelheiten, wie im Laufe der



Das alte Stadtwappen von Ueckermünde

nächsten sieben Jahre die Stadt bald in den Händen der Kaiserlichen, bald der Schweden war, wie jede Truppe nahm, wo noch etwas zu nehmen war, wie eine die andere an Brutalität überbot, sei hier nicht eingegangen, erwähnt sei nur, wie es nach dem Kriege in der Stadt und ihrer Umgegend aussah. Von den 238 Bürgerfamilien, die vor dem Kriege hier wohnten, fanden sich noch 8 Bürger und 7 Witwen, und von den Gebäuden standen noch 10, in denen sich Menschen aufhalten konnten. Der Stadtackerhof, Neuendorf, die Wiek, die Stadtziegelei, der Stadtkeller, das Stadtkornhaus waren abgebrannt; fünf bis sechs Meilen in der Runde traf man kaum einen Menschen, und auch die wenigen, die übrig geblieben waren, wußten nicht, wie sie ihr Leben fristen sollten, da aus Mangel an allem der Boden nicht bestellt werden konnte. Liepgarten hatte vor dem Kriege 17 Bauern mit 72 und 4 Kossäten mit 16 Pferden und Ochsen gehabt, 1643 war es noch ganz wüst, und nach der Kirchenmatrikel war 1664 noch nicht abzusehen, wann sich wieder Menschen hier niederlassen würden. Von dem Dorfe Mönkeberg, das vor dem Kriege 18 Feuerstellen und eine Kapelle gehabt hatte, fand man 1664 nur die Trümmer, und das Dorf Damgarten, das in der Nähe von Bellin lag, ist überhaupt nicht wieder aufgebaut worden.

Während des Dreißigjährigen Krieges war 1634 das pommersche Herzogsgeschlecht mit Bogislav XIV. ausgestorben, und im Westfälischen Frieden 1648 fiel Pommern westlich der Oder an Schweden. Aber wenn mit diesem Frieden auch der Krieg beendet sein sollte, die erregten Wogen konnten sich sobald nicht wieder legen, langwierige Kriegsunruhen ließen den Norden Europas nicht zur Ruhe kommen. Schon 1655 brach zwischen Schweden und Polen ein Krieg aus. Das schwedische Heer wurde geschlagen und flutete über Vorpommern nach der Heimat zurück, überall plündernd wie in Feindesland, um den nachfolgenden Polen nichts übrig zu lassen. Diese gingen 1657 über die Oder, eroberten Gartz, Penkun und Pasewalk und belagerten auch Ueckermünde, konnten es aber nicht einnehmen, da die Bürger sich tapfer wehrten, bis der brandenburgische General Derfflinger die Polen vertrieb. Die Dörfer der Umgegend ließen sie aber als rauchende Trümmerhaufen zurück. Noch Jahrzehnte später bezeichnete man ihren Einfall als den „polnischen Brand“. — Es folgten wenige Jahre der Ruhe. Aber als der Große Kurfürst auf seiten des Reiches gegen die Franzosen kämpfte, stachelten diese die Schweden auf, in sein Land zu fallen. Sie wurden aber 1675 bei Fehrbellin zurückgeschlagen, und 1676 bemächtigten sich die Brandenburger unserer Stadt. Bis zum Jahre 1679 blieb nun Vorpommern auch in ihren Händen, bis der Große Kurfürst durch den Frieden von St. Germain gezwungen wurde, es an die Schweden zurückzugeben. Jetzt kamen wirklich einmal einige ruhige Jahre, und die schwedische Regierung suchte sie zu nutzen, dem Lande aufzuhelfen. Der Erfolg war gering. Ueckermünde hatte



Aufn. Emil Schäfer

Gesamtansicht von Ueckermünde

1664 wieder 42 Bürger und 1694 waren es ihrer 73, also etwa ein Drittel der Zahl von vor dem Kriege. Aber die Zustände waren trostlos. Die Stadt als Gemeinwesen hatte kaum irgendwelche Einnahmen, denn das Stadteigentum lag noch verwüstet, Kommunalsteuern im heutigen Sinne waren damals noch ganz unbekannt, und die Bürgerschaft zeigte auch nicht die geringste Neigung, irgend etwas für das Gemeinwesen zu tun. Ueberall tritt der brutalste Eigennutz in abstoßender Nacktheit hervor. Eigentlich war dies kein Wunder. Die Bewohner hatten während der vielen Kriege weiter nichts als Gewalttat gesehen, oft hatten sie sich monatelang im Waldesdickicht versteckt halten müssen, manche hatten wohl gar als Wegelagerer ihr Leben gefristet. Da war ihnen jeder Sinn für Ordnung verloren gegangen, und jede Obrigkeit, die sich ihrem selbstsüchtigen Treiben entgegenstellte, wurde mit Haß verfolgt. Der Bürgermeister von Ueckermünde schreibt 1698: „Wenn jemand gar schwer peccieret (gesündigt) hätte, so könne man ihm keine größere, ausgenommenere Kapitalstrafe auferlegen, als daß er zum Bürgermeister dieses Orts gemacht würde", und 1713 klagt der Rat, daß die Unordnung der widerspenstigen Bürgerschaft tief eingewurzelt sei und täglich überhandnehme. Dazu kam von außen her ein Unglück nach dem andern. In den Jahren 1708 und 1709 herrschte eine durch Mißwachs hervorgerufene Hungersnot, 1710 raffte die Pest etwa ein Viertel der Bewohner hinweg, und 1712 wurde die Stadt von Russen und Polen besetzt. Die härtesten Kontributionen wurden ausgeschrieben, alle Greuel des Dreißigjährigen Krieges wiederholten sich. Am 15. Januar 1713 ließ der russische Kommandant die Mitglieder des Rats eine halbe Stunde barfuß auf Eis stehen, um von ihnen 300 Rtlr. Kontribution zu erpressen. — Die schwedische Regierung sah ein, daß sie nicht imstande war, Pommern gegen die verbündeten Russen, Polen, Sachsen und Preußen zu behaupten. Sie trat darum 1713 Vorpommern bis zur Peene an Preußen ab, und Friedrich Wilhelm I. bewog seine Verbündeten, gegen Zahlung von 400 000 Tlr. Kriegskosten das Land zu räumen. Unsere Stadt stand nun also unter preußischer Verwaltung. Ihr Zustand geht mit erschütternder Deutlichkeit aus einer Eintragung im Kirchenbuch vom Schluß des Jahres 1712 hervor. Der Superintendent Winnemer schreibt da: „Wehe, wehe! Erkennet die Wahrheit des Wortes unseres Gottes Jeremias 7, 33 und 34. Die Leichname dieses Volkes sollen den Vögeln des Himmels und den Tieren auf Erden zur Speise werden, und ich will in den Städten wegnehmen das Geschrei der Freude und Wonne und die Stimme des Bräutigams und der Braut, und das Land soll wüste sein. Gott ändere die Zeiten und die Leute!"

Die Zeiten änderten sich. Unter preußischer Regierung trat an die Stelle der früheren Lotterwirtschaft strengste Ordnung. Nicht nur die Verwaltungstätigkeit eines Ehrsamen Rats wurde beaufsichtigt, auch die Bürgerschaft wurde streng im Zaum gehalten. In Ueckermünde wurde z. B. der Kommandant der Garnison angewiesen, dem Magistrat gegen tumultuarische Bürger Hilfe zu gewähren. Wenn jetzt jemand allzu widerspenstig war, wurde ihm ein Tribuliersoldat ins Haus gelegt, der ihm so übel zusetzte, daß er bald zu Besinnung kam. Um den Stadtetat ins Gleichgewicht zu bringen, wurden allerlei kleine Abgaben eingeführt. Wie gering aber die Einnahmen waren, zeigt der Etat von 1740, der mit rund 1500 Tlr. balanziert. Die Folge dieser Ordnung war ein Emporblühen der Stadt. In den knapp zwanzig Jahren von 1720 bis 1738 stieg die Einwohnerzahl von 700 auf rund 1200. Allerdings war damit noch nicht der Stand von vor dem Dreißigjährigen Kriege erreicht, und die Armut der Bewohner war, nach den Kirchenbucheintragungen zu urteilen, geradezu mitleiderregend. — Hatte Friedrich Wilhelm I. sich im wesentlichen darauf beschränkt, Ordnung zu schaffen, so war Friedrich II. vor allem darauf bedacht, die Bevölkerung durch Einführung von allerhand Industrien wirtschaftlich zu heben. Stadt und Kirche mußten Maulbeerplantagen anlegen, damit Seidenraupenzucht getrieben werden konnte; sogar ein staatliches Seidenhaus-Etablissement wurde hier gebaut. Tuch- und Hutmacher wurden angesiedelt und ein staatliches Wollmagazin für



Aufn. Emil Schäfer — Der Marktplatz in Ueckermünde



Aufn. Emil Schäfer — Die Ueckerstraße in Ueckermünde

Fidibus bediente. Doch mit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte die Schifferherrlichkeit hier ein Ende. Die Segelschiffahrt wurde durch die Dampfer zugrunde gerichtet. Ueckermünde wurde eine tote Stadt. Die Einwohnerzahl, die 1863 noch 4500 betrug, ging bis 1871 um fast 800 zurück.

Da brachten nach dem Kriege von 1870/71 die Gründerjahre einen neuen Aufschwung. Deutschland fing damals an, sich vom Agrarstaat zum Industriestaat zu entwickeln. Ueberall schossen die Fabriken wie Pilze aus der Erde, und die Nachfrage nach Mauersteinen war kaum zu befriedigen. Nun hatte Ueckermünde wegen

sie errichtet. Loh- und Weißgerbereien wurden mit staatlicher Unterstützung eingerichtet. Von dem allen hat sich nichts bis auf unsere Tage erhalten. Das einzige, wodurch Ueckermünde ohne staatliche Hilfe, lediglich durch die Unternehmungslust seiner Bewohner wirklich hochkam, war der Schiffbau. Die Oderregulierung und der Ausbau des Swinemünder Hafens nach dem Siebenjährigen Kriege gaben dem preußischen Handel einen ungeheuren Aufschwung. An ihm konnte sich Ueckermünde nicht beteiligen, denn die Uecker war bei mittlerem Wasserstande noch nicht 1 Meter tief. Aber der damalige Reichtum an Eichen in unserer Gegend bot Gelegenheit zum Schiffbau, und diese wurde so fleißig genutzt, daß Ueckermünde jahrelang an der Spitze des pommerschen Schiffbaues stand. In den 15 Jahren von 1781—1795 wurden hier 102 Seeschiffe vom Stapel gelassen, darunter auch eins für die Seehandlung in Berlin, das 20 Mann Besatzung führte und 31 000 Tlr. kostete. Die meisten Schiffe wurden für fremde Rechnung gebaut; allmählich entwickelte sich aber auch die hiesige Reederei. Im Jahre 1805 waren hier 25 Seeschiffe beheimatet, und 1863 war der Bestand sogar 43. Fast durch ein ganzes Jahrhundert war für Ueckermünde der Schiffbau das Schlüsselgewerbe. Schiffszimmerleute, Segelmacher, Seiler, Schmiede, Böttcher, Maler, Kupferschmiede und Gelbgießer hatten reichlich lohnende Beschäftigung, die Kaufleute zogen Gewinn aus den Lieferungen für die Verproviantierung der Schiffe, und die Reeder, die meist auch Kapitäne waren, verdienten ungeheuer. Der Schifferball war der Glanztag für Ueckermünde. Das Geld spielte dann keine Rolle; wird doch erzählt, daß ein Reeder bei einem solchen Fest sich zum Anzünden seiner Havanna einer Einhundert Taler-Note als

seiner ausgedehnten Tonlager schon seit alter Zeit Ziegeleien gehabt. Schon 1562 wurden von hier Mauersteine nach Stralsund verkauft. Als nun in den siebziger Jahren die Nachfrage nach Steinen so ungeheuer wuchs und der Preis für das Tausend auf 60 bis 72 M. stieg — in einzelnen Fällen wurden sogar 96 M. gezahlt — wurden auch hier Jahr für Jahr neue Ziegeleien errichtet, so daß ihre Zahl auf über 30 stieg, jede mit einer Jahresproduktion von mindestens 2 Millionen Steinen. Die Rolle der Reeder und Kapitäne übernahmen jetzt die Ziegeleibesitzer. Sie waren die Helden des Tages, und viele von ihnen wußten nichts Besseres anzufangen, als den mühelosen Gewinn so schnell als möglich zu vertun. — Aber die günstige Zeit dauerte nur ein gutes Jahrzehnt. Auf die Gründerjahre folgte der Krach, der den Ziegeleibesitzern nicht nur große Verluste an ausstehenden Forderungen brachte, sondern auch die Bautätigkeit ließ stark nach, und auch in anderen Gegenden waren viele Ziegeleien gegründet worden, die unsern starke Konkurrenz machten. Infolgedessen sanken die Preise, so daß oft mit Verlust verkauft werden mußte. Um dem Preissturz zu begegnen, schlossen sich die Ziegeleien von Ueckermünde und Umgegend 1894 zu einer Verkaufsgenossenschaft zusammen. Der Erfolg blieb zunächst nicht aus. Waren die erzielten Preise auch nicht besonders hoch, so konnte doch der Umsatz gesteigert werden, da die Genossenschaft in der Lage war, größere Aufträge zu übernehmen, als es dem einzelnen möglich war. So entwickelte sich von 1895—1898 ein flottes Geschäft nach Danzig, Königsberg, Rußland und Schweden. Aber bald wurden auch in diesen Absatzgebieten Ziegeleien errichtet, und das Geschäft flaute hier so ab, daß die Mitglieder der Genossenschaft ihre Produktion einschränken muß-

ten. Damit unzufrieden traten viele aus, und die Genossenschaft mußte sich auflösen. Infolge des wilden Verkaufs sanken die Preise vor dem Kriege auf 13 bis 14 Mark für das Tausend, so daß kaum noch die Erzeugungskosten gedeckt wurden. Während des Krieges lagen die Ziegeleien aus Mangel an Arbeitskräften und Nachfrage ganz still, und nach dem Kriege war das Geschäft infolge der durch die Geldknappheit verringerten Bautätigkeit so gering, daß nur wenige Werke die Produktion in kleinstem Umfange wieder aufnahmen; viele gaben ihre Tätigkeit ganz auf und brachen die Anlagen ab. — Aehnlich wie bei den Ziegeleien war die Lage bei unsern Sägewerken; auch sie waren wegen der geringen Bautätigkeit meist beschäftigungslos, und unsere Eisengießereien, von denen es einige vor dem Kriege zu beachtenswerter Höhe gebracht hatten, haben schwer zu kämpfen und beschäftigen, soweit sie den Betrieb überhaupt aufrecht erhalten konnten, bei weitem nicht die Zahl der Arbeiter vor dem Kriege.

So bot die wirtschaftliche Lage der Stadt nach dem Kriege ein wenig erfreuliches Bild, und dabei traten allerlei Aufgaben an sie heran, die unbedingt erfüllt werden mußten. Dies würde weniger drückend gewesen sein, wenn die Bürgerschaft früher etwas mehr Voraussicht und Gemeinsinn bewiesen hätte. Aber die Schiffer und Reeder und später die Ziegeleibesitzer, die bei dem damaligen Wahlsystem ja allein eine Rolle in der Stadtverwaltung spielten, hatten für die Stadt als Gemeinwesen wenig übrig, weil es ihren eigenen Geldbeutel in Anspruch nahm. Zum Bau eines menschenwürdigen Schulhauses mußten sie 1866 von der Regierung gezwungen werden. Aber der Bau war von vornherein zu klein; mehrere Klassen mußten in dem alten Schulhause bleiben, bis dies 1905 wegen Einsturzgefahr polizeilich geschlossen wurde. Auch das jetzt erbaute zweite Schulhaus reichte nicht aus, alle Klassen unterzubringen. — Zu einem Krankenhause kam Ueckermünde auch erst durch Zwang seitens der Regierung, die 1892, als hier einige Cholerafälle vorkamen, auf die ganz rückständigen sanitären Einrichtungen der Stadt aufmerksam wurde. Aber man baute ebenfalls wieder zu klein. Im Jahre 1927 mußte ein Erweiterungsbau stattfinden, und da auch dieser nicht mehr genügt, ist man jetzt dabei, das Logengebäude als zweites Krankenhaus einzurichten. — Die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaute Ueckerbrücke genügte schon nach wenigen Jahren nicht mehr den Anforderungen des Verkehrs und mußte 1927 unter Aufwendung von 313 137 M. erneuert werden. So könnte noch manches angeführt werden. Alles wurde früher nur der Not gehorchend und dann so billig, d. h. unzulänglich wie möglich gemacht, und die Sünden der Väter rächten sich jetzt an den Kindern. — Zu diesen Aufgaben, die unbedingt erledigt werden mußten, kamen andere, mehr durch die Forderungen der Zeit bedingte, deren Erfüllung kaum minder notwendig war, wenn die Stadt nicht hinter den umliegenden Dörfern zurückbleiben wollte. Die Einrichtung des Sportplatzes im Schützenwalde (1926) erforderte 20 000 M., und allein für die Anspülung des Badestrandes am Haff wurden 100 000 M. angeliehen; dazu kommen noch die Kosten für die Wegebauten und die Bürgschaften für die vom Badeverein zur Aufführung der Gebäude aufgenommenen Darlehen, für deren Zinsen die Stadt schon jetzt einzustehen hat.



Der Ueckermünder Hafen im Winter
Aufn. Honerjäger.

Alle diese Belastungen hätte die Stadt wohl noch tragen können, wenn die Wirtschaftskrise nicht gekommen wäre. Um die Zahl der Erwerbslosen nicht zu sehr anschwellen zu lassen und in der Hoffnung, daß der wirtschaftliche Tiefstand bald überwunden sein würde, gab die Stadt den größeren Betrieben zunächst Darlehen, damit sie die Arbeit fortsetzen konnten. Aber man hatte sich getäuscht; die Betriebe wurden zahlungsunfähig, die ihnen vorgestreckten recht bedeutenden Summen gingen verloren, und die Stadt hatte bei rund 8000 Einwohnern für über 400 Wohlfahrtserwerbslose zu sorgen. Da die Steuerkraft der Bürger bei dem schlechten Geschäftsgange nicht ausreichte, diesen Forderungen gerecht zu werden, wuchs die Schuldenlast der Stadt auf rund 3 Millionen Mark, das macht etwa 375 Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Es ist eine üble Erbschaft, die das neue Stadtregiment übernommen hat, und es gehört wirklich Mut dazu, die Ordnung der Stadtfinanzen in Angriff zu nehmen. Sie kann nur gelingen, wenn das gewerbliche Leben sich wieder hebt. Dies zu bewirken, ist aber der Verwaltung nicht allein möglich, das wird auch nicht durch Reden und noch weniger durch Klagen erreicht, sondern nur durch unermüdlichen Fleiß jedes einzelnen Bürgers und durch Sparsamkeit.

Das Schloß Ueckermünde

Von August Bartelt

Als einziges Baudenkmal aus alter Zeit findet sich in Ueckermünde der Rest eines großen Fürstenschlosses. Es steht am Ostende der Stadt auf einer Anhöhe, dem Schloßberge. Dieser fällt nach Norden und Osten steil ab und besteht zu 6—8 m aus aufgeschüttetem Boden.

Seit wann hier ein Schloß besteht, ist nicht mehr festzustellen. Wie schon bei der Stadtgeschichte erwähnt wurde, hielten Bogislaw I. und Casimir I. hier 1178 einen Landtag ab, und 1223 stellten Barnim I. und seine Mutter Mieroslawa in colloquia quod fuit ucramund eine Urkunde aus, und zwar wieder coram nobilibus totius Slavie. Der Umstand, daß hier wiederholt Landtage stattfanden, läßt vermuten, daß hier schon in wendischer Zeit in dem alten Burgbezirk Rochow ein fürstlicher Wohnsitz bestand. Allerdings besteht auch eine andere Möglichkeit. Im Jahre 1260 stiftete Barnim I. hier ein Kloster der Viktorinermönche, und zwar nicht i n, sondern n e b e n (juxta) der Stadt, jedenfalls auf dem Platz der alten Burg, die durch die Befestigung der neugegründeten Stadt als Verteidigungsmittel unnötig geworden war. Vielleicht haben nun die Mönche durch den Bau ihres Klosters die Grundlage zu dem Schlosse gegeben; doch ist dies kaum anzunehmen; denn wenn sie hier schon einen festen Wohnsitz gegründet hatten, wären sie wohl nicht schon 1276 nach Gobelenhagen weitergezogen.

Wie sich aus dem Pommerschen Urkundenbuch nachweisen läßt, hielten sich die Herzöge sehr oft im Ueckermünder Schloß auf. Viel Glanz und Pracht wurde entfaltet, wenn sie mit ihrer Hofgesellschaft und hohem fürstlichen Besuch zur Jagd hierherkamen, oder wenn sie hier die Edlen des Landes zum Landtage versammelten; denn je knapper das Geld im herzoglichen Haushalt war, desto mehr suchte man nach außen zu scheinen. Im Jahre 1279 scheint während des Kampfes Bogislavs IV. mit dem Markgrafen von Brandenburg die Witwe Barnims I., Mechthildis, mit ihren Kindern nach Ueckermünde geflohen zu sein; denn sie stellt hier in dem genannten Jahr eine Urkunde aus. Erwähnt wird das Schloß zuerst 1284, als Bogislav IV. sich im Vertrage zu Vierraden verpflichtete, innerhalb zweier Jahre 4000 Mark Silber an Brandenburg zu zahlen und als Pfand für diese Summe civitatem et castrum Ueckermünde dem Markgrafen übergab. Das nach zwei Jahren wieder eingelöste Schloß kam bei der Landesteilung 1295 an Pommern-Stettin. Im Jahre 1327 schlossen hier Barnim und Markgraf Ludwig und 1418 sämtliche pommerschen Herzöge mit den Fürsten von Mecklenburg Verträge. Bei der Verlobung Elisabeths, der Tochter des Markgrafen Johann, mit Joachim, dem Sohn des Pommernherzogs Casimir (1427), wurde dieser das Schloß Ueckermünde als Leibgedinge zugesichert, und als sie, in zweiter Ehe mit Herzog Wartislaw verheiratet, 1465 in die Mark flüchten mußte, verzichtete sie zu gunsten des Markgrafen, ihres Oheims, auf das Schloß.

Die bei der Geschichte der Stadt erwähnte Belagerung durch Kurfürst Friedrich II. (1469) erstreckte sich natürlich auch auf das Schloß. Der Kurfürst hatte die Schlösser Klempenow und Alt-Torgelow bereits erobert und belagerte nun die Städte Pasewalk und Ueckermünde. Jedenfalls beabsichtigte er, nach Eroberung der letzteren auch den Handel von Pasewalk zu stören und den Stettinern die Schiffahrt zu sperren. Bei der Verteidigung der Stadt und des Schlosses zeichnete sich ein Mönch aus dem Kloster Jasenitz durch geschickte Bedienung des groben Geschützes aus. Kantzow erzählt: „Der tette viel schadens mit schiessen und hatte, wie man sagt, etliche freye schösse, denn er konnte die schwarze kunst, daß er gemeinlich das treffet, was er wollte, wie wol es ihm nicht in allem glückte." Daniel Cramer schmückt die Geschichte in seinem Kirchen-Chronikon noch mehr aus. Er berichtet Buch II, S. 112: „Da Markgraf Friedrich das Land Stettin für Ukermünde mit Heeresmacht anfiel und Hertzog Wartislavum fast von Jakobi (25. Juli) bis auf Nativitatis Mariae (8. Sept.) in der Stadt daselbst belägerte, ist in der Stadt ein schwartz Augustiner Münch gewesen, der mit seinem schiessen den Feinden grossen Schaden gethan hat. Man schreybet, daß er etliche Freischösse sol gehabt haben, wie denn zu der Zeit nicht ungebräuchlich war, daß die Klosterleut in solchen und dergleichen Teufflischen Pakten und Schwartzkünsteley sich viel übeten. Daher er dem Marggrafen eines mahls den Tisch mit der Speise, wie er zum Essen niedersitzen wollen, hinweg geschossen hat, und sich viel anderer Ding vermessen, wo der Feind nicht weichen würde. Endlich ist der Marggraff eilig uffgebrochen und wieder davongezogen." Der eilige Abzug des Markgrafen war aber jedenfalls nicht die Folge eines Zufallstreffers, sondern hatte andere Gründe. Er konnte in dem armseligen Waldgebiet sein Heer nicht ernähren, einen Proviantzug aus Mecklenburg hatten die Anklamer genommen, und da man daran ging, den Wald zu „knicken", um ihm den Rückzug zu verlegen, mußte er sich wohl oder übel so schnell als möglich in Sicherheit bringen.

Bogislav X. hielt namentlich in seinen jüngeren Jahren oft in Ueckermünde Hof, um hier der Jagd obzuliegen. Wie die Sage erzählt, traf ihn dabei einmal das Mißgeschick, daß er gelegentlich der Verfolgung eines Hirsches, bei der sein Gefolge zurückgeblieben war, sich im Walde verirrte. Da er auf den Hornruf desselben nicht antwortete, glaubte man, er sei bereits zur Stadt zurückgekehrt, aber man fand ihn nicht im Schlosse. Bald verbreitete sich in der Stadt die Kunde, daß der geliebte Herr in der kalten Winternacht in Dickicht und Sumpf umherirre. Nach allen Seiten wurden Leute ausgesandt, ihn zu suchen. Endlich ließ man die Glocken läuten, und ihr Klang wies dem Herzog die Richtung, so daß er glücklich den Heimweg fand. Zum Andenken an seine Errettung soll der Herzog bestimmt haben, daß für ewige Zeiten von Martini (10. Nov.) bis Marien (25. März) jeden Abend um 8 Uhr die Glocke geläutet werde, und auch eine Stiftung gemacht haben, aus der die Kirche für diese Mühewaltung entschädigt wird. Eine solche Stiftung ist aber bei der Kirche nicht aufzufinden. Es ist die Meinung verbreitet, daß eine jetzt abgelöste Roggenlieferung, die von dem ehemals fürstlichen Gute Neuhof dem Küster gegeben werden mußte, die vom Herzog bestimmte Entschädigung für das Läuten sei: Dies ist aber ein Irrtum. Im Jahre 1662, als man doch den Ursprung alter Hebungen noch besser kannte als heute, war man der Ansicht, daß die 8 Scheffel Roggen gegeben wurden, weil der Küster die Uhr auf dem Schloßturm zu versehen hatte. Richtig ist vielmehr, daß stets die Stadt das Läuten bezahlt hat; schon 1721 wurden dem Küster 4 Taler dafür von der Kämmerei gezahlt. Der Ansicht, daß es sich um eine städtische Einrichtung handelt, widerspricht es aber, daß das Läuten stets als „Metteläuten" bezeichnet wird, und daß es bis zum Jahre 1811 zweimal, abends um 8 und morgens um 4 Uhr stattfand. Danach könnte man wieder an eine kirchliche Einrichtung denken.

Von einem andern Jagdunfall Bogislavs X. in der Ueckermünder Heide, der den Herzog 1488 in die größte Lebensgefahr brachte, und vor dessen üblen Folgen ihn nur seine kräftige Natur bewahrte, erzählt Kantzow. Die Hunde hatten einen großen Hirsch bis auf den Kirchhof des Dorfes Liepgarten verfolgt und dort gestellt. Der Herzog, der der Meute gefolgt war, stieg vom Pferde, um ihn mit dem Speer abzufangen. Der durch die Hetze wütend gemachte Hirsch wandte sich gegen ihn und verletzte den Herzog mit dem Geweih an der linken Seite der Brust, so daß ihm die Lunge heraushing. Das Jagdgefolge eilte herbei und befreite den Herzog von dem wütenden Tier; aber er lag wie tot da. Man brachte ihn auf das Schloß in Ueckermünde, wo er verbunden wurde. Das Gerücht von dem Unfall des Herzogs verbreitete sich schnell im ganzen Lande, und überall erhob sich Jammern und Wehklagen, daß der pommersche Fürstenstamm in so unglücklicher Weise erlöschen sollte. Auch an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg war die Kunde von dem Unfall Bogislavs und seiner fast hoffnungslosen Erkrankung gedrungen und hatte hier Hoffnung auf die langersehnte Erbfolge geweckt. Der Kurfürst sandte eine Botschaft nach Ueckermünde, um dem Herzog sein Beileid zu bezeugen und ihm baldige Genesung zu wünschen. Bogislav deutete die Aufmerksamkeit seines Schwagers aber dahin, daß die Gesandten sehen sollten, ob er nicht bald stürbe, damit er das Land erben könnte. Trotz seines leidenden Zustandes ließ er sich, als ihm die Gesandtschaft gemeldet wurde, frisch waschen und mit den besten Kleidern angetan so auf einen Stuhl setzen, daß die Glut eines lodernden Kaminfeuers seine Wangen rötete, und als sie ihm die freundlichen Grüße ihres Herrn entboten hatten, dankte er mit lauter Stimme und fügte hinzu, sie sollten ihrem Herrn sagen, daß er, Gott sei Dank, noch lebe, und die Sache habe gar keine Not. Die märkischen Gesandten entfernten sich mit langen Gesichtern, der kranke Herzog hätte aber die seine Kräfte übersteigende Anstrengung bald mit dem Leben büßen müssen, denn er fiel bald darauf in solche Schwäche, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Die Erzählung Kantzows von dem Jagdunfall des Herzogs läßt schon erkennen, daß das Verhältnis Bogislavs zur Mark durchaus kein freundliches war. Damals war der Streit um die Lehnshoheit noch nicht erledigt; der Hauptgrund der Entfremdung lag aber wohl in dem häuslichen Leben des Herzogs und seiner Gemahlin, der Schwester des brandenburgischen Kurfürsten. Das Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten war häßlich gestört. Die Kinderlosigkeit der Herzogin hatte den Verdacht erregt, daß sie durch Arzenei unfruchtbar gemacht worden sei, damit nach dem Tode ihres Gemahls Pommern um so sicherer an die Mark fiele. Deshalb wurde der Herzog seiner Gemahlin gram, zumal allerlei Zufälligkeiten den Argwohn steigerten. So hielt sich zu einer Zeit, als Bogislav gerade auf der Jagd war, ein märkischer Arzt im Schlosse auf, ging bei der Herzogin zu jeder Zeit ein und aus und vermehrte den Argwohn, durch verbotene Künste die Herzogin vollends unfruchtbar zu machen. Diese behauptete zwar, der Arzt sei ihr von ihrem Vater geschickt, um ihr von solchem Unsegen zu helfen; aber der eingewurzelte Groll wollte diese Deutung nicht zulassen. Die Angelegenheit wurde dem Landeshauptmann Werner von Schulenburg ge-

meldet, und dieser ließ den Arzt in Ueckermünde in den Turm werfen. Als der Herzog nach seiner Rückkehr von der Sache hörte, verstattete er, von Mißtrauen und vielleicht auch von Eifersucht geplagt, dem Arzte kein Verhör, sondern ließ das Gemach, in dem der Gefangene saß, vermauern, so daß dieser verhungerte. Seine Gemahlin aber wurde von ihm verstoßen, allerdings ohne daß er ihr den Lebensunterhalt entzog und sie wenigstens zu ihrer Lebzeit des Ehebruchs bezichtigte. Auch als sie nach der unglücklichen Hirschjagd den Versuch machte, sich ihm zu nähern und ihn zu pflegen, ließ er sie nicht vor. Sie verfiel darüber in eine tödliche Auszehrung und starb 1489. Sie wurde in Wolgast begraben. Soweit Kantzow. Nach anderen Berichten soll der Name des Hofarztes Dr. Fritze gewesen sein. In dem Protokoll über das Verhör von Zeugen, das 1498 in betreff des nachträglich behaupteten Ehebruchs der Herzogin Margarete aufgenommen wurde, wird Fritze als medicinae Doctor bezeichnet.

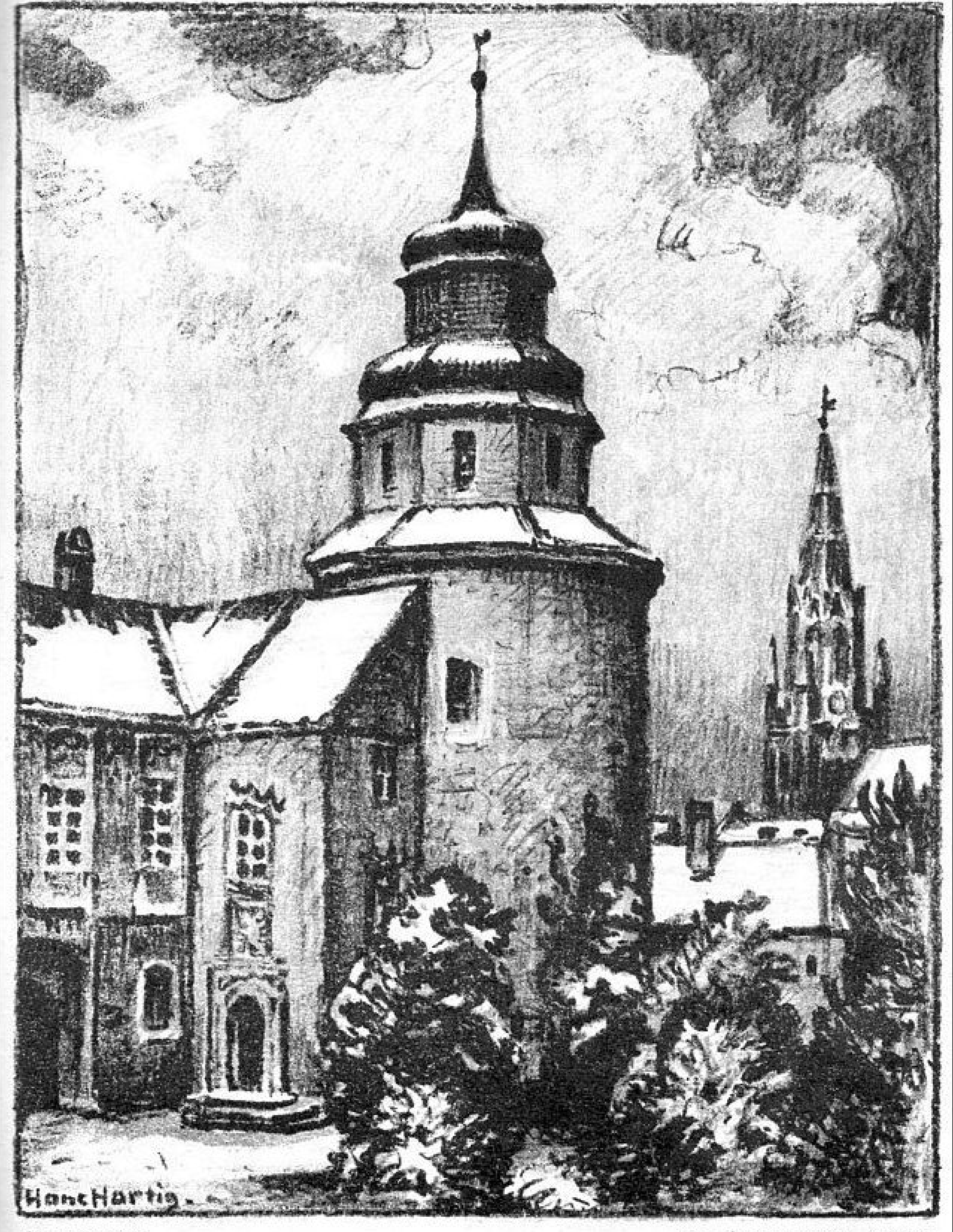


Schloß Ueckermünde: Turmportal mit Sandsteinrelief Herzog Philipps I. von 1546

Im Ueckermünder Schloß starb auch Bogislavs zweite Gemahlin, Anna. Als infolge eines Aufstandes in Stettin der Herzog im Jahre 1502 nach Gartz ging, schickte er seine Gemahlin mit den Kindern nach Ueckermünde. Sie erkrankte hier heftig und starb am 12. August 1503. Kantzow erzählt davon: „Es ist aber sein Gemahel, alsbald sie zu Stettin wegkzog, krank geworden, wie etliche sagen, aus Schrecken des eiligen Aufbrechens, etliche, daß sie zu Ukermunde solle in ein Gemach gekhommen sein, das newlich gekalket war, davon ist ihr der Dampf ums Herze geslagen und ist die Lenge darvon gestorben, als bereits die Sach mit den von Stettin vertragen was." Begraben wurde die Herzogin im Kloster Eldena. — Nach Bogislavs X. Tode hören wir wenig von unserm Schloß. Im Jahre 1535 hielt hier Herzog Philipp Gericht über 10 Unruhestifter aus Pasewalk, die hier schon längere Zeit gefangen saßen. Sie hatten die Lehre Luthers so mißverstanden, daß sie nicht nur die in dem Stadtkloster ansässigen Dominikaner mißhandelten, sondern sie jagten auch den Rat, der die alte Lehre aufrecht erhalten wollte, aus der Stadt, verschlossen die Tore und stellten andere Leute an die Spitze des Stadtregiments. Der Herzog wollte sie strenge bestrafen; doch dem Einflusse Joh. Bugenhagens, der ebenfalls anwesend war, sowie des Schloßhauptmanns Lütke Hane und seiner Gemahlin gelang es durchzusetznn, daß sie milde davonkamen. (Eine lebensvolle Schilderung jener Zeit bietet uns Krauses Erzählung „Wort und Waffen").

Im Laufe der Zeit war das Schloß wohl schon recht baufällig geworden. Spottete doch Zacharias Hase aus Torgelow, als der Herzog ihm mit Strafe drohte, wenn er die 1464 weggeführten Ueckermünder Ratsherren nicht freiließe, er möge nur kommen, „sein Haus (Schloß) stände bei dem Katen (armseliges Gebäude)". Philipp I. baute deshalb 1546 hier ein neues Schloß. Wie es scheint, ist nur der Bergfried des alten Schlosses, der heutige Schloßturm, von dem alten Gebäude stehen geblieben. Bemerkenswert ist das 1546 über dem Turmportal eingemauerte Sandsteinrelief, das ein Medaillon-Porträt des Bauherrn, Philipps I., darstellt. Die Kunst der Portrait-Reliefs hatte sich im 16. Jahrhundert besonders vollkommen ausgebildet, aber in der Größe, wie sie das Ueckermünder Relief aufweist, sind wenig Denkmäler dieser Art auf uns gekommen.

Das Bild zeigt den Herzog in rechts seitlicher Halbfigur in Harnisch und mit Federbarett. An einer der beiden Brustketten hängt ein Gnadenpfennig. Der Schnurrbart des Herzogs war schon vor einem Jahrhundert beschädigt. Die Umrahmung des Bildes ist von reicher Verzierung im Barockstil, wie sie sonst eigentlich nur in späterer Zeit auftritt. Ueber dem Bilde, aber noch von dem Rahmenwerk eingefaßt, befindet sich das neunfeldige pommersche Herzogswappen. An dessen Seite stehen zwei wilde Männer, die auf gewundenen Hörnern blasen, neben ihnen, auf den Ecken des Rahmens, sind galoppierende Pferdchen zu sehen, auf denen kleine Satyrknaben reiten



Hans Hartig Das Ueckermünder Schloß

und gleichfalls auf Hörnern blasen. Unter dem Gesimse, an dessen Vorsprüngen noch einmal zwei kleine Satyre blasend zu sehen sind, ist die Inschrift in zeitgemäßen Majuskeln untergebracht:

ZV STETTIN POMME.
VON G. G. PHILLIPPUS I.
DER CASSVBEN VND WENDEN HERTZ.
ZOG FVRST ZV RVGEN VND GRAF
ZV GOECZKAV. NACH CHRISTI
GEBVRT. MCCCCCXLVI.

Schon Kugler hebt in seiner pommerschen Kunstgeschichte den künstlerischen Wert des Bildes hervor. Als Meister des Werkes gilt Schenck-Scheutzlich.

Wie alte Stadtbilder (Lubin, Merian) zeigen, war der Neubau dreistöckig und hatte vier Flügel. Nach Brüggemann befand sich im östlichen Flügel die Kirche, im nördlichen die ordentlichen Wohnstuben und Wirtschaftszimmer, im westlichen der Marstall und darüber die Kanzlei, im südlichen die Gastzimmer, und Wuttstrack berichtet (1795): „Vor alters war um das Schloß herum ein tiefer und breiter Graben mit einer Zugbrücke vor der Auffahrt nach der Straße zu. Diesseits des Grabens, nach der Stadt zu, zwischen der jetzigen Amtskoppel und der Straße bei der Stadtkirche, war der Fürstengarten, in welchen man vermittelst einer steinernen Treppe aus der Ecke des nördlichen Flügels über eine Brücke ging. Ehe die jetzigen Häuser linker Hand des Ausgangs aus dem Schlosse erbaut wurden, waren noch bis an das Bollwerk hin die Rudera von ehemaligen Gebäuden zu sehen. Nach der Zeit ist der Schloßgraben bis zur Amtskoppel ausgefüllt und mit Häusern bebaut."

Während des Dreißigjährigen Krieges blieb auch nach dem Einrücken der Kaiserlichen in Pommern (1627) Schloß Ueckermünde zunächst von fremder Einquartierung verschont, weil es herzogliches Eigentum war. Allerdings sah es jedenfalls 1628 Wallenstein in seinen Mauern; denn dieser berührte nachweislich auf seiner Reise zur Belagerungsarmee vor Stralsund am 2. Juli n. Stils des genannten Jahres Ueckermünde, und da er erst am folgenden Tage in Anklam ankam, dürfte er wohl in dem hiesigen Schlosse übernachtet haben. Als aber sicher war, daß Gustav Adolf von Schweden in den Krieg eingreifen würde, schickte der kaiserliche Feldherr allen bindenden Abmachungen zum Trotz die pommersche Besatzung, die ihm wohl unzuverlässig erschien, „mit besonderem Unglimpf" nach Stettin und ersetzte sie durch kaiserliche Truppen. Nach der Landung des Schwedenkönigs auf Usedom (4. Juli 1630) fühlten diese sich hier aber nicht mehr sicher und zogen sich in das feste Lager bei Gartz a. d. Oder zurück. Am 21. Juli 1630 besetzte dann der schwedische General Kniephausen das Schloß und die Stadt. Nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (1634) drangen auch die Kaiserlichen von Landsberg her wieder in Pommern ein. Am 16. August 1637 wurden Stadt und Schloß wieder von ihnen erobert, und von hier machten sie unter Gallas Ausfälle bis nach Stettin hin und suchten auch Anklam zu erobern. Im folgenden Jahre belagerte der schwedische General Axel Lilje Stadt und Schloß, eroberte am 21. Dezember die erstere mit Sturm und nahm am nächsten Tage das Schloß, auf das die Kaiserlichen sich geflüchtet hatten, durch Kapitulation ein.

Durch den Westfälischen Frieden kam Vorpommern und damit das Schloß Ueckermünde in die Hände der Schweden. Zunächst residierte hier der Marggraf Friedrich VI. von Baden-Durlach, der von 1641—1651 unter Banner in schwedischen Diensten wirkte, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern. Es befand sich aber in einem bejammernswerten Zustande. Schon 1633 zeigte der damals noch pommersche Schloßhauptmann an, daß das Schloß in großer Gefahr sei, weil die Ausweichung des Mauerwerks von Tag zu Tag größer werde. Im Kriege war das Schloß wiederholt beschossen worden; das Mauerwerk war dadurch überall geborsten und mußte gestützt werden. Das Dach war an der Seite, wo der Feind an der Bastei Bresche geschossen, vollständig zunichte, so daß kein Ausbessern und Flicken daran helfen konnte. Die kupfernen Dachrinnen waren herausgerissen und die Zimmer so verderbt, daß der Kommandant und der Inspektor bei Regenwetter fast nicht trocken essen und schlafen konnten. Die Spitze des hohen gotischen Turmes drohte jeden Tag herabzufallen und das ganze Schloß zu vernichten. Der Amtmann ließ darum 1662 die Uhr aus dem Schloßturm herausnehmen und nach Pudagla schaffen. Zum Schutze des Gebäudes machte er den Vorschlag, die ganze Turmspitze niederzulegen, das Kupfer der Bedachung zu verkaufen und von dem Erlös ein flaches Dach aufsetzen zu lassen. Dagegen wandte sich aber energisch der Kommandant Hans Jürgen von Bober, und er setzte auch durch, daß der Turm wieder notdürftig ausgebessert wurde. Als aber von 1675 bis 1680 die Brandenburger Herren im Lande waren, wurde die Turmspitze des Kupfers wegen abgenommen. Man wollte den Turm nun durch ein stumpfes Dach schließen, setzte auch 15 Sparren auf, ließ sie aber ungedeckt, wodurch das Holzwerk verfaulte. So gewährte das Schloß denn einen traurigen Anblick, und Berghaus irrt, wenn er behauptet, daß es zur Zeit der schwedischen Regierung sorgfältig gepflegt worden sei. Dazu hatte die schwedische Regierung weder Zeit noch Geld. Wie wenig von Pflege die Rede sein kann,

geht auch aus dem in der Rostocker Universitätsbibliothek befindlichen Tagebuche des Studenten der Theologie Karl Arndt hervor, der im Jahre 1694 auf einer Ferienreise Ueckermünde berührte. Er bemerkt von dem Ueckermünder Schlosse, daß es „alt und verfallen" sei. Trotzdem war es immer noch geeignet, hohe fürstliche Gäste zu beherbergen, wie König Friedrich Wilhelm I., Peter I., Kaiser von Rußland, August II., Kurfürst von Sachsen, und Stanislaus Leszinski, König von Polen, die während des Nordischen Krieges in den Jahren 1711—1713 sich zeitweise hier aufhielten. Aber gerade durch diesen Krieg wurde der vollständige Ruin des Schlosses herbeigeführt. Die Russen stahlen nicht nur den Rest der kupfernen Dachrinnen, sie brachen sogar die Anker aus den Giebeln. Infolgedessen verfaulten die Dachsparren, die Dächer stürzten ein, und die Mauern kamen aus der senkrechten Stellung, so daß sie 3, 5 auch 6 Fuß überhingen. Im Jahre 1726 waren der Nord- und der Südflügel schon ganz verfallen, und 1727 benutzte man Steine davon zum Bau des Brauhauses in Neuhof; aber auch das Hinterhaus, der Ostflügel, drohte täglich einzustürzen. Am besten war noch das Vordergebäude (Westflügel), das dem Amtshauptmann Henrici zur Wohnung diente, erhalten; doch auch hier bedurften das Dach und das oberste Stockwerk einer vollständigen Erneuerung. Da die beiden Seitenflügel und das Hintergebäude nicht mehr zu retten waren, erging am 3. September 1730 der königliche Befehl, sie ganz abzubrechen und auch das oberste Stockwerk des 40 Fuß hohen Vordergebäudes abzutragen, so daß dies nur 2 Stockwerke hoch blieb. Die beim Abbruch gewonnenen Steine dienten zum Stettiner Festungsbau und zum Wiederaufbau einiger abgebrannter Häuser in Demmin.

Die Instandsetzung des Vordergebäudes, das ja, wie schon erwähnt wurde, dem Amtmann zur Wohnung diente, wurde noch 1730 vollendet. Im Jahre 1734 wurden nun die beiden Aemter Ueckermünde und Torgelow mit dem neugegründeten Amte Königsholland zu einer Generalpachtung vereinigt, und die königlichen Beamten nahmen ihren Wohnsitz in Ferdinandshof. Das Schloß wurde nun dem Landmesser und dann, nachdem es einige Zeit leer gestanden hatte, dem Rentmeister zur Wohnung überwiesen. Im Jahre 1764 übergab man es dann einem Fabrikspekulanten, dem Kaufmann Hoppenrat aus Stralsund, der sich anheischig gemacht hatte, hier Juchten, Korduan und andere nur im Auslande hergestellte Lederwaren anzufertigen, gegen eine jährliche Miete von 25 Tlr. Hoppenrat fing auch an, das Schloß für seine Zwecke herzurichten, geriet aber bald in Zahlungsschwierigkeiten, so daß das Gebäude wieder verlassen stand. Da erbat sich die Stadt 1766 das Schloß als Wohnung für den Kommandanten der hiesigen Garnison. Der Antrag wurde auch bewilligt; aber wegen der hohen Kosten des Umbaues ließ man den Plan wieder fallen, und das Schloß wurde zum Lazarett umgewandelt. Im Jahre 1774 bat dann die Stadt, das Schloß ihr als Rathaus zu überlassen. Erst nach 6 Jahren wurde der Antrag erledigt. Der Staat baute unter Aufwendung von 1573 Tlr. das Schloß um. Die Stadt leistete nur die Lehm- und Sandfuhren und verzichtete auf verschiedene Gerechtsame, die sie dem Staat gegenüber hatte. Die baulichen Veränderungen waren übrigens gering. Sie beschränkten sich in der Hauptsache auf einen 32 Fuß langen, einstöckigen, nicht massiven Anbau an den Südostgiebel. Am 9. Sept. 1781 wurde das Gebäude von dem landesherrlichen Kommissar der Stadt mit großen Feierlichkeiten übergeben. Die dabei gehaltene Rede wurde bei Struck in Stettin gedruckt.

Obgleich die Stadt nun Besitzerin des Schlosses war, war sie doch nicht die alleinige Nutznießerin. Mitbenutzer waren der Militärfiskus für die Bodenräume und der Justizfiskus für das ganze Erdgeschoß und einen Teil des ersten Stockwerks. Die Stadt konnte also nur einen kleinen Teil der oberen Etage benutzen, der mit der Zeit für ihre Zwecke nicht mehr ausreichte. Dazu kam, daß der 1780 aufgeführte Anbau so baufällig wurde, daß eine Reparatur ausgeschlossen war. Die Stadt baute darum 1857 an seiner Stelle ein massives zweistöckiges Gebäude, das sich auch auf einen Teil des Südflügels des alten Schlosses erstreckte. Dieser Anbau brannte am 30. Januar 1866 vollständig nieder und mit ihm der Dachstuhl des ganzen Schloßgebäudes. Da seit 1860 kein Militär in Ueckermünde lag, wollte der Militärfiskus zu dem Wiederaufbau nichts beitragen; er trat darum seine Rechte an die Stadt ab. Mitbenutzerin war also jetzt nur noch das Amtsgericht. Aber auch für dies wurde der Raum bald zu beschränkt. Nach vielen Verhandlungen entschloß sich der Justizfiskus, in der Feldstraße ein eigenes Gebäude zu errichten, und durch Vertrag vom 7. Juni 1907 überließ er sein Anrecht an dem Schloß gegen eine angemessene Entschädigung an die Stadt. Aber noch ehe das Amtsgericht das Schloß räumte, wurde dies noch einmal durch eine Feuersbrunst bedroht. Am 16. November 1908 brannte die Kuppel des Schloßturms ab. Der Brand war jedenfalls durch Funkenflug aus einem benachbarten Schornstein entstanden. Die städtischen Behörden waren sofort bereit, dies alte Wahrzeichen der Stadt wieder herzustellen. Auf den Rat des Architektenvereins und des Provinzialkonservators Dr. Lemcke wurde der Turm wieder durch eine Barockspitze nach Art der vorigen bedeckt, nur

daß statt der früher offenen Laternen eine verkleidete Kuppel gebaut wurde. Sie wurde mit Kupfer gedeckt, das im Kriege abgenommen werden mußte und leider noch nicht wieder ersetzt werden konnte. Im Oktober 1909 siedelte das Amtsgericht in sein neues Heim über, und die Stadt hat nun mehr als ausreichend Platz für ihre Büroräume.

Das alte Schloß ist nicht nur geschichtlich denkwürdig, sondern es ist auch als Baudenkmal von Bedeutung, da es zu den wenigen spätgotischen Bauwerken gehört, die die eigentümliche Entwickelung des gotischen Stils in Pommern in besonderer Schönheit zeigen. Es hat darum von jeher die Aufmerksamkeit der Kunstverständigen auf sich gezogen. Beschreibungen bieten uns Kugler in seiner Pom. Kunstgeschichte und Lemcke, Bau- und Kunstdenkmäler. Der Letztere beschreibt es folgendermaßen: „Das Obergeschoß des Hauptbaues ist durch feine, an den Kanten gekehlte Wandstreifen gegliedert, die sich unter dem Traufgesims in Kleeblattform mit sich überschneidenden Ecken fortsetzen. In den breiteren Achsen sind rechteckige Fenster angelegt, deren senkrechte Leibungen verjüngt sind, während über ihnen in ausgesparten Halbkreisnischen eine in eine Lilie auslaufende, nach sich stumpfartig überschneidenden konkaven Bogen abgegrenzte Bekrönung eingefügt ist. — Wie diese Gliederung in Putz, wahrscheinlich unter vorgemauerten Ziegelprofilen, aber in unmittelbarer Anlehnung an spätgotische Formen des Hausteinbaues hergestellt ist, so bewegt sich das rundbogig überdeckte Turmportal vollständig in diesem Gepräge, wie es denn auch zum Teil Werkstein verwendet. Hier überschneiden sich die reichen, mit Kehlprofilen wechselnden Stabgliederungen der rechteckigen Umrahmung in wirksamem Linienspiel. — Das untere Geschoß zeigt noch die alten Gewölbe, und zwar zu beiden Seiten der flachbogig geschlossenen Torfahrt Kreuzgewölbe, demnächst zur rechten ein einfaches, dann ein reicheres Netzgewölbe, auf das wieder ein Kreuzgewölbe folgt. Neben dem Treppenturm steht ein mächtiger Mauerturm, der Bergfried des mittelalterlichen Schlosses, bei Lubin gekrönt mit einem gewaltigen Helm, dessen Fuß aus acht Steilgiebelchen erwächst."

Mit dem Alleinbesitz des Schlosses hat die Stadt auch die Pflicht übernommen, es zu erhalten und die Verschandelungen früherer Zeit soweit als möglich zu beseitigen. Nächste Aufgabe wäre es wohl, die schönen Gewölbe rechts und links der Durchfahrt, die jetzt als Polizeigewahrsam dienen und durch die eingezogenen Wände ganz verunstaltet sind, in alter Schönheit wieder herzustellen.



Ueckermünde: An der neuen Ueckerbrücke. Im Hintergrunde der Schloßturm — Aufn. Honerjäger

Das Geschlecht v. Hase

Von Otto Bruchwitz

I. Alt- und Neu-Torgelow 1250—1350.

Durch den Vertrag von Landin bei Schwedt im Jahre 1250 wurde die gesamte Uckermark oder, wie es damals hieß, das Uckerland von Pommern an Brandenburg abgetreten. Die Löcknitz (Randow) bildete bis zu ihrer Einmündung in die Ücker die Grenze, von dort ging diese in gerader Richtung südlich von Liepgarten bis zur Sarow, welche dann wieder bis zum Galenbecker-See Grenzfluß war, von hier aus die noch heute bestehende Grenze mit Mecklenburg. Die Uckermark bestand aus drei Vogteien: im Süden Stolpe, im Südwesten Liebenwalde, im Norden Pasewalk. Nach 1300 wurde der Sitz des Vogtes nach Jagow nördlich Prenzlau verlegt und hieß fortan: Vogtei Jagow. Zu dieser Vogtei gehörten Pasewalk und Torgelow.

Torgelow mit dem dazu gehörenden Gebiet war jedenfalls eine Untervogtei, obgleich urkundlich nichts davon erwähnt wird. Die Untervogtei Torgelow bildete also den nördlichen Teil des Uckerlandes. Während die östliche, nördliche und westliche Grenze genau festliegt, ist es mit der südlichen nicht der Fall. Wir können aber annehmen, daß sie ungefähr so verlaufen ist, wie noch heute die pommersch-uckermärkische Grenze bis Pasewalk. Von hier um das Stadtgebiet Pasewalk im Norden herum, dann wieder in östlicher Richtung bis Löcknitz. Urkundlich wird sich der

genaue Verlauf der Südgrenze der Untervogtei Torgelow niemals feststellen lassen.

Wann der Vogteisitz Torgelow gegründet worden ist, wird auch niemals mehr sicher zu bestimmen sein, jedenfalls aber bald nach 1250 als märkische Grenzschutz- und Zollstation. Urkundlich tritt „Turglowe" erstmalig am 31. Dezember 1261 auf; hier schlossen die Markgrafen Johann I. und Otto II. einen Vertrag mit dem Templerorden wegen der Neumark. Selbst Krabbo, der gründliche Erforscher der Urkunden der Markgrafen von Brandenburg aus dem askanischen Hause, wagt nicht zu behaupten, daß dies unser Torgelow gewesen ist. Eine große Zahl von Urkunden sind bis 1320 in Torgelow ausgestellt worden; aber bei allen bestehen berechtigte Zweifel, wie ich in einer besonderen Arbeit nachgewiesen habe, ob es sich um unser Torgelow gehandelt hat, ob es nicht ein zweites Torgelow vielleicht in oder bei der Schorfheide gegeben hat *). Da aber ein positiver Beweis wohl kaum noch zu erbringen ist, kann es uns auch niemand verwehren, wenn wir in berechtigtem Heimatstolze als sicher annehmen, es sei stets unser Torgelow. Ist dies der Fall, so ist es ein Lieblingsaufenthalt der askanischen Markgrafen gewesen, besonders gern und oft haben dann hier die Markgrafen Otto IV. mit dem Pfeile und Waldemar geweilt.

Die Entstehungsgeschichte können wir uns mit einiger Wahrscheinlichkeit so rekonstruieren:

Ein befestigter Ort bestand hier jedenfalls schon vor 1250; es war das 1216 urkundlich erwähnte „Lopata", heute Schloßberg genannt, in der Ueckerniederung bei Gumnitz; der Name kommt vor bis zum 30jährigen Kriege. Durch seine geschützte Lage war Lopata ein vorzüglicher Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr. Wegen seiner geringen Größe war es aber nicht zur Anlage größerer Baulichkeiten geeignet, wie es der Aufenthalt der Markgrafen, die hier oft zur Jagd mit einem großen und glänzenden Gefolge weilten, erforderte. Deshalb wurde auf dem westlichen Festlande, gegenüber von Lopata, ein besonderer Herrschaftssitz gebaut — das spätere Alt-Torgelow. Dieses Schloß war unbefestigt und ist niemals befestigt worden. Neben andern Gebäuden, die der Wirtschaftsbetrieb erforderte, befand sich hier auch eine Kapelle, später zu einer Kirche ausgebaut. Ueber die Gründungszeit ist nichts bekannt, wir erfahren aber aus dem Landbuche Kaiser Karls IV. v. J. 1375 davon. Das Bedürfnis dazu, bei dem markgräflichen Herrensitz eine Kapelle bezw. eine Kirche zu erbauen, ergab sich daraus, daß die Markgrafen mehrmals zu den großen Festen — Weihnachten und Ostern — hier weilten.

Das große Geldbedürfnis der Markgrafen führte wohl dazu, daß sie einen Teil der Vogtei Torgelow verpfändeten und zwar das Gebiet zwischen Uecker und Randow, während sie sich selber das große Waldgebiet zwischen Uecker und Sarow vorbehielten; denn alle Askanier waren leidenschaftliche Jäger.

Die größte Einnahme aber war der Land- und Wasserzoll bei Gumnitz, welches aber nicht mehr märkisch war. Diese Zölle gehörten mit zum Pfandobjekt. Die früher bedeutende Schiffahrt auf der Uecker ließ sich nun am besten von Lopata aus überwachen. So wurde dem Pfandinhaber auch dieses überwiesen, der es dann weiter ausbaute. Er nannte es auch Torgelow, es wurde das Neu-Torgelow, während der markgräfliche Herrensitz fortan Alt-Torgelow hieß. Erstmalig erfahren wir von „antiquo Turglow" in der Urkunde vom 11. November 1312, die die Markgrafen Waldemar und Johann ausstellten, immer vorausgesetzt, daß es sich in den Urkunden wirklich um unser Torgelow handelt. Die Burg Torgelow wird erstmalig in der Urkunde vom 14. August 1338 erwähnt, als die Herzöge Otto und Barnim mit dem Markgrafen Ludwig dem Baiern zu Frankfurt a. O. einen Vertrag abschlossen, der den Krieg zwischen ihnen beendete. Hier handelt es sich ohne allen Zweifel um unser Torgelow. Die strenge Unterscheidung zwischen dem Neuen und Alten-Torgelow („beyde torgheloue, nye und alde") finden wir erstmalig in der Urkunde vom 26. Juli 1358, als sich die Markgrafen Ludwig der Römer und Otto der Faule mit den Herzögen Bogislaw V., Barnim III. und Wartislaw V. aussöhnten. Diese Unterscheidung bleibt bis ungefähr 1500 bestehen, wobei wir immer zu beachten haben, daß damit nicht allein die Burg auf Lopata und der Herrensitz auf dem Festlande gemeint sind, sondern daß damit gleichzeitig die dazu gehörenden Gebiete mit umfaßt werden.

Was es nun mit der Ruine in dem heutigen Torgelow auf sich hat, das wird sich niemals sicher entscheiden lassen. Aus der viereckigen Bauart und dem Fehlen stärkerer Befestigungsanlagen sowohl innerhalb als außerhalb der Ruine ersehen wir, daß das Gebäude wohl gegen gelegentliche Überfälle geschützt war, aber niemals zur ernsthaften Verteidigung dienen konnte. Es ist bedauerlich, daß Lemcke, der verdienstvolle Erforscher der pommerschen Bau- und Kunstdenkmäler, es nicht

*) Einige Forscher wollen als dieses zweite Torgelow dasjenige bei Freienwalde a. O. ansehen; dagegen sprechen aber zu viele Gründe.

versucht hat, das Alter der Ruine zu bestimmen, wobei er noch den Irrtum begeht, daß er die Urkunde v. J. 1281 als die erste in Torgelow ausgestellte ansieht und aus dem Markgrafen Otto IV. mit dem Pfeile einen pommerschen Herzog Otto macht; ein Irrtum, der bedauerlicher Weise zu andern Irrtümern Veranlassung gegeben hat. Ob dieses schloßartige Gebäude schon zur Zeit der Markgrafen oder erst von den Hasen erbaut ist, die sich neben ihrer Burg noch einen besonderen Herrensitz schufen, können wir nicht entscheiden. Es ist aber nicht die durch die Sage berühmt gewordene Burg Neu-T. der Hasen gewesen, diese lag auf Lopata. Dies sei ausdrücklich hervorgehoben.



Durch den Vertrag vom 21. Dezember 1349 erhielt Herzog Barnim der Aeltere von Stettin die Vogteien Stolp und Jagow pfandweise von dem Markgrafen Ludwig als Entschädigung für geleistete Kriegshülfe gegen den falschen Waldemar. Damit fielen Torgelow und Pasewalk nach genau 100 Jahren an Pommern zurück und blieben auch dabei trotz aller Versuche der Brandenburger, sie zurückzugewinnen. Wir müssen aber immer dabei beachten, daß die Vogtei Torgelow und die Stadt Pasewalk politisch zur Mark Brandenburg gehörten. Erst im Königsberger Vertrage v. J. 1493 kam neben der Regelung aller Streitfragen zwischen den beiden Ländern auch die endgültige Verzichtleistung auf die beiden Torgelow und Pasewalk.

Diese geschichtlichen Vorbemerkungen waren notwendig, um die folgenden Ausführungen auch dem verständlich zu machen, der in der Geschichte unserer Heimat nicht bewandert ist.

II. Das Hasengeschlecht.

a) Zacharias Hase von Kufstein von Torgelow

(ungefähr von 1350 bis 1370).

Urkundlich erscheint das uckermärkische Geschlecht von Hase zuerst 1354. Jedenfalls gehörte der erste Hase zu den Rittern, die mit dem Markgrafen Ludwig dem Baier und seinem Stiefbruder Ludwig dem Römer in großer Zahl um 1330 nach Brandenburg gekommen waren. Dieser erste Hase nennt sich: Zacharias von Kufstein, Zacharias von Kufstein von Torgelow, Zacharias Hase, Zacharias Hase von Kufstein, Zacharias von Torgelow, auch ganz kurz nur Zacharias. Die Burg Kufstein liegt am Inn und nicht weit davon die Burg Maultasch. Markgraf Ludwig heiratete 1342 Margarete v. Maultasch, die Erbin Tirols. Wann Zacharias Hase mit Neu-Torgelow belehnt oder wann es ihm verpfändet worden ist — letzteres ist wohl richtiger bei dem chronischen Geldmangel der Wittelsbacher — entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls muß es vor dem Jahre 1349, also vor der Verpfändung der gesamten Vogtei Jagow an Pommern geschehen sein, Erbauer der Burg auf Lopata wird der erste Hase aber wohl nicht gewesen sein.

Dieser Zacharias Hase war bei den Markgrafen ein angesehener



Aufn. Otto Butz — Straße in Torgelow

Ulrichs von Mecklenburg Land eingefallen sei und geraubt habe. Diese beiden hätten gemeinsam das Schloß der Hasen belagert, es aber nicht erobern können, darauf sei eine Versöhnung zustandegekommen. Bertram Hase habe sich an diesen Vertrag nicht gehalten, habe weiter geraubt und sei schließlich von Kaufleuten erschlagen worden. Er sei am pommerschen Hofe erzogen und habe sich dort als ein roher Mensch ohne Kunstverständnis erwiesen.

Dieses letztere ist schon ein Irrtum von Kantzow, denn es ist doch ausgeschlossen, daß sein Vater, der sich fortgesetzt am Hofe der Baiern aufhielt, ihn ausgerechnet dem pommerschen Hofe zur Erziehung anvertraut hätte. Urkundlich steht nur das

und vornehmer Mann, der sich viel an ihrem Hofe aufhielt und den wir oft als Zeugen bei wichtigen Staatsangelegenheiten finden; 1368 z. B. gehörte er zu den vier Adligen, die in Dramburg die Streitigkeiten zwischen Brandenburg und Polen schlichten sollten. 1362 ist er Landvogt in der Uckermark. Er war aber auch ein reicher Mann, der in der Uckermark folgende Dörfer ganz oder teilweise erworben hatte: Klepelshagen, Taschenberg, Hetzdorf, Klockow, Schenkenberg, Züsedom und Tornow, wie wir aus dem Landbuche Kaiser Karls IV. erfahren. Klepelshagen haben wir als den ersten Stammsitz des Geschlechts in der Uckermark anzusehen, später wurde Klockow der Hauptsitz.

Um diese Zeit erscheinen zwar auch in Vorpommern Hasen — ein Abt des Klosters Pudagla und ein Ritter Swantus Hase —, aber es ist keinerlei Beziehung zwischen den vorpommerschen und märkischen Hasen weder vorher noch nachher nachzuweisen; alle Versuche, das märkische Geschlecht von ihnen abzuleiten, müssen deshalb als unhistorisch zurückgewiesen werden, wobei zu bemerken ist, daß auch in andern Teilen Deutschlands und den angrenzenden Ländern Geschlechter mit diesem Namen auftreten, ohne daß man eine Verwandtschaft nachweisen kann.

b) Bertram Hase
(ungefähr von 1370 bis 1420).

Zacharias Hase ist bald nach 1368 gestorben, und es erscheint Bertram Hase, der erstmalig im Landbuche mit seinen Besitzungen, die er mit seinem Bruder unbekannten Namens teilte, genannt wird. Von diesem Bertram Hase erzählt Kantzow, daß er in Herzog Bogislaws von Wolgast und in Herzog

Bündnis der beiden obengenannten Herzöge vom 24. Aug. 1392 gegen Bertram Hase fest. Dieses Bündnis hat aber vielleicht auch einen politischen Hintergrund: Kurfürst Sigismund verpfändete 1388 die Mark an seinen Vetter Jobst von Mähren, und nun entstanden in der Mark die furchtbaren Wirren, die bis nach dem Erscheinen der Hohenzollern 1412 andauerten. 1388 und 1393 benutzten die pommerschen Herzöge diese Gelegenheit, um in die Mark einzufallen. Jenes Bündnis gegen Bertram Hase, der sich doch mit Recht als märkischer und nicht als pommerscher Vasall betrachtete, diente vielleicht als Vorbereitung zum zweiten Einfall, um sich den Rücken freizuhalten. Bertram Hase erscheint urkundlich bis zum Jahre 1415, und nichts spricht dawider, daß es derselbe ist, sondern alles dafür.

Am 25. Nov. 1399 fand die berühmte Schlacht am Karrenberge (heute Burgwall bei Rothemühl) statt, in welcher die beiden mecklenburgischen Herzöge Johann und Ulrich das prenzlau-uckermärkische Heer schlugen, gefangen nahmen und die Prenzlauer zur Huldigung zwangen. In ihrer Not unterstellten sie sich den pommerschen Herzögen Swantibor III. und Bogislaw VII.; fortan blieb der größte Teil der Uckermark unter pommerscher Herrschaft bis zum Erscheinen Friedrich I., und wir finden das Hasengeschlecht in dieser Zeit auf pommerscher Seite. Von der vollständigen Aussöhnung zeugt auch die Erwerbung einiger Hufen in Lütken (Klein)-Luckow mit Hilfe der Herzöge. Letzmalig erscheint Bertram Hase in einer pommerschen Urkunde am 26. Juli 1413 in einer Angelegenheit des Klosters Jasenitz, und die pommerschen Herzöge gaben ihm vor allen anderen Zeugen den Ehrentitel: „unse getruwe rad“.

Inzwischen war aber Friedrich I. als Statthalter nach der Mark gekommen, und genau ein Jahr später, am 26. Juli 1414, finden wir Bertram Hase mit andern vornehmen märkischen Rittern als Bürgen für Friedrich in dessen Schuldverschreibung für Herzog Wartislaw von Pommern, und, als in Konstanz König Sigismund die pommerschen Herzöge, einige pommersche und uckermärkische Städte und 32 uckermärkische Vasallen wegen ihres Widerstandes gegen Friedrich I. ächtet, ist unter den letzteren das Geschlecht von Hase nicht. Friedrich I. belohnte Bertram Hase für seine Stellungnahme, indem er ihn mit den Besitzungen der Gebrüder von der Hufe, die auch geächtet waren, belehnte. Dies geschah am 20. Oktober 1415. Fortan verschwindet Bertram Hase aus den Urkunden, und wir können annehmen, daß er bald darauf gestorben ist.


Aufn. Otto Butz   Torgelow: Neuer Markt mit Kirche

Dieses Abschwenken des mächtigen märkischen Vasallen trotz aller Gunsterweisungen zum Hohenzollern, das nicht ohne Einfluß auf die Haltung der märkischen Adligen blieb, wodurch die Uckermark den Pommern wieder entrissen wurde, mußte natürlich den Zorn derselben erregen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß man ihm nachträglich allerlei „anhängte", wobei Wahrheit und Dichtung durcheinanderkamen und Taten anderer Mitglieder seines Geschlechts — es wird am pommerschen Hofe 1413 noch ein Knappe Bertram Hase genannt, vielleicht sein Sohn — auf sein Konto geschrieben wurden.

c) Zacharias Hase
(ungefähr von 1420 bis 1450).

Als Haupt des Geschlechtes erscheint 1420 wieder ein Zacharias Hase, dem am 2. Nov. d. J. Kurfürst Friedrich I. für eine geliehene Summe Schloß und Vogtei Boitzenburg auf 10 Jahre verpfändet. Er erscheint in verschiedenen uckermärkischen Angelegenheiten als Zeuge, z. B. 1433 bei der Verpfändung der Stadt Strasburg und der Dörfer Papendorf, Trebenow und Neuensund durch Markgraf Johann an die Gebrüder von Arnim. Am 26. Juli d. J. verleiht derselbe Markgraf in Spandau „seinem lieben getreuen Zacharias Hase, Ritter, zum Neuen-Torgelow gesessen", einen Hof in Zerrentin. Es ist zweifelhaft, ob es derselbe Zacharias Hase ist; denn aus einer späteren Urkunde erfahren wir, daß es zu dieser Zeit zwei des gleichen Namens gegeben hat, so daß wir mit großer Wahrscheinlichkeit eine uckermärkische und eine pommersche Linie unterscheiden können: Jene hatte ihren Hauptsitz in Klockow, diese in Torgelow, wie sich aus späteren Urkunden ergibt. Sämtliche Güter aber gingen zur gesamten Hand, d. h. alle Glieder des Geschlechts hatten an allen Gütern gleiche Rechte.

Der uckermärkische Zacharias Hase war nun wieder wie sein Vorfahr am Hofe der Hohenzollern ein geachteter Mann, den wir bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten als Zeugen mit an erster Stelle finden (Bem.: Die Stelle in der Reihenfolge der Zeugen einer Urkunde erlaubt zugleich einen Schluß auf seine Bedeutung oder sein Ansehen). Letztmalig erscheint er als Zeuge an 3. Stelle hinter den Grafen von Lindow und Hans von Waldow vor allen andern märkischen Adligen und Städten in dem Vertrage vom 4. Mai 1448 zwischen dem Kurfürsten Friedrich II. und dem Herzoge Joachim von Pommern, in welchem ein Schiedsgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten eingesetzt werden soll. Vor 1458 muß er gestorben sein; denn in diesem Jahre wird „Jung Zacharias Hase" in Klockow genannt; vielleicht sein Sohn.

Nun erzählt Kantzow von einem Zacharias Hase allerlei Schandtaten, die schließlich zur Eroberung der Burg geführt haben sollen. Daß es sich um diesen Zacharias Hase, der eine nicht unbedeutende Rolle am hohenzollernschen Hofe gespielt hat, nicht gehandelt haben kann, ist wohl selbstverständlich.

d) Das Besitztum des Geschlechts um 1450.

In der Zeit ungefähr von 1440—1460 befand sich das Geschlecht auf der Höhe seiner Macht, seines Glückes, seines Reichtums und — auch wohl des Uebermuts. Die Besitzungen in der heutigen Uckermark waren: Klepelshagen, Taschenberg, Klein-Luckow, Hetz-

dorf, Klockow, Schenkenberg, Züsedom, Tornow, Zerrentin, Brüssow, Bagemühl, Battin und Brietzke, die sie ganz oder teilweise besaßen. In Pommern: das Gebiet rechts der Uecker bis zur Randow, von Gumnitz im Norden bis zur Pasewalkschen Stadtgrenze mit Einschluß von Koblentz und Krugsdorf, ein Stück des Waldgebietes links der Uecker; wie groß dieses war, läßt sich nicht bestimmen; einige Hufen in Stolzenburg (bei Pasewalk) und Stöven. Als Glieder des Geschlechts aus dieser Zeit sind bekannt: Zacharias Hase und seine beiden Söhne Heinrich und Friedrich, ein zweiter Zacharias mit den Söhnen Zacharias und Heinrich; ferner ein Bertram Hase, jedenfalls der 1413 genannte Knappe.

e) Die Eroberung und Zerstörung der Hasenburg.

Zum zweitenmal wurde die Hasenburg vor d. J. 1457 durch die Städte Stettin, Stralsund, Greifswald, Anklam, Demmin und Pasewalk belagert und erobert, ohne Zustimmung des Herzogs Wartislaw IX., wie wir aus einem Briefe des Herzogs an den Rat von Stettin erfahren, in welchem er ihn auffordert, seinem Sohne Wartislaw Neu-Torgelow zu übergeben. Der Zeitpunkt der Eroberung läßt sich nicht genau bestimmen, mit einiger Sicherheit können wir aber 1455 oder 1456 annehmen. Der Inhaber der Burg war bei dieser Eroberung jedenfalls Bertram Hase; die Anklamer hielten ihn in Gefangenschaft. Am 12. Juni 1457 entließen sie ihn gegen Leistung der Urfehde und unter Bürgschaft seiner Verwandten und einiger Adligen. Nun berichtet Kantzow, daß Bertram Hase den Vertrag nicht gehalten habe, sein Schloß sei gebrochen und er von den Kaufleuten erschlagen worden, er bezieht aber diese Vorgänge auf den Bertram Hase Nr. 1. In der Ueberlieferung wurden jedenfalls die beiden Bertrams zu einer Person verschmolzen und diese Vorgänge zwischen 1440—1460 um ca. 70 Jahre zurückdatiert. Ebenso ist es höchst wahrscheinlich, daß Bertram Hase Nr. 2 am pommerschen Hofe erzogen worden ist; denn sein Vater war ja nach 1400 der „getreue Rat" der pommerschen Herzöge.

Da Bertram Hase nach 1457 in keiner Urkunde mehr genannt wird, ist es möglich, daß er trotz der Urfehde versucht hat, wegen der ihm zuteil gewordenen Behandlung, die in jenen Zeiten in der Regel nicht sanft war, Rache zu nehmen, und dabei erschlagen worden ist.

Die dritte Belagerung mit der nachfolgenden Zerstörung war 1465. Sie begann am 1. Juli und dauerte bis zum 20. Juli. Obgleich darüber keine Urkunde existiert, so sind doch die Berichte im allgemeinen so übereinstimmend, wenn auch in Einzelheiten abweichend, daß an dem Datum, der Art der Belagerung, Eroberung und Zerstörung kein Zweifel besteht. Teilgenommen haben an der Belagerung Herzog Wartislaw X., Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard, die Städte Stralsund, Stettin, Anklam, Greifswald, Demmin, Pasewalk und Stargard. Der damalige Inhaber der Burg wird verschieden angegeben: Heinrich Hase und Zacharias Hase. 1459 wird „Hinrik Haase tho deme Nyentorghelow" genannt. Nach der Erstürmung fand man 14 Mann, 3 Jünglinge und einige Frauen, außerdem große Vorräte an Getränken und Lebensmitteln aller Art. Nach einigen Berichten ist der Inhaber erschlagen worden, nach andern ist er vorher geflohen. Heinrich Hase wird ein Jahr darauf in einer Urkunde genannt, was aber nicht entscheidend ist, da es zwei dieses Namens damals gab. Die Burg wurde gründlich zerstört und den Hasen ihr Besitztum in Pommern rechts und links der Uecker genommen. Ich wiederhole hier noch einmal ausdrücklich, daß es sich bei diesen Vorgängen nicht um das Schloß bei dem heutigen Dorf Torgelow handelt, sondern um die Burg auf dem Schloßberge bei Gumnitz. Den ausführlichen Beweis dafür habe ich in in der P. Z., Kreisbeilage Ueckermünde, in den Nr. 7, 8, 14 und 17 v. J. 1934 erbracht.

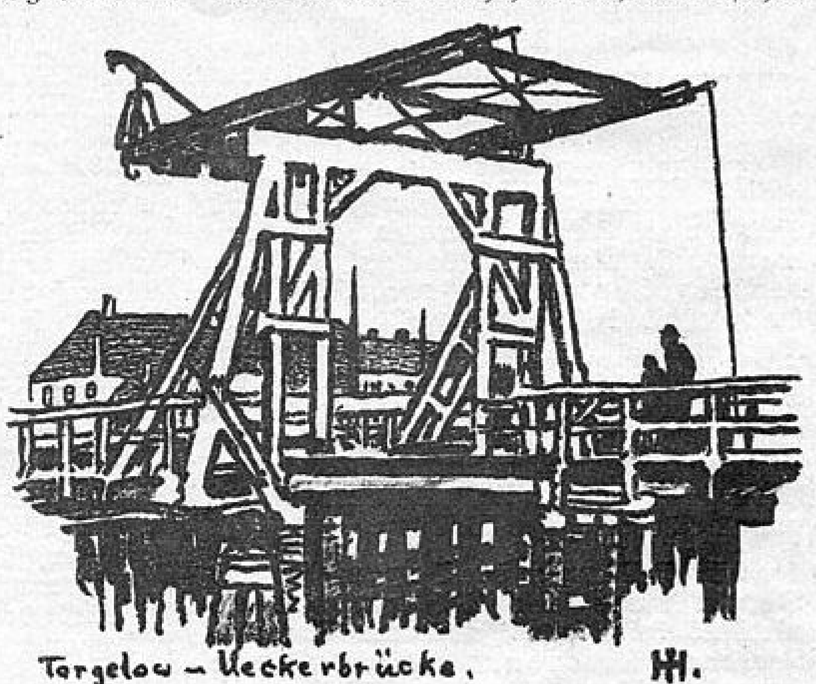
Der Streit des pommerschen Herzogs mit diesem vornehmen märkischen Rittergeschlecht — Torgelow war trotz der Verpfändung an Pommern immer noch als märkisch anzusehen —, das sich eines besonderen Wohlwollens und Ansehens bei den brandenburgischen Kurfürsten erfreute, mußte natürlich großes Aufsehen erregen, und es mußte eine Ursache gefunden werden, um dieses Vorgehen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Dazu dienten dann die von einzelnen Mitgliedern des Geschlechts im Stile der damaligen Zeit verübten Ueberfälle und Räubereien. Es ist nicht meine Absicht, die Hasen als die reinen Unschuldsengel darzustellen; sie waren jedenfalls nicht besser und nicht schlechter als alle Adligen jener Zeiten. Aber die Schilderungen Kantzows sind deutliche Uebertreibungen. So lebt denn nun das Hasengeschlecht in der Sage und der Erinnerung als das Raubrittergeschlecht fort, das es gewiß nicht gewesen ist. Es wird durch die Wiedergabe der tendenziösen Kantzowschen Darstellungen, die immer wieder in Tageszeitungen auftauchen und die vor dem Urteil der Ge-

schichte, soweit sie das Geschlecht als solches treffen, ein Unrecht verübt, an einem Geschlechte, das seine Verdienste sowohl um Brandenburg als auch um Pommern hat.

Neben der persönlichen Feindschaft des Herzogs, seinem Streben nach dem großen Besitz der Hasen, als Ersatz für die Vogteihälfte Alt-Torgelow, die 1454 ein Lehn der Muckerwitze, also Privatbesitz geworden war, waren es auch politische Gründe, die zu dem scharfen Vorgehen Veranlassung gaben. 1464 war nämlich Herzog Otto III. als letzter Herzog von Stettin gestorben; Ansprüche erhoben die Wolgaster Herzöge und Kurfürst Friedrich II. Daraus entstand der Erbfolgestreit von 1464—1472. 1468 kam es zum Kriege, in welchem Friedrich II. bis Ueckermünde vordrang, es aber vergeblich belagerte. Es war also ein Akt der Notwehr, wenn der Herzog die Macht des mächtigen Hasengeschlechts brach; denn es war doch als sicher vorauszusetzen, daß es bei einer kriegerischen Auseinandersetzung auf der Seite der Brandenburger zu finden war; huldigten doch selbst die Muckerwitze, da sie als Inhaber von Alt-Torgelow gewissermaßen märkische Vasallen geworden waren, nach den ersten Erfolgen des Kurfürsten 1469 diesem in dem Kriegslager bei Stolzenburg (westlich von Pasewalk gelegen).

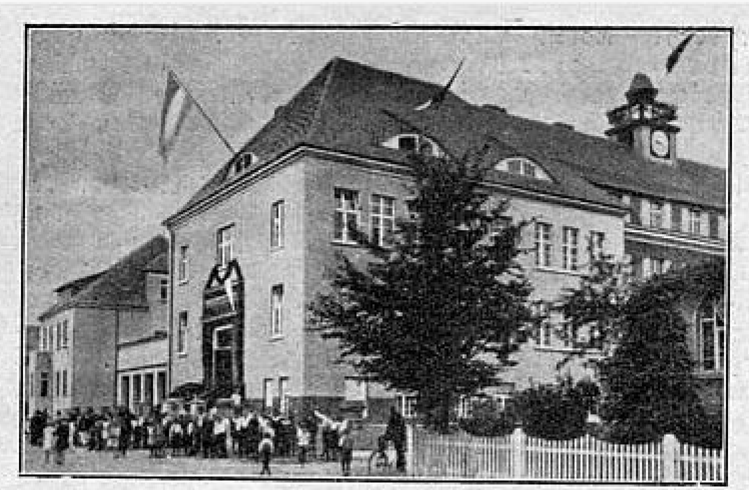
f) Der Ausgang des Hasengeschlechts.

Im Jahre 1480 fand eine Aussöhnung zwischen dem Herzog Bogislaw X. und Zacharias Hase statt, indem er ihm, jedenfalls durch Vermittlung einflußreicher Freunde — war doch das Geschlecht mit andern adligen Gesch'echtern vielfach verschwägert — einen Teil des Besitztums, das seine Vorfahren vor der Zerstörung der Burg inne hatten, zurückgab, und zwar das Waldgebiet zwischen der Uecker und der mecklenburgischen Grenze. Den Teil aber zwischen Uecker und Randow behielt der Herzog; er wurde dem Amte Ueckermünde zugeteilt. Ausgenommen davon wurden (ob absichtlich oder durch ein Versehen ist nicht festzustellen) die beiden Koblentzischen Seen mit dem dazwischenliegenden Werder, die dadurch, weil die Hasen märkische Lehnsleute waren, auch nach dem Königsberger Vertrage 1493 märkisch blieben (Lehnbrief für die Hasen vom Kurfürsten Joachim aus dem Jahre 1499). Um diese beiden Seen hat sich dann um 1550 ein jahrzehntelanger Streit mit den Hasen erhoben, bis sie von den Eickstedts auf Koblentz-Krugsdorf 1582 von den Hasen erkauft wurden. Aber bei jedesmaligem Besitzwechsel mußte für die beiden Seen und den Werder auch bei dem Kurfürsten von Brandenburg die Belehnung nachgesucht werden. Dieses merkwürdige Verhältnis blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein bestehen.



Die Rückgabe des Waldgebiets links der Uecker war aber nur eine Geste, und im Königsberger Tauschvertrage 1493, in welchem nach jahrhundertelangem Streite die Verhältnisse zwischen Pommern und Brandenburg endgültig geregelt wurden, verloren die Hasen auch diesen Teil ihres früheren Besitzes, ohne eine Entschädigung dafür zu erhalten, wenigstens berichtet keine Urkunde davon.

Zacharias Hase nahm seinen Wohnsitz in Pasewalk, wie aus der Urkunde v. J. 1483 hervorgeht; 1486 finden wir ihn im Gefolge Bogislaws X. auf seinem Zuge nach Braunschweig, nach 1500 ist er in Wodarg bei Treptow a. d. Tollense; um 1520 muß er gestorben sein. Von der Aussöhnung zeugt auch der Lehnbrief v. J. 1490, in welchem Herzog Bogislaw die „mennichfoldige truwe willige Dinste die uns die genanthen unnse leven getrewen die Hasen, mennich mal gerne gedahn hebben“ bezeugt.



Aufn. Otto Buß — Die Pestalozzischule in Torgelow

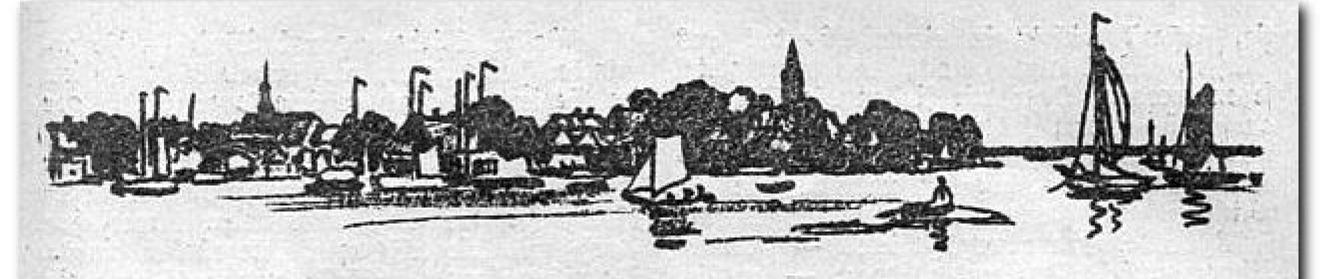
Der Besitz des Geschlechts war nach dem Lehnbrief vom Jahre 1499 für Zacharias und Ewald Hase, Vettern, in der Uckermark noch folgender: Klockow, Schenkenberg, Tornow, Züsedom, Lütken, Luckow, Brietzke, Klepelshagen, die Koblentzischen Seen und das ganze Dorf Stolzenburg (bei Pasewalk). Dieses Dorf rechnete damals noch zu Brandenburg. Wann sie das Dorf an die Muckerwitze verkauft haben, entzieht sich meiner Kenntnis, 1517 hatten sie es noch im Besitz, bald darauf aber war es Muckerwitzsches Besitztum.

Die Besitzungen in Bagemühl und Battin waren schon 1480 bzw. 1484 als erledigtes Lehen dem Hauptmann Werner von der Schulenburg auf Löcknitz vom Herzog Bogislaw X. verliehen. 1571 erwarb Joachim von Dollen auf Klein-Luckow den Hasenschen Anteil dieses Dorfes. 1565 hatten sie schon an Valentin v. Eickstedt den Anteil vom Dorfe Stöven verkauft. Wann die übrigen Besitzungen verloren gegangen sind, ist mir nicht bekannt, außer von Klepelshagen, das zur Hälfte schon 1608 Matthias von Arnstorff auf Wilsekow gehörte, und dessen andere Hälfte 1635 an die Familie Klinkow veräußert wurde. So sehen wir das einst so mächtige und zahlreiche Geschlecht nicht allein in seinem Besitztum einschrumpfen, sondern auch an Zahl der Mitglieder beständig abnehmen. Der letzte Besitz war Klockow, und der letzte des Geschlechts — Heinrich Hase — ist 1644 in brandenburgischen Diensten zu Orsoy bei Cleve gestorben.

Die Muckerwitze, 1454—1575, erwarben nach und nach fast alle Besitzungen der Hasen, so daß unter ihnen der Umfang der alten Vogtei wiederhergestellt wurde, ausgenommen das Stück zwischen Uecker und Randow mit Koblentz-Krugsdorf. Nach 1500 verschwindet der Unterschied zwischen Alt- und Neu-Torgelow, der Herrensitz wird fortan nur noch Torgelow genannt, ebenso tritt der alte Name für Neu-Torgelow, der heutige Schloßberg, Lopata, der niemals gänzlich verschwunden war, wieder in seine Rechte, um mit dem 30jährigen Kriege als Ortsname verloren zu gehen. Als nach 1720 das heutige Dorf Torgelow aufblühte und an Stelle des 1637 zerstörten Vogteisitzes eine Holländerei entstand, wurde diese wieder das Alt-Torgelow und das Dorf, dessen Anfänge schon unter den Muckerwitzen bestanden, Neu-Torgelow, ohne daß diese Bezeichnung von dem historischen Neu-Torgelow des Hasengeschlechts abgeleitet wurde.

Bei der Zerstörung der Burg Neu-Torgelow auf dem heutigen Schloßberge ist jedenfalls auch das Schloß bei dem heutigen Dorfe Torgelow in Flammen aufgegangen, aber nicht vollständig zerstört worden, so daß es später wieder bewohnbar gemacht werden konnte. Dadurch erklärt sich die verhältnismäßig gute Erhaltung. Vor allen Dingen blieb die Ruine bewahrt vor der Abtragung durch die steinhungrige Bevölkerung. Die Gebäudereste des Herrensitzes Alt-Torgelow wurden z. B. zum Bau eines Teerofens verwendet. Die schwedische Vermessungskarte v. J. 1693 weist an der Stelle der Ruine ein großes bedachtes Haus auf.

Für die Kantzowschen Berichte über das Hasengeschlecht gilt das, was Wehrmann in seiner „Geschichte von Pommern" über seine Geschichtsschreibung im allgemeinen sagt, ganz besonders: „Kantzow schrieb mit der deutlichen Absicht, den Ruhm seines Vaterlandes und dessen Herrscherhauses zu verkünden. Deshalb verschweigt er nicht nur alles, was dieser Absicht entgegen sein könnte, sondern nimmt auch eine große Zahl von Sagen und unverbürgten Erzählungen auf, die geeignet sind, die Vorgänge in einem für Pommern allzugünstigen Lichte zu zeigen." Die Aufgabe der Heimatforschung ist es, diese Sagen auf Grund der vorhandenen Urkunden und Akten auf ihren historischen Wert zu prüfen. Ihre Aufgabe ist es aber nicht, sie immer wieder in Tageszeitungen, Heimatbüchern und dergl. als historische Wahrheit hinzustellen und zu verbreiten, wie leider Gottes immer wieder geschieht. Möge diese Arbeit dazu beitragen, ein an einem adligen Geschlechte begangenes Unrecht gutzumachen.



Zwischen Papenwasser und Warper See

Natur- und kulturhistorische Studie von Martin Reepel

I.

Die Anfahrt in das oben genannte Gebiet führt uns von Stettin nordwärts nach Frauendorf und hier die Chaussee beachtlich steil empor, Richtung Neuendorf—Pölitz. Vorbei an südwärts gewendeten Odertalhängen, die einst Weinberge trugen und die eigentlich die Hänge eines von der Höhe herabsteigenden, breit und tief gefurchten Bachtales darstellen. Vorüber an Ober-Frauendorf mit Kirche, schon fast 70 m über der Oder gelegen, vorüber an einer zweiten Schlucht, die bei Gotzlow endet, am Julo-Wald mit seinen tiefen Wasserrissen, und plötzlich befinden wir uns auf weiter, schildbuckelähnlicher Hochfläche, auf der Höhe des bis 130 m ansteigenden Warsower Plateaus. Wir kreuzen mehrere wie von Menschenhand gestochene flache Rinnen, die hoch gelegenen Anfänge geologisch junger Wasserläufe, die, ähnlich den bei Frauendorf und Gotzlow mündenden, bei Stolzenhagen, Scholwin und Messenthin ostwärts zur Oder oder, schwächer ausgebildet, westwärts die Höhenstufen abwärts durchsägen. Und haben vor allem weiteste Blicke auf ein unsere Höhenwarte im Halbkreis von Osten über Norden nach Westen kränzendes tiefes und relativ flaches (10—20 m im Durchschnitt; höchste Erhebungen bis 44 m) Gebiet mit viel Wald, weitem Niederungsmoor und vielem Wasser (Odermündung, Haff). Ja, wenn jene Tiefen vor uns und zu den Seiten bei heraufziehendem Regen in einen gleichmäßigen blaugrauen Schleier gelegt erscheinen und damit eine einzige Wasserfläche vortäuschen, dann haben wir wohl die Illusion jenes Haffstausees, von dem Dr. von Bülow in seiner geologischen Darstellung spricht und der dann am Fuße unseres Insel-Plateaus branden würde, der ostwärts der Oder bis Gollnow und Kantreck und westwärts bis Anklam gereicht haben mag und aus dem nur kleinere Inseln, wie der Graseberg ostwärts Stepenitz und Höhen bei Stolzenburg, herausgeschaut hätten! Der Haffstausee!

Sandige und tonige Ablagerungen hinterließ er, als er nach dem Nordwärtsweichen des Eises mehr oder minder verschwand, dazu eine Uroder, die irgendwo im Nordwesten eine Mündung an weit vor der heutigen liegenden Küste fand. Und die vom Pflanzenwuchs bei ungünstigem Klima noch nicht so schnell gebändigten Sande faßte der damals wohl die Hauptrolle spielende Ostwind und blies sie zu Wanderdünen zusammen, fern dem Meere, und schuf Binnenlanddünengebiete von den kleinsten bis zu den größten Ausmaßen.

Was aber wurde mit ihnen? Wo sind sie geblieben? Infolge seiner wechselnden Ausdehnung hatte der Haffstausee das von ihm freigegebene Land, in verschieden hohe Terrassen geordnet, hinterlassen. Tiefste Terrassen blieben mit stehendem oder fließendem Wasser gefüllt, bis auf den heutigen Tag. Auf den übrigen und verschieden hohen kam es zur Dünenbildung. Und als dann die sogenannte Litorina-Transgression das Meer langsam ansteigen ließ und die Küste südwärts verlegt wurde, da füllte und weitete auch bei uns das Meer ihm zugängliche tiefste Senken, schuf steigendes Grundwasser neue Binnenseen aus abgeschlossenen Depressionen, vermoorten die nächsthöheren Terrassen als Grundlage ausgedehnter heutiger Niederungsgebiete und gestattete gestiegener Grundwasserstand auf höchsten- und reichlich trockenen Terrassen doch die Ausbildung prächtigen Hochwaldes. Und damit haben wir die Elemente der Landschaft im Bereiche des Haffstausees gefunden, wie sie noch heute zusammen mit diluvialen Inseln oder Bänken auch das Gebiet „zwischen Papenwasser und Warper See“ zusammensetzen. Also: Wasser, Niederungsmoor, Wald und Dünen!

Und damit sind wir noch einmal bei den Dünen angelangt und werden uns nun nicht mehr wundern, sie — aufgebaut auf tiefsten Terrassen — häufig als vom Moor umwachsene Sandinseln anzutreffen. Dann steckt ihr Fuß tief im Moor, vielleicht im Anschluß an eine Diluvialerhebung als zur Entstehungszeit benutzter Ansatzstelle. Wich-

tig, äußerst wichtig in einem „Lande" aus Wasser, Moor und Wald, wie wir gleich sehen werden. Oder wir finden die Dünen auf höheren, heute mit Wald bedeckten Terrassen, wie sie oft meilenweite Strecken „zerhügeln" und wie sie ein Blick auf gute Karten der Forsten rechts und links des Odermündungsgebietes — nördlich Altdamm, bei Neu- und Altwarp — deutlich zeigt. Wo sie seit ihrer Entstehung vom Pflanzenwuchs konserviert worden sind, bestehen ihre vom Ostwind geprägten Formen wohl noch heute. Anders, wo Entwaldung stattfand, wo sie mehr oder minder in Bewegung gerieten und sie der Nordwestwind umgestaltete. Dort sieht man sie oft weithin gelblichweiß leuchten, bei Köpitz am Haff, westlich des Warper Sees, wo der „Witsche Barg" (Weiße Berg) davon seinen Namen bekommen hat, und nicht selten muß wie bei den Meeres-Wanderdünen zu den Mitteln künstlicher Befestigung gegriffen werden. — Wasser, Niederungsmoor, Dünen und Wald: sie sind auch, wo energischere Erhebungen völlig fehlen, das einzige Naturgeschaffene, das im Beieinander diesem Lande — also auch unserm Gebiet zwischen Papenwasser und Warper See — Abwechslung gibt. Aber setzen wir unsere Anfahrt zunächst fort; denn noch haben wir unser Ziel nicht erreicht.

Durch den Messenthiner Wald geht es abwärts nach Messenthin und Pölitz, beide am Fuße des Warsower Plateaus gelegen, an das sich hier als Uebergang zum Haffstausee das Dünengebiet der Pölitzer und Trestiner Forst anfügt. Und weiter zwischen Wiesenniederung und wenig höheren Aeckern über Duchow nach Jasenitz mit den Resten eines Klosters, das zum Orden des Hlg. Viktor in Paris gehörte, einer Brüderschaft, die in dem ihr zugehörigen Gebiete zwischen Ziegenort und Pölitz weniger Siedlung (wie die Zisterzienser) als Seelsorge trieb. Aber an wem? Im Bereiche von Wasser, Niederung und Wald? Freilich, das „Papenwasser" hat seinen Namen vom klösterlichen Fischrecht, und zum Fischgericht braute man das Klosterbier aus den Ernten der klostereigenen Hopfengärten in Pölitz und Jasenitz; denn der Hopfen ist ein Kind des Bruchwaldes und im Lande kein Fremdling. Aber Seelsorge . . .

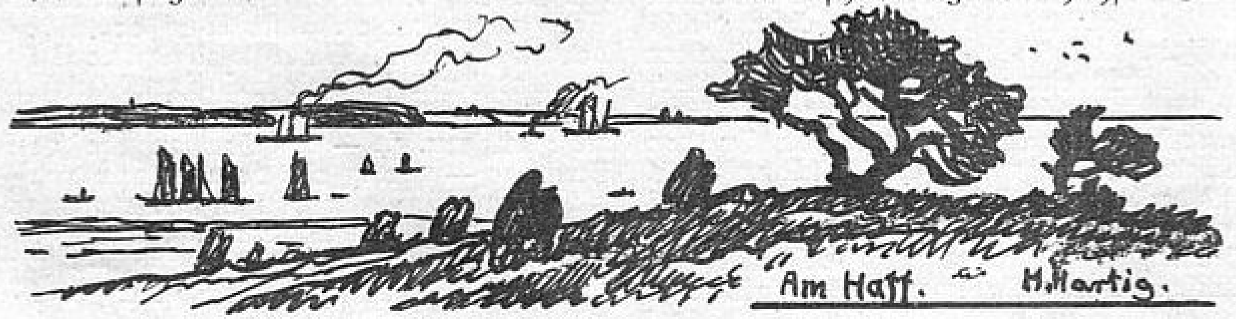
Wasser, Niederung und Wald — Ueckermünder Heide heute, noch immer 35 zu 40 km im Geviert — Euch gehörte so ganz und gar das Herz der pommerschen Herzöge um Jagd und Fischfanges willen. Was birgt nicht der Wald noch heute vom Edelhirsch zum Seeadlerhorst! Da ließ man keine bäuerlichen Dorf- und bürgerlichen Städtegründer hinein. Naturbewahrende Fürstengunst schloß ein Bündnis mit der Siedlungsfeindlichkeit einer Landschaft von besonderer Eigenart. Und bis auf den heutigen Tag: suche Dir anständige Fahrwege durch die Heide, und Du wirst nicht viel finden; und wo der Mensch dennoch den Boden besiegte: es sind noch nicht viele darauf wohlhabend geworden. Wasser, Sumpf, Wald: das bedeutet Unwegsamkeit, Einsamkeit, Sonderart auch im Kulturellen, viel Arbeit und — Armut.

Ein Stück nordwärts; hinter Damuster, dem Orte mit dem manche Phantasie arg beflügelnden Namen, betreten wir den Ueckermünder Kreis; rechts blinken die Fluten des Papenwassers auf; wir sind im Lande zwischen Papenwasser und Warper See.

Was uns aber einleitend Gegenstand der Besprechung war, das wird uns, hoffe ich, hinfort zum Wanderstab werden!

II.

Mit den Straßendörfern Königsfelde und Wilhelmsdorf grüßen uns die ersten Siedlungen des Gebietes und, siehe da, sie sind nicht älter als 200 Jahre, also junge Randsiedlungen im Niederungsgebiet. Der eine Ort ist nordsüdlich, der andere ostwestlich orientiert; denn maßgebend war der Baugrund, die Sandinsel im Moor nach Gestalt und Größe, und sie ist es überall, wo man vor 200 oder vor 700 Jahren seine Heimatscholle dem fruchtbaren, wenn auch feuchten Niederungsboden abrang und sein Haus gern aufs Trockne, Sandinsel oder Diluvialscholle, setzte. So kommt es, daß Gr. und Kl. Ziegenort parallel zueinander vom Ufer des Papenwassers landein streben. So kommen die seltsamen Krümmungen der Dorfstraße von Wahrlang zustande, wobei die Fachwerkkirche noch gar abseits ihren besonderen kleinen Hügel hat. Auf einer Diluvialscholle liegen die höchsten Teile



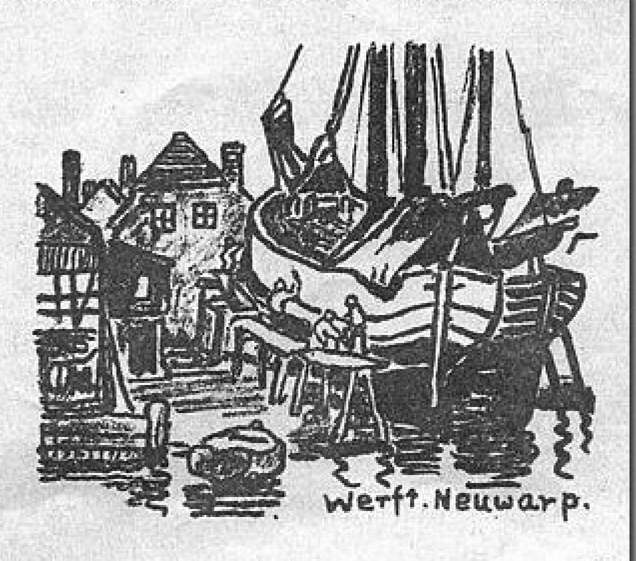


Aufn. Bruno Haehn — Dorfstraße in Ziegenort

des Inselstädtchens Neuwarp mit Rathaus und Kirche, und hier geben die Pumpen gleichzeitig das beste Trinkwasser!

Aber tun wir noch einen Blick auf das Alter der Siedlungen unseres engeren Gebietes, dann ergibt sich, was naturgemäß auch auf das weitere zu übertragen ist: wenige alte wendische Siedlungen am Wasser, also von Fischern bewohnt: Wahrlang, Altwarp, Rieth, Warsin. Wenige Gründungen der deutschen Kolonisationszeit, Gr. Ziegenort, Althagen, Neuwarp, Albrechtsdorf, Gr. Mützelburg, Vogelsang. In Wald und Niederung aber müht sich Neulandgewinnung erst seit 200 Jahren und später und hat den tief binnenwärts gelegenen Ahlbecker See trocken gelegt und mit Ortschaften umkränzt. Aber Einsamkeit ist geblieben, und alles Leben und Schaffen erscheint im Grunde genommen wie erdrückt oft zwischen starr-dunkler Waldwand und endloser, wegloser Niederungsweite.

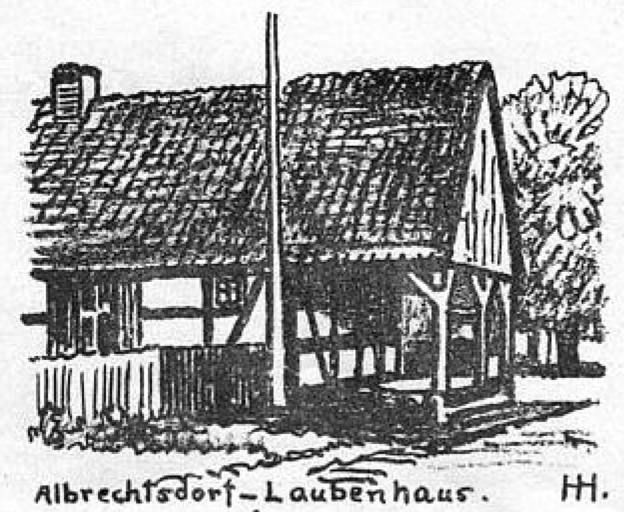
Und weiter führt uns unser Weg durch Wald zu dem aus Gr. und Kl. Ziegenort vereinigten Haffbade Ziegenort. Bahn, Hafen, Ausflugsverkehr, Badegäste; es ist Leben im Ort, das läßt sich nicht leugnen, und die Lage ist günstig. Uns aber interessiert zweierlei, die Kirche und das benachbarte alte „Kapitänshaus". Die Kirche ist ein Putzbau von 1745, der barocke Turm in Fachwerk ausgeführt und das Ganze, etwas erhöht gelegen, recht wirkungsvoll. Dazu kommt der gepflegte alte Kirchhof mit zweihundert Jahre alten Steinwangen. Aeltere Ausstattungsstücke weisen darauf hin, daß das Gotteshaus schon einen Vorgänger gehabt hat, und man darf wohl annehmen, daß das dann ein Fachwerkbau gewesen sein wird. (Von einem mittelalterlichen Steinbau hätte man nach Brand und Einsturz doch wenigstens wie in Neuwarp die Umfassungsmauern beibehalten). Denn wir befinden uns hier im Bereiche einer länger als anderswo beibehaltenen Fachwerkbauweise, der wohl erst mit der im 18. Jahrhundert erfolgten Erschließung der Tonlager des Ueckertales im nun zu Wasser leicht herbeizuschaffenden Ziegel und im Massivbau ein Widersacher entstand. Und kein Wunder: im alluvialen Niederungsgebiet ist der als Baustein wenigstens im Fundament benutzte Findling rar, während der Wald Holz über Holz lieferte, für den Bau von Haus und Hof, von Boot und Segelschiff, wie einstige und noch vorhandene kleine Werften in Ziegenort und Warp beweisen könnten, für handwerkliche Arbeit und häusliche Bastelei. — Und als wollte er unsere Ausführungen unter Beweis stellen, so steht nahe der Kirche der barocke, schön gegliederte Fachwerkbau, den sich ein alter Kapitän (ein Angehöriger der auch in Neuwarp beheimateten Familie Schauer) errichtete, ein die ganze Feinheit und Sicherheit der Zeit atmendes Stück Zimmermanns- und Handwerkskunst, dem auch die handwerklichen Beschläge und der Klopfer an der Tür nicht fehlen. — Uebrigens: die Schauer in Neuwarp! Wie sich hier im engen Winkel selbstverständlich alles miteinander verflechtet, so mag uns, vom Persönlichen geführt, eine örtliche Vorschau gestattet sein, die uns noch dazu gleich wieder zum Sachlichen leitet! Vor 20 Jahren stand auf dem alten Neuwarper Friedhof ein wundervoll geschnitztes Eichenholz-Grabmal: „Hier ruht in Gott unsere gute Mutter, die Ehefrau des Schiffseigners Joachim Schauer, geborene Conradt, geb. 1775, gest. 20. Okt. 1847." Es war aus Eichenholz, endete in einer Vase und war auf der beschrifteten Wange umkränzt von geschnitztem Eichen- und Akanthus-Ornament, hervorgehoben noch durch gelben Anstrich auf blauem Grund. Es ist verschwunden wie so manch anderes Holzmal schlichterer Ausführung und die geschnitzten und bemalten Grabeinfassungen, die den Jamundern so ähnlich



waren — Zeugen einer versunkenen handwerklichen Grabmalkunst noch vor 100 Jahren, einer Grabmalkunst in Holz. —

Von Ziegenort führt uns unser Weg westwärts weiter und am Bahnhof vorüber, dem Walde zu. Gleich rechts grüßt vom 22 m hohen Herzberg das 45 m hohe Gerüst des selbstverständlich hölzernen Feuerturms, der von der fast 70 m hoch gelegenen Plattform aus die weitesten Fernen des in der Runde nirgends auch nur annähernd so hohen Gebietes erschließt. Daß es im letzten, so überaus trockenen Jahre nirgendwo im Bereiche der Heide, die uns nun aufnimmt, zu größeren Bränden gekommen ist, das ist, von der Wachsamkeit des Forstpersonals abgesehen, vielleicht doch eine Folge der Einsamkeit, die hier auf weiten Strecken webt. — Mit dem Straßendorf Althagen erreichen wir nach dem Haff zu offene Lichtung mit Sand- und Wiesenmoor-Boden. Die Kirche des Ortes ist ein neuer, außen bebretterter Bau, der sich damit der Landschaft durchaus einfügt. Dann geht es über Wahrlang, dessen Fachwerkkirchlein schon erwähnt ward, nach Albrechtsdorf am Warper See, und zum erstenmal schweift unser Blick über das prächtige, rings von grünen Wiesenmoor-Säumen umkränzte Gewässer, das uns mit seiner Umwelt noch ausgiebig beschäftigen wird.

Albrechtsdorf hat ein „Schloß" (Gutshaus), also ein Gut. Am Ufer finden wir Hinweise auf Holzverschiffung und ein Sägewerk. Ruch von Wiese und Wasser, Duft von Wald und Holz mischen sich. Auf sandgrauen Feldern ist wohl die Kartoffel Hauptfrucht. Oestlich, nach dem Haff zu, dehnt sich Moorgebiet, das des Botanikers Freude sein kann. Ueber Moorgräben neigt sich der stattliche Königsfarn (Osmunda regalis); über träge Wasser hebt der tierfangende, schwimmende Wasserschlauch seine Blüten (Utricularia), und an besonders feuchtwarmen Stellen fand ich,


Albrechtsdorf – Laubenhaus. HH.


Neuwarp liegt auf einer Halbinsel im Warper See

gestützt ins Unterholz der Büsche, den Adlerfarn 3 m hoch. Aber das nur nebenher ... Denn zweierlei anderes nimmt unsere Aufmerksamkeit in Albrechtsdorf in Anspruch, die Kirche und zwei Laubenhäuser. Die Kirche ist ein (selbstverständlich!) Fachwerkbau aus Eiche. Nicht für viele Menschen (wo sollten die herkommen?) und darum en miniature! Und mit geringen Mitteln des Patrons, als wenn der heimische Zimmermann den Auftrag erhalten: „Gehe und baue eine Kirche!" Und wie dann am Ostende des Gebäudes in Fachwerk die Apsis noch angesetzt worden ist, das wirkt zu eigenartig! Aber da ist nichts zu schelten. Während allerdings der dem 19. Jahrhundert angehörende Backsteinturm in seiner plumpen Geschmacklosigkeit das Ganze in seiner Wirkung ins Lächerliche verkehrt! — Und dann die beiden Laubenhäuser, die Schmiede und der alte Gasthof, beides Zweckbauten, die sich die Zutat der Laube am längsten erhielten. Auch der leider verschwundene letzte Laubenbau des Weizackers war einst Gasthof gewesen. Wieweit sich Fäden spinnen lassen von diesen Laubenhäusern zu denen Südpommerns und der angrenzenden märkischen Gebiete, wollen wir nicht erörtern. Wir müssen weiter!

Noch einmal nimmt uns der Wald auf, der auf der den Warper See im Osten umgürtenden Halbinsel als Folge engerer Besiedlung mehr zerflattert, und dann geht es neben einer schattigen Promenade und begleitet von Vorstadthäusern hinein in das Inselstädtchen Neuwarp.

Ich denke, Neuwarp liegt auf einer Halbinsel? höre ich fragen. Gemach! Auch darüber reden wir noch; denn vorläufig wird unser Blick eingefangen durch das Neuwarper Rathaus. Zweistöckig, in Eichenfachwerk, mit einem aus der Gesamtmasse hervortretenden Westturm, erscheint es als die Krönung der Fachwerkbauten

des Gebietes. Entstanden nach dem letzten großen Stadtbrande von 1692 im Jahre 1697.

Stadtbrände: 1442, 1555, 1692, und die Fachwerkhäuser brannten gut trotz des vielen Wassers. Aber neue Häuser wuchsen ebenso rasch, um des vielen Waldes willen, und immer wieder in Fachwerk. Auch nach dem letzten Brande, den „Peter Wahrlankens eheliches Weib durch Unachtsamkeit verschuldet", womit die einzige handschriftliche Chronik (nach 1692) der Stadt anhebt und damit viele Jahrhunderte Neuwarper Geschichte ungedeutet läßt. Und eine Fachwerkstadt ist Neuwarp noch heute, wenn auch viele Vorderfronten „unterfangen" oder mit einer Putzschürze versehen sind. Spiegelfechterei, sagen wir und sehen uns Rück- und Seitenwände an . . . Manches Haus wendet noch heute wie in mittelalterlichen Tagen sein Giebelgesicht zur Straße; an andern Stellen dominiert die Traufstellung. An hübschen Straßenfronten und malerischen Winkeln ist kein Mangel. Man achte auch auf die Haustüren mit ihrem Oberlicht! Sie waren oft Meisterstücke handwerklichen Schaffens und das, was den Häusern in ihrer schlichten Gleichgestaltigkeit die persönliche Note gab.

Indessen, wir stehen noch immer vorm Rathaus. Da man uns freundlich den Eintritt gestattet, betreten wir den Flur und steigen empor ins Obergeschoß. Ein Zimmer mit Bildern an der Wand öffnet sich uns. Eine schlichte Zeichnung im Biedermeierrahmen von 1820 trägt die Unterschrift: „Ansicht der Eismassen, welche sich im Februar 1820 bei Steinort am Haff ohnweit Neuwarp aufgetürmt hatten." 45 Fuß hoch, so berichtet die Unterschrift weiter, war der so entstandene Eisberg. Mitten darin aber, meterhoch über der Wasseroberfläche, stak ein Stein, 70 Kubikfuß groß und 140 Zentner schwer, emporgehoben durch die vom Grunde des Gewässers her wirkende Eispressung. Jedenfalls zeigt das nordöstlich von Warp am Haff gelegene „Steinort" eine von dessen Wassern angeschnittene, 6 m hohe Diluvialplatte, deren herausgewaschenen Steine im flachen Wasser liegen und den Fischern wohlbekannt sind. Einst konnten bei niedrigem Wasserstande drei Fischer, auf einem solchen Steine liegend, ihr Frühstück verzehren. — Die andern Bilder an den Wänden sind Werke des Malers Hans Hartig, des Ehrenbürgers der Stadt. Vorm Kriege war es, daß Hartig und Lang-Wollin manchen Sommer in Warp weilten, um zu malen. Ein Bild, „Alte Werft", brachte ihm die Gr. Goldene Medaille; manch anderes hat berechtigtes Aufsehen erregt und dem stillen Warper Winkel zu einer gewissen Beachtung verholfen. Freilich, seine ganze Schönheit — die begrünten Straßen im letzten Tagesschimmer, eine Fahrt ins Abendrot, einen frischen Morgen, wenn sich die Fischerboote in den baumbeschatteten Bootshäfen auf kurzen Wellen schaukeln — ermißt nur, wer Tage und Wochen darauf verwendet, Warps Stimmungszauber restlos auszukosten. —



Vom Rathaus zur Stadtkirche sind nur wenige Schritte. Ihr spätgotisches Mauerwerk hat mindestens zwei Bränden getrotzt und mancherlei Veränderung erfahren. Aber das interessiert uns so wenig wie das meiste der Ausstattung. Denn eigentlich ist es nur das Votivschiff, das an einer Stelle von der


Alt-Warp am Haff. Hans Hartig.

Balkendecke hängt, das unser Thema vom Wasser und Wald, von Schifferlos und bastelnden Seemannshänden, weiterspinnt. In den rechten Schifferkirchen fehlen sie nie, diese Vollschiffe unter vollen Segeln oder mit Kanonen gespickten Galeeren, das Ergebnis der Mußestunden so manches im Winterhafen des Lebens vertäuten Seemannsdaseins. — Aber auch in anderer Weise mag seemännisches Gedenken zum Ausdruck gelangen, wie uns ein Blick zeigen mag in das schlichte Kirchlein des an der Einfahrt zum Warper See gelegenen dörflichen Altwarp. Durch Dünensand stampfen wir zum Kirchhofhügel und freuen uns der ordnenden Hand, die um Kirche und daneben stehenden Glockenstuhl waltet (beachtenswert wie in Ziegenort!). Ja, das fast üppige Wachstum um uns scheint darauf hinzuweisen, daß auch der Boden mehr ist als loser Flugsand, daß wir festen Diluvialkern unter uns haben, vielleicht einen Teil einer auftauchenden Stillstandslage (vergl. Steinort!), ähnlich der, die in Pommerns Osten, im Wiesenmoor des Garder Sees, den Friedhof von Rowe trägt. Frisch bläst der Wind vom Haff, und zwischen den Dächern des Dorfes wird hier und dort seine stahlblaue Flut sichtbar. Ein feiner, stiller Winkel! Fein wie das Gotteshaus in Gestalt eines spätfriderizianischen massiven Saalbaues (1786), wahrscheinlich an der Stelle eines ehemaligen Fachwerkbaues. Denn eine Glocke ist von 1664, und auch der Altarschrein ist gut 150 Jahre älter als das Gotteshaus. Und durchbricht auch diese Kirche hier unsere landschaftlich bedingte Regel: Wald, Wasser, Niederung — Holzbau: in gewisser Beziehung tut sie es auch nicht; denn die mit der königlichen Fürsorge (Fr. Wilh. I., Fr. d. Gr.) verbundene wirtschaftliche Erschließung des Gebietes begünstigte eben diese dem Wasser nahen Neubauten in Stein und damit eine Kirchenkunst, die, ohne sich wie das 19. Jahrhundert mit Gotik und Romanik zu belasten, ihre Kirchenbauten aus dem Zeitstil entwickelte. Und ob massiv oder in Fachwerk, alle diese Bauten vereinigen in sich Schlichtheit mit Feinheit (vergl. noch Gr. Stepenitz von 1741, Köpitz, Gr. Ziegenort von 1745, Ahlbeck von 1759 usw.) und sind auch in ihrer Art typisch für unser Gebiet geworden. Sehen wir im übrigen von der Ausstattung des Altwarper Kirchleins ab, soweit sie nicht handwerkliche Schulung verrät: zwei an Nord- und Südwand hängende Epitaphien sind zweifellos Volkskunst. Aus harten Eichenplanken, sicher einst einem Schiffe zugehörig, hat das Messer wappenschildähnliche Tafeln geschnitzt, und man merkt die Mühe, die das gemacht hat! Ungelenk ist die halb verlöschte Inschrift, und dazu Reste einer bunten Bemalung, die sofort an bäuerliche Malereien an Hausrat und Aehnlichem erinnert. Und noch eins ist Volkskunst, vielleicht Kinderkunst und bodengebunden: Den Taufengel und den Altar schmücken Kronen bezw. Körbchen, die aus streichholzdicken weißen oder zart farbig getönten Fäden geflochten sind, dem Mark der überall an Haff und See wachsenden Binsen.

Und dann schreiten wir noch einmal durchs Dorf, das wie Neuwarp alljährlich einige Sommer- und Badegäste anlockt — man bedenke: baden, segeln, rudern, fischen, wandern in Wald und Einsamkeit, eine Luft, aus Wald und See geboren —, freuen uns freundlicher, sauberer Anwesen und prächtiger Obstgärten und suchen uns überm Wiesensaum des Warper Sees eine Höhe zur Um- und Ausschau über Wasser und Wiesenmoor, Wald und Dünenhügel und Menschenwerk.

Wie der Wald mit fernen dunklen Säumen das blaue Juwel des Sees um-

rahmt, wie die weißen Segel dort vorm Dufte unberührter Weiten schweben, wie die Stadt inmitten alle der Wasser im Sonntagsfrieden träumt. Das ist wunderschön ... Und doch: wie kam der Mensch in dieses Abseits?

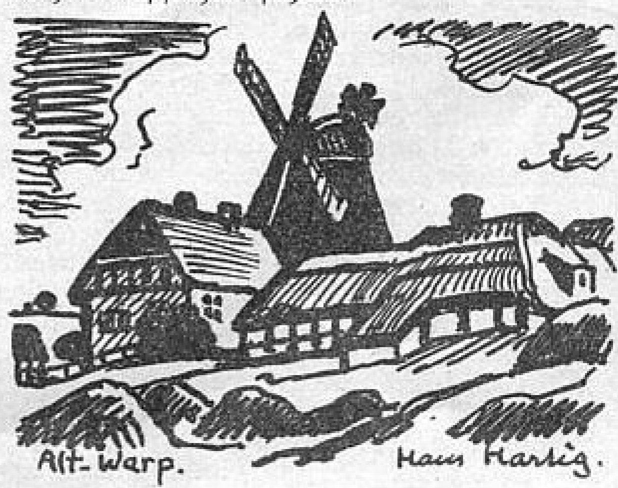
Wir wollen uns nicht in die Fernen vorgeschichtlichen Geschehens verlieren. Uns genügt die begründete Annahme, daß wendische Schiffer und Fischer an der Stätte von Altwarp einst siedelten, daß aber Einfahrt und des Sees östliche Rahmung mehr als heute aufgelöst waren in ein Wirrsal von Inseln, großen und kleinen. Auf einer solchen, gegenüber von Altwarp, erstand vor 1267 bereits die Deutschensiedlung Neuwarp mit Kirche, 1271, 1286 und 1378 genannt. 1442 brennt die „Stadt" zum erstenmal völlig ab, liegt aber nun nicht mehr an der alten Stelle. Was war geschehen?

Haben Sturmfluten eine Verlegung veranlaßt? Aus der Gegend, die heute „Altstadt" heißt, dem östlichen Verschlußstück des Sees (mit Wald und Strand, Kurhaus und Erholungsheim) und vom „Kirchhaken", wo eine 1768 nach einer Karte von 1693 gezeichnete Karte noch die Stelle der alten Kirche bezeichnet und Fundamentreste festgestellt worden sind ... So flüchtete man wohl auf die höhere Insel im See; denn daß der Boden der Stadt einst Insel war und die einzige Einfallstraße teilweise Dammschüttung durch späteres Verlandungsgebiet ist, das dürfte sich leicht nachweisen lassen. So entstand die Inselstadt in der Einsamkeit, die eigentlich, selbst mit den Augen der damaligen Zeit gesehen und trotz des einstigen Fischreichtums von Haff und Warper See, wirtschaftlich als Fehlgründung erscheinen muß, als Gründung abseits in Wasser, Moor, Wald und Dünen! Man kann ihr Wirtschaftsleben also wohl auf die Formel bringen: Ging es dem Fischer, Schiffer und Seemann gut, ging es auch Neuwarp gut. So, aus der Not der Zeit heraus, dürfte 1633 die heute gespaltene „Schipper-Gesellschaft" zu Neigen Warpe, eigentlich eine Sterbekasse, entstanden sein, deren Zinnschatz und Zeremonien noch heute von Zeit zu Zeit in die Erscheinung treten. Die einzelnen Stücke des Zinnschatzes stammen aus den Jahren 1633—1786. Sechs Schilde werden beim Begräbnis eines Mitgliedes an den Sarg gehängt und erst entfernt, wenn sich der Sarg in die Gruft senkt ...

Und was sonst der Warper Winkel vom Zeitgeschehen gemerkt hat? Der Siebenjährige Krieg brachte Kanonendonner in allernächster Nähe; denn am 10. September 1759 schlugen die Preußen und Schweden im Haff eine „Seeschlacht", 19 feindliche Schiffe mit 2350 Mann Besatzung gegen eine behelfsmäßige preußische Flotte von 12 Schiffen und 513 Mann Besatzung. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein; aber die erste preußische Flotte hat sich tapfer geschlagen. Nur 3 Fahrzeuge kehrten heim. —

Neues Wetterleuchten in nächster Nähe brachten die Jahre 1806/07. Die Schlachten von Jena und Auerstedt waren geschlagen; die Truppen des Siegers standen im Lande. Nur jenseits der Oder operierte noch Schill, und gute Patrioten, wie der Schulze Pust in Köpitz, unterstützten ihn durch heimliche Zuführung von Mannschaften und Kriegsmaterial. Aber auch Stepenitz, Ziegenort und Warp wurden die Mittelpunkte eines zähen Widerstandes. Als Führer von Freischaren oder doch als Mitkämpfer werden genannt der Dragoner Ungerland und der Fischer Lünow aus Neuwarp. Rieth steckten die Franzosen in Brand. Neuwarp bekam Strafeinquartierung und sollte eine hohe Kontribution zahlen oder brennen. Bürgermeister Haspelberg kam in die Kasematten des Berliner Tors in Stettin. Gut, daß die Frau Rektor Stenzel, geb. Laidee, französisch sprach. Sie erwirkte, daß sich der Feind mit 1000 Talern und der Niederbrennung von Ungerlands Haus begnügte. — Dann hörte der Kleinkrieg auf, und Jahre des Wartens kamen. Aber unter der Asche glimmte es, auch im Haffwinkel. Usedom, Warp und Ueckermünde sollten im Jahre 1811 Sammelpunkte für 2300 Mann werden. Eifrige Förderer der Sache waren der Forstmeister Ehrenfried Otto in Stepenitz, der Prediger Knuppius in Ziegenort und der Bürgermeister Krause in Neuwarp. Blücher im Schlosse zu Treptow a. Rega soll nicht unbeteiligt gewesen sein. Aber die Franzosen bekamen Wind von der Sache und — sie zerflatterte!

Immerhin: Wasser, Wald, Moor und Dünenheide, Arbeit und Armut, ein Stück bodenständiger Kultur und zuletzt ein zähes Verbundensein mit Heimat und Vaterland ... So rundet sich uns das Bild des stillen Winkels zwischen Papenwasser und Warper See. Möchte er sich seiner Ueberlieferung auch fernerhin verpflichtet fühlen!



Dragoner Ungerland, der Held von Neuwarp

Von Fritz Klose

Zur Zeit der Gewaltherrschaft des korsischen Eroberers nach dem unglücklichen Kriege von 1806/07, wo alles versank, hat der pommersche Kreis Ueckermünde einen Volkshelden gehabt, der nicht verzagte und mutig auf gen Himmel den Degen schwang, weil er es verschmähte, ein Knecht der Fremdlinge zu sein. Leider, leider ist sein Name nur zu schnell vergessen worden! Die undankbare Nachwelt hat ihm keine Kränze geflochten; kein Sang eines gottbegnadeten Dichters kündet von ihm, kein erhabenes Denkmal hält wenigstens äußerlich die Erinnerung an ihn wach. Und doch hätte es dieser tapfere Mann verdient! Noch bedauerlicher ist es, daß ihm auch zu seinen Lebzeiten, wo seine kühnen Taten in aller Pommern Munde waren, nicht die geringste Anerkennung oder Belohnung zuteil geworden ist. Dieser Schill im Kleinen, der unserm Vaterlande durch seine Heldentaten einen ungeheuren Dienst erwiesen hat, ist der wackere Neuwarper Dragoner Friedrich Ludwig Ungerland gewesen.

Er war im Jahre 1771 als Soldatensohn in Neuwarp geboren und wurde Fischer, was ja noch heute der Hauptberuf der Neuwarper Bewohner ist. So lernte er ganz genau die Wasserverhältnisse seiner engeren und weiteren Heimat kennen. Aber auch dem edlen Weidwerk huldigte er, wodurch er mit der beste Kenner der einheimischen Wälder wurde. Das alles sollte ihm später sehr zustatten kommen.

Er wurde Soldat und diente bei dem Pasewalker Dragoner-Regiment, das bekanntlich erst im Jahre 1819 in ein Kürassier-Regiment umgewandelt worden ist. Sein Eskadronchef war Graf Kalkreuth. Im September 1806 zog der Neuwarper Dragoner mit seinem Regiment über Berlin nach Erfurt gegen den welterobernden Korsen. Mit seinen 10 Eskadronen und 63 Offizieren war es das stärkste Kavallerie-Regiment. Ungerland machte am 14. Oktober 1806 die unglückselige Schlacht bei Auerstedt mit und wurde mit 15 000 Kameraden aller Waffengattungen gefangen genommen. Aber weit brachte ihn der Feind nicht. In einer stürmischen Novembernacht gelang es dem wackeren Dragoner, ungehindert zu entfliehen und sich in seine Heimat zu retten. Aber nun legte er nicht wie so viele andere die Hände in den Schoß, sondern rührte gewaltig die Arme, um als tapferer Krieger seinem ohnmächtig am Boden liegenden Vaterlande zu helfen und bis zum letzten Atemzuge zu dienen.

Und so wurde Ungerland zunächst „Schills Spediteur", d. h. er versorgte jenen tapferen preußischen Offizier, der übrigens auch von Haus aus Pasewalker Ansbach-Bayreuther-Dragoner war, mit Soldaten. Der Leutnant von Schill war nach seiner ziemlich schweren Verwundung bei Auerstedt unter den furchtbarsten Qualen und Schmerzen auf dem Rückzuge nach der Festung Kolberg geflohen, wo er, notdürftig geheilt, als gewissenhafter Soldat sich dem Festungskommandanten Oberst von Loucadou zur Verfügung stellte. Bald errichtete er mit oberster Genehmigung ein Freikorps, um mit diesem im Kleinkrieg dem französischen Bedrücker so viel Schaden als nur irgend möglich zuzufügen. Das gelang ihm auch; denn so manche gefüllte Kriegskasse, so mancher vollbeladene Proviantwagen wurde bei den Ueberfällen geschnappt, während aus bedrohten Garnisonen Gelder und Ausrüstungsgegenstände dem gierigen Zugreifen des Feindes entrissen wurden. Schills Mannschaften waren meist Ranzionierte, d. h. aus der Kriegsgefangenschaft entflohene Soldaten. Der „Spediteur", der sie dem mutigen Reiteroffizier zuführte, war der Dragoner Ungerland in Neuwarp. Der Winkel am Haff zu Neuwarp war gut versteckt und hatte unwegsame Zugänge. Im Einvernehmen mit goldtreuen Kameraden richtete Ungerland auf den Inseln Usedom und Wollin einen ordnungsmäßig geregelten Speditionsdienst für die entflohenen Kriegsgefangenen ein, die unter dem braven Schill weiterkämpfen wollten. Waren sie auf ihrer Flucht einmal bis Pasewalk gekommen, dann waren sie gerettet; denn hier wurden sie von Ungerland selbst oder seinen Getreuen in Empfang genommen. Diese kannten die Wälder der Ueckermünder Heide wie ihre Tasche, wußten jeden Weg und Steg, so daß sie vor jedem Feindesüberfall sicher waren. In Neuwarp bestiegen sie dann das Schiff, das sie bald glücklich bis zum Ziele ihrer Sehnsucht, Schills Garnison, brachte. So sind es denn sehr viele Ranzionierte gewesen, die durch Ungerlands Vermittlung dem Liebling und Helden des deutschen Volkes in Kolberg zugeführt wurden. Dabei sei auch nicht Frau Ungerland vergessen, die ihren Mann getreulich unterstützte, so manches Mal die zerrissenen Kleidungsstücke der Entflohenen ausbesserte, ihnen Nahrung reichte und die Spürhunde des Feindes auf eine falsche Fährte brachte.

Es war auch bei Ungerland der Fall, daß ein großes Muster Nacheiferung weckt. Die Beförderung von Ranzionierten genügte ihm bald nicht mehr. Als er immer und immer wieder hörte von den kühnen Waffentaten der Freischärler unter dem tapferen Schill, da dachte er gewiß bei sich: Was der für ganz

Pommern ist, kannst du ja auch für die Uecker-münder Heide werden! Dieser Entschluß reifte wohl bei ihm, als die Franzosen gegen Schwedisch-Vorpommern vorrückten und dabei auch den armen Kreis Ueckermünde stark bedrückten. So sammelte denn dieser tapfere Neuwarper Fischhändler ein kleines Freikorps aus geflohenen Kriegern um sich und begann auf eigene Faust den Kleinkrieg gegen den Erbfeind, der sein Vaterland bedrückte. Hoch zu Roß wie ein General kommandierte dieser Mann des Volkes seine kleine verwegene Schar, abenteuerlich zusammengesetzt aus den verschiedensten Truppen. Nicht einmal Uniformen trugen diese Helden. Diese „Freischützen" bereiteten den welschen Landesbedrückern so manchen „warmen" Empfang aus dem Hinterhalt. So manche Feindeskolonne erlitt dabei schwere Verluste oder wurde durch die unsichtbaren Menschenjäger ganz aufgerieben. Das weit ausgedehnte Terrain der Ueckermünder Heide war ja auch wie geschaffen zu solchen „hinterlistigen" Angriffen. Kleinere feindliche Kolonnen wurden meist erbarmungslos niedergemetzelt. War aber der Feind zu stark, so ging man ihm nicht so forsch und furchtlos zu Leibe, sondern zerstreute sich schnell, was um so unauffälliger geschehen konnte, als niemand uniformiert war. In ihren schlichten Bauernkitteln hielt sie dann eben jeder für einfache Landleute, die kein Wässerlein trüben können. Wie freute sich die ganze Bevölkerung der Ueckermünder Heide bis tief in die Uckermark hinein, wenn wieder einmal ein Haupttreffer gelungen war! Hatte sie doch mit Anteil daran; denn sie hielt treue Kameradschaft und unterstützte ihre tollkühnen Landleute, wo sie nur konnte.

Immer mehr vervollkommnete sich das kleine Freikorps der Ueckermünder Heide. Später führte es sogar auf seinen Raubzügen Geschütze mit sich. Zwar waren es nicht ganz vorschriftsmäßige Kanonen, es waren nur Schiffskanonen, die mit Ketten auf einem zweirädrigen Vorderwagen befestigt waren. Aber sie richteten sehr erheblichen Schaden an, wenn mit ihnen in eine Marschkolonne hineingebullert wurde. Jetzt waren auch nicht mehr feindliche Batterien vor diesen Heidesöhnen sicher. Und in den Annalen der Geschichte ist nachzulesen, wie einmal die ganze Bemannung einer französischen Batterie niedergemetzelt wurde, während die erbeuteten Geschütze nach erfolgter Vernagelung in einem tiefen Graben ihr feuchtes Grab fanden. War „geschäftsflaue" Zeit, so dehnte Ungerland seine Streifzüge bis nach der Insel Usedom aus, dem Feinde Schaden zufügend, wo er nur konnte.

Den Franzosen wurden diese Ueberfälle bald zu bunt; denn bald waren es Militärbekleidungsstücke, die ihnen in Massen ab-



Aufn. Reepel Straßenbild von Neuwarp

genommen wurden, bald Geld, Waffen oder Munition. So ist es denn selbstverständlich, daß alle möglichen Versuche seitens der Feinde unternommen wurden, das Wespennest Neuwarp auszuräuchern und den Schützengeneral zu fangen. Der kühne Anführer hatte durch seinen gut arbeitenden Spionagedienst Wind bekommen und lauerte nun den Herrschaften auf. Die Rollen wurden vertauscht. Aus den Angreifern, einem ganzen Regiment Badener Dragoner, wurden die Angegriffenen. Lustig ballerten die Schiffskanonen und die Büchsen der „Jäger in Zivil" aus dem Hinterhalt in das vorüberziehende Regiment hinein, Unheil und Verwirrung anrichtend. Die nie fehlenden Kugeln der Neuwarper Schützen taten ihre Schuldigkeit. Und siehe da, da war kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen! Heidi jagten die badischen Reiter zurück mit verhängten Zügeln im Galopp durch Pasewalk hindurch, das ihnen nicht mehr Sicherheit genug bot, nach Stettin zu. Erst hier verschnauften sie ein wenig von ihrem verhängnisvollen Ritt. Das zweite Mal waren es französische Infanteristen und italienische Dragoner, denen die Ehre zuteil geworden war, den Kühnsten aller Kühnen zu fangen. Mit allen Vorsichtsmaßregeln der Kunst waren die Schergen durch Pasewalk über Torgelow—Eggesin—Ahlbeck durch den weiten Wald hindurchgezogen bis in die Gegend von Rieth, etwa zwischen Ludwigshof und Rieth an dem heutigen Kanal. Da, päng! päng! Zwei Schüsse knallten aus dem Busch. Der italienische Oberst sank mit seinem Pferde tot zu Boden.

Da packt die andern kalter Graus,
sie fliehn in alle Welt hinaus.

Und wieder erlebte Pasewalk das herrliche Schauspiel, daß feindliche Reiter in panischem Schrecken über die Ueckerbrücke zurückgesprengt kamen.

Beim dritten Handstreich gegen Ungerland ging man äußerst vorsichtig zu Werke. In aller Heimlichkeit marschierte ein Detachement französischer Husaren und ein Bataillon Infanterie (welche Ehre für einen einzigen Preußen!) nach Neuwarp, um den „Räuberhauptmann“ zu fangen und für immer unschädlich zu machen. Doch der wachsame Fischhändler war auf der Hut. Wiederum bei Rieth griff er mutig die Häscher an, mußte aber der Uebermacht weichen. Er flüchtete zunächst ins Schulzenhaus und von da gleich weiter nach dem Sammelplatz seiner Schar in Neuwarp. Als dort die Franzosen ankamen, war der Vogel schon längst ausgeflogen. Mit einem Boote hatte sich der Verfolgte mit seinen Getreusten nach Stepenitz gerettet. Ungerlands Haus wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Damit war dem Kleinkrieg in der Ueckermünder Heide ein Ende bereitet. Nach dem Befreiungskriege wurde der Held von Neuwarp schlicht verabschiedet. In bescheidener Weise ging er, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder seinem friedlichen Berufe als Fischhändler nach. Am 15. März 1828 ist er dann nach einem tatenreichen Leben zur ewigen Ruhe eingegangen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts starben die letzten Leute in Neuwarp, die in ihrer Jugend den alten Haudegen noch persönlich gekannt haben. Nachkommen von ihm leben noch heute in der alten Haffstadt und in Stettin.

Bedauerlich ist, daß der wackere Held von Neuwarp auf keine Weise Dank für seine nationale Heldentat geerntet hat. Das einzige, was der Staat tat, war, daß er den Hinterbliebenen eine Unterstützung von 50 Mark gab. In der „Geschichte des Kürassier-Regiments „Königin (Pommersches) Nr. 2“ von Georg von Albedyll ist dieser Volksheld, der mit Andreas Hofer auf eine Stufe zu stellen ist, kurz erwähnt. Auf Seite 111 dieses Werkes sehen wir auf dem Bilde „Ungerland mit seinen Freischaren“ den Helden bei einem Gefecht im Walde. Im Vordergrunde steht sein famoses Geschütz. Mehr erzählt schon von ihm Ed. Hellm. Freyberg in seiner „Geschichte der Stadt Pasewalk“, das uns als Hauptquelle gedient hat. In den Tagebüchern französischer Offiziere kehrt der Name unseres Helden als „Monsieur Ungerland“ immer wieder. Die Franzosen haben es auch nicht vergessen, ihn in einem ihrer größten Geschichtswerke zu verewigen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß der mutige Kämpe aus der Haffstadt Neuwarp im Gedächtnis und in der Erinnerung seiner Landsleute, ja aller Deutschen weiterlebt!

Der ehemalige Ahlbecksche See, seine Ablassung und das Ansetzen von Kolonisten auf dem Ahlbeckschen Seegrunde

Von Albert Hellmundt

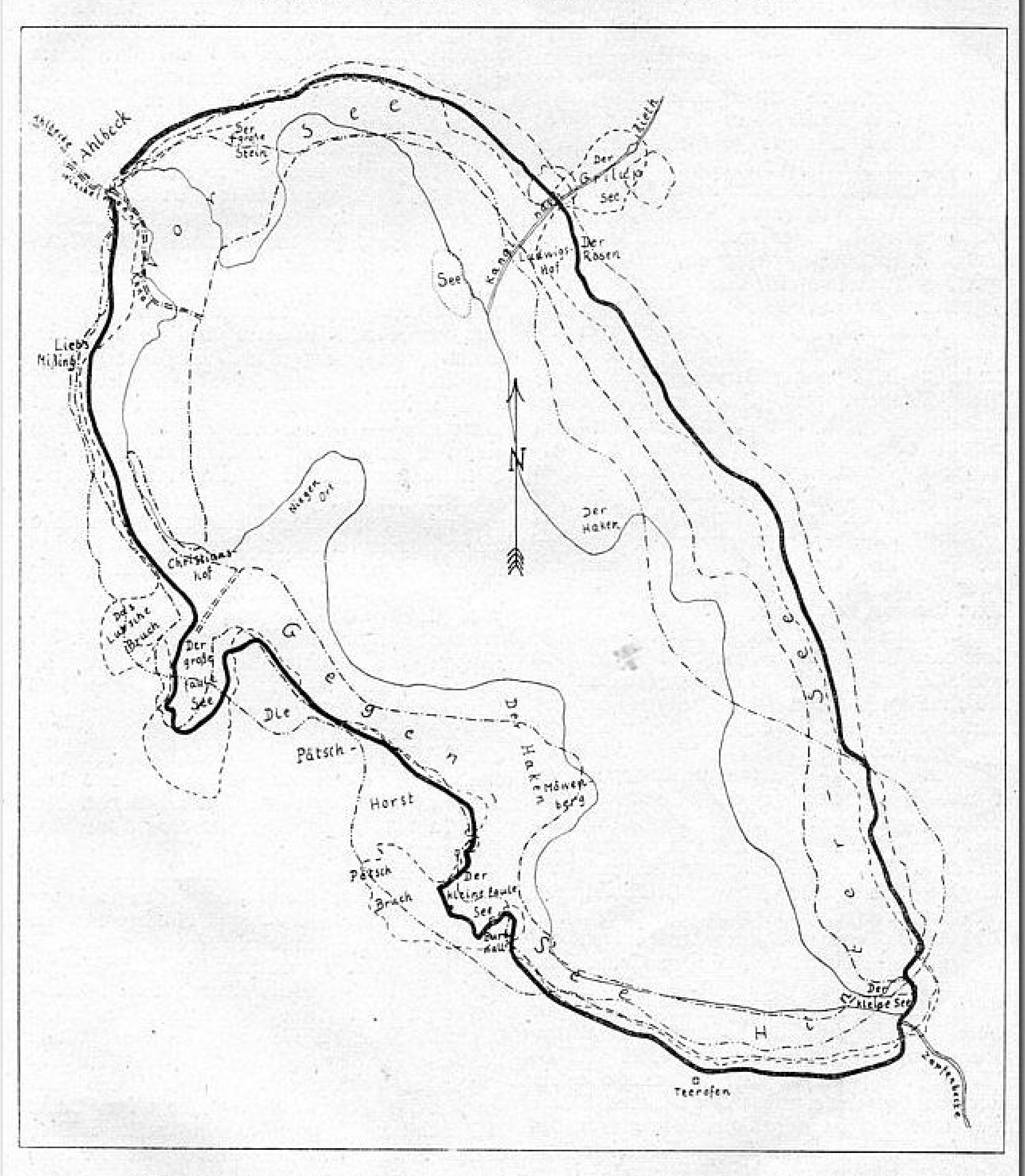
1. Der ehemalige Ahlbecksche See.

In den Zeiten, da unser Pommerland geboren werden sollte, begannen die Gletschereise der jüngsten Eiszeit abzuschmelzen. In breiten Rinnen schäumten die Schmelzwasser in nordwestlicher Richtung dahin, spülten Schutt und Sande auf und bildeten den Boden der Ueckermünder Heide. Beim Nachlassen des Strömens und Spülens blieb der Haffstausee in unserm Gebiet zurück, der jedoch bei weiterem Zurücktreten des Eisrandes nach Norden schrittweise ablief und den Grund freigab. Die Winde tobten mit dem trocken gewordenen Sande und bauten jene vielen Dünen auf, die unserm Heimatgebiete ein charakteristisches Aussehen gaben. In den Schmelzwasserrinnen blieben in tieferen Stellen Seen stehen, so die Mützelburger Seen im Tal der Beeke, so der Gorinsee im Tal der Randow. Der Ahlbecksche See scheint jedoch keiner dieser Rinnen angehört zu haben, wie noch heute die Höhenlinien des Meßtischblattes Rieth (Nr. 959) erkennen lassen; vielmehr wird er seine „Entstehung einer in den Sanden eingeschlossen gewesenen flachen Restscholle des Inlandeises“, einer „toten Masse“, zu verdanken haben. Der See vermoorte, und wer den Rand des auf Faulschlamm lagernden Flachmoortorfes zeichnet, wird wohl das Ufer des Ahlbeckschen Sees in seiner Urform vor sich sehen (Siehe die beigegebene Skizze der Uferlinien.). An seinem Nordwestzipfel hatte der See einen natürlichen Abfluß, den ich, da ich nirgend einen Namen dafür fand, die Ahlbecke nennen will. Zur Abflußstelle drängende Moorteile verstopften die Ahlbecke des öfteren, verwuchsen und bildeten so einen sich fortlaufend erhöhenden Rand, der das Wasser des Sees anstaute, so daß es über seine ersten Ufer trat und in die Randgebiete der sich dem See überall eng anschmiegenden Wälder eindrang. Es ist nicht schwer, sich die Gewalt der Wassermassen vorzustellen, die sich zeigte, wenn der Nordweststurm in den See hineingriff; die Bäume wurden entwurzelt und breite Streifen der Heide „in den Strand gerissen“, so daß der See seine Fläche ständig vergrößerte. Diese hier geschilderte Weise der Ausbreitung des Sees entsprach der Auffassung der

Uferlinien des ehemaligen Ahlbeckschen Sees

Maßstab = 1 : 37500 **Gezeichnet von Albert Hellmundt.**

Bemerkung: Die zur Gewinnung der Uferlinien benutzten Karten sind zunächst auf den gleichen Maßstab gebracht und dann so aufeinander gelegt worden, daß Nordsüdrichtung und Abflußstelle des Sees zusammenfielen.



Ufer der Urform des Sees — Faulschlammgrenze *)

Ufer nach den Karten der schwedischen Landesmatrikel — 1693

Inneres und äußeres Ufer nach Oeslers Karte — 1747

Die beste Uferlinie für die Zeit um 1740 *)

Die 5 m-Höhenlinie des Meßtischblattes Rieth (Nr. 959) der preußischen Landesaufnahme — 1887 *)

Ufer des neuen Ludwigshofer Sees *)

*) Diese Linien sind dem Meßtischblatt Rieth (959) der preußischen Landesaufnahme entnommen.

Personen in friderizianischer Zeit, und Kriegsrat Winckelmann schreibt frischweg: „Der Ahlbecksche See hat den Kgl. Forsten succeßive wohl mehr denn 50 000 Rthlr. Schaden zugefüget, indehm er umbher große Tractus von den Kgl. Gehöltzen in den Strand gerißen, auch damit in perpetuum biß zum jüngsten Tage continuiret haben würde, wenn solches nicht nunmehro durch deßen Ablaßung gehemmet worden wäre, wodurch auch zugleich das Dorf Ahlbeck von seinem Untergange mit gerettet worden." Die älteste Karte des Ahlbeckschen Sees, die auf eine gewisse Genauigkeit Anspruch erheben kann, ist die von dem schwedischen Landmesser Carlmarck im Jahre 1693 zu Katasterzwecken gezeichnete (Siehe die beigegebene Skizze der Uferlinien). 1743 nahm der preußische Landmesser Oesler an, der See habe „seit der Vermeßung 1693. ein Vieles von der Heyde abgespühlet und also wohl um 30. bis 40. Vorpommsch. Mg." Die wahrscheinlich sicherste Uferlinie des Sees nach seinem Zustande um 1743 hat der Verfasser mit Hilfe des Meßtischblattes Rieth (959) der Preußischen Landesaufnahme seiner Uferskizze eingefügt, während eine andere Kurve die von Oesler gezeichneten Ufer festlegt. Von dieser Oeslerschen Karte stellte der Verfasser eine Nachbildung her, die von Werner Hellmundt photographiert und — nach dieser Aufnahme neu gezeichnet — der Arbeit angehängt ist [1]). Vergleicht man die sicherste Uferlinie, die sich auch auf das Studium der noch heute erkennbaren Ränder stützt, mit der ebenfalls eingezeichneten 5 m-Höhenlinie des Meßtischblattes, so ist die Aehnlichkeit beider Linien offenbar, doch überschneiden sich beide mehrfach, ein Umstand, der noch der Erklärung bedürfte. (Siehe die beigegebene Skizze der Uferlinien.)

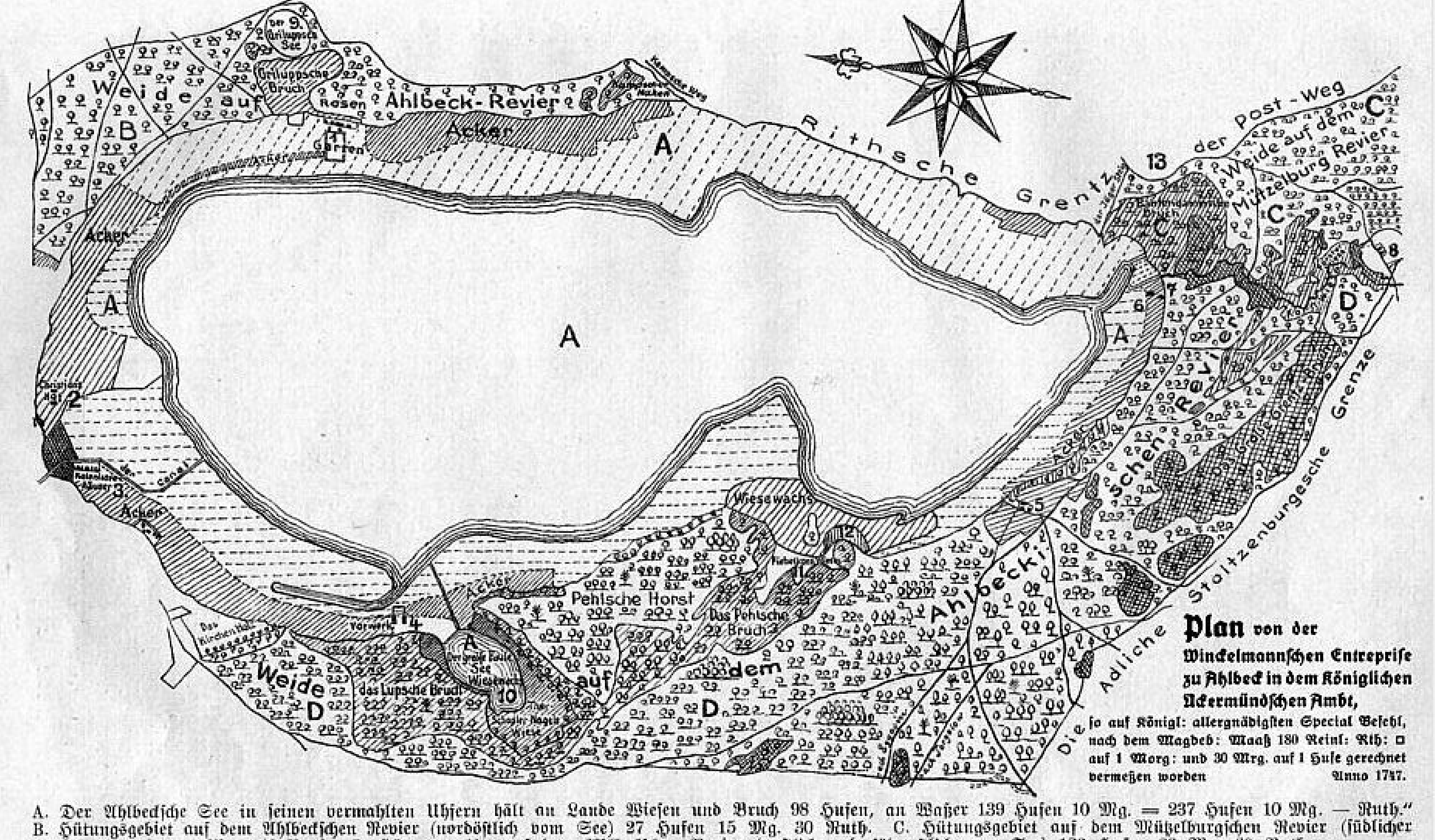
Die Größe des Sees anzugeben ist schwer. Carlmarck berechnete sie auf „3427 Morgen Schwedisch Pommersch Matricular-Maaß, wonach die Vermeßung damahls geschehen"; Oesler gibt an, diese Zahl entspräche „nach dem Magdeb. Maaß à 180 Ruthen 8795. Morgen 174 (Quadrat-) Ruthen." „Wenn aber diese 3427 Mg. Pommersch nach der hiesigen gewöhnlichen Land-Ruthe à 16 Fuß Reinl. lang gerechnet werden, beträgt sich solches an 2970½ Mg." Und da ein pommerscher Morgen (nach Drolshagen) 0,6550 881 ha enthielt, so betrug darnach die Fläche des Sees 3427 × 0,6550 881 ha = 22,45 qkm. Legt man aber die von mir festgelegte und mit Hilfe des Meßtischblattes auf der beigefügten Kartenskizze der Uferlinien dargestellte sicherste Uferlinie zugrunde und umfährt diese Fläche mit einem Planimeter, so findet man als sicherste Seegröße 18,52 qkm. Der „Cammer Secretarius Brandes zu Stettin", ein Widersacher Winckelmanns, hatte mit Hilfe irgend eines unbekannten Rechenexempels entdeckt, der See enthalte 15 000 Mrg., entdeckt zu dem Zwecke, einen möglichst hohen Grundzins aus Winckelmann herauszupressen.

[1]) Die Originalkarten (2 Stck.) liegen im Regierungsarchiv zu Stettin.

Den einzigen beständigen Zufluß bildete die „Zosen Beeke [2]), so auß der Ramminschen Heyde herab in diesen See läufet" und im Südosten des Sees in ihn einmündet. Auch die an den See stoßenden Moore und Brücher gaben in jedem Frühjahr ihre Schmelzwasser an den See ab; außerdem schwoll er im Herbste und Frühjahre infolge größerer Regenfälle mehr an, was besonders an den Stellen zur Geltung kam, wo keine Dünen ein steileres Ufer bildeten, sondern See und Bruch unmerklich ineinander übergingen. Auch „im Majo, da man den Lauf des Waßers aus dem Ahlbeckschen See zuzumachen gewohnt" war, um die Wiesen bei Ahlbeck trocken zu bekommen, zeigte er größere Wassermengen, so daß im Laufe eines Jahres ein Vor- und Rückschreiten der Ufer regelmäßig in Erscheinung trat, — als ob der See atmete. Auch einige Springe und Quellen innerhalb des Sees waren bekannt. Weite Uferstrecken mit geringer Tiefe ließen als Grund den „puren Seesand" durch „das schönste mineralische klahre Waßer" erkennen. Die genaue Tiefe des inneren Sees ließ sich wegen des Faulschlammes schwer feststellen; doch war damals „nach außsage des Försters, des Schultzen und anderer Ahlbeckscher Einwohner so vorhin die Fischerey auf gedachten See exerciret, einhellig dargethan, daß in dem See sich verschiedene Kolke à 24 bis 30 Fuß fänden."

An der Nordwestecke des Sees lag seit alten Zeiten das Dorf Ahlbeck, wahrscheinlich eine slawische Siedelung, deren Name von deutschen Einwanderern geändert wurde. Um das Jahr 1740 wohnten hier etwas über 100 Personen: 1 Förster (Landjäger), 1 Küster und Schulbedienter, 7 Bauern, darunter der Schulze und Krüger Peter Berndt, 5 Koßäten (Büdner), mehrere Einlieger, 1 Hirte, 1 Teerbrenner mit ihren Frauen, Kindern, Knechten, Dienstmädchen. Mitten zwischen den Blockhäusern stand die Kirche. Nach einer von dem Landmesser Guionneau um 1740 gezeichneten Karte Ahlbecks hatte die Feldmark eine Größe von 24 Hufen 4 Mrg. 21 Ruten; sie lag zumeist geschlossen beim Dorfe zwischen Wald und See, einige Stücke jedoch zerstreut im Walde und bei der Jägerbrücke. Das gesamte Vieh wurde in der Heide des Ahlbeckschen Reviers,

[2]) Zopfenbecke, früher Zopinitz genannt. Der Name wurzelt nach Dr. Heinrich Berghaus entweder in dem slawischen Worte „Sopinz", das Ruder, oder in dem Hauptworte „Supoß", Erde bedeutend, deren Bestandteile meist Sand sind.



A. Der Ahlbecksche See in seinen vermahlten Uhfern hält an Lande Wiesen und Bruch 98 Hufen, an Waßer 139 Hufen 10 Mg. = 237 Hufen 10 Mg. — Ruth." B. Hütungsgebiet auf dem Ahlbeckschen Revier (nordöstlich vom See) 27 Hufen 15 Mg. 30 Ruth. C. Hütungsgebiet auf dem Mützelburgschen Revier (südlicher Zipfel) 39 Hufen 11 Mg. 140 Ruth. D. Hütungsgebiet auf dem Ahlbeckschen Revier (westlich und südwestlich vom See) 123 Hufen 23 Mg. 60 Ruth. —

1. Das Vorwerk Ludwigshof. 2. Das Vorwerk am großen Stein (ursprünglich Christianshof genannt). 3. Die ersten drei Kolonistenhäuser (am Platze in Vorsee). 4. Das Vorwerk am Faulen See (später Christianshof genannt). 5. Der Fiebelkornsche Teerofen. 6. Das Vorwerk an der Zopfenbecke (ursprünglich Christinenhof genannt). 7. Die Wassermühle an der Zopfenbecke. 8. Der Wolffsche Teerofen. 9. Der Griluppsche See — 25 Mg. 100 □ Rut. groß. 10. Der Große Faule See. 11. Der Kleine Faule See. 12. Der Burgwall (heute Schloßberg genannt). 13. Der Schlagbaum.

Vermessen und gezeichnet von J. G. Oesler, Geom: Reg: Nachgezeichnet von A. Hellmundt 1933.

also bis zur Stolzenburger Grenze im Süden und bis an den großen Schlepingschen Weg im Norden frei geweidet; das Gebiet war praktisch grenzenlos.

2. Die erste Ablassung durch den Winckelmannschen Kanal.

Es war um das Jahr 1738, da rollte auf der alten Poststraße, welche von Stettin durch die Ueckermünder Heide über Ueckermünde, Anklam nach Stralsund führte, eine Postkutsche zum Dorfe herein und hielt vor dem Kruge rechts vor der Brücke über die Ahlbecke (noch heute ein Gasthof). Es entstieg ihr ein vornehm und vermögend aussehender älterer Herr von ungefähr 60 Jahren; es war der Herr Kriegs- und Domänenrat Christoph Ludwig Winckelmann, zur Zeit Generalpächter der Aemter Stettin und Jasenitz. Er blickte schon auf eine lange Reihe von Jahren im Dienste seines Königs Friedrich Wilhelms I. zurück. Stets war er mit Feuereifer an sein Werk gegangen, um in pommerschen Landen neuen Boden zu bereiten für neues Volksleben.

Im Kruge und im Gelände lernte er durch die Bauern Peter Berndt, Christoph Mietzner, Michel Brasch und Streblow die Landschaft kennen, umwanderte den See, durchschritt die Kirchenheide, das Bruch Lieps Mißing, kam vorbei an den Morästen des Lupschen Bruches und des großen Faulen Sees, bestieg die Dünen der Pätschhorst und überschaute von hier die weite glitzernde Seefläche, ging vorbei am Pätschbruch und den Sümpfen am kleinen Faulen See zum Burgwall, heute Schloßberg genannt; hier hatten schon vor Jahrtausenden Fischer und Jäger eine Zufluchtsstätte gefunden; am Südende des Sees lag einsam ein im Jahre 1717 von Johann Erdtmann Mitzner aus Ahlbeck erbautes Teerofengehöft; das dazugehörige Vieh lief, wie sich selbst überlassen, in der ziemlich dürftigen Heide umher. Weiterwandernd kam er zu der Stelle, wo die Zopfenbecke als stilles Gerinnsel dem See zulief; ein kurzes Stückchen Mützelburger Revier, das nur auf einem Bohlendamm durchquert werden konnte, und er war im Gebiete des adligen Gutes des Herrn Obergerichtsrates von Broecker auf Rieth, der mit dem Fiskus noch einen Prozeß über die Festlegung seiner Grenze am Seeufer führte. Hier ruhte der Herr Kriegsrat, seinen Gedanken nachhängend, auf der Düne am See aus, sah in der Ferne ein einsames Fischerboot, nicht weit davon ein paar Flößer, welche einige abgestemmte Bäume zur Holzablagestelle am Nordostufer des Sees flößten, und während er seinen Rundgang am Rosen, an dem kleinen Grilupsee, an den Holzablagestellen, an der kleinen Kirchenheide, dem Zieker, vorbei vollendete, festigte sich in ihm der oft erwogene Plan zum Entschluß: er wollte diesen See ablassen, um auf seinem Grunde eine Kolonie anzulegen.

Freilich, so gegen 12—15 000 Rthlr. würden zu diesem Werke nötig sein; aber — er war ja ein vermögender Mann. Allerdings lagen seine Gelder zum größten Teil in früheren Unternehmungen und in Grundstücken fest.

Und so erbat er sich denn und erhielt auch 1739 eine Audienz beim König zu Wusterhausen. Sein Vorschlag, den See zu Siedlungszwecken abzulassen, fand gnädige Aufnahme. Durch Krankheit und Tod des Königs wurden die Verhandlungen über das Vorhaben unterbrochen, die Vorschläge an sich angefeindet, so „das danenhero eine rechte Mocquerie daraus geworden". Doch Winckelmann nahm sich vor, „der Ehrliebenden Welt zu zeigen, daß seine bißherigen Projecta nicht windig, noch albern, wie solche ausgeschrien", seien. Und so begann denn jener Leidensweg, den er trotz königlichen Beistandes kaum wieder verlassen konnte, der aber betrachtet werden muß, um die eiserne Energie des alternden Mannes, aber auch das wenig vornehme Treiben seiner Gegner ins rechte Licht zu setzen.

Ein junger König bestieg den Thron; die Tore einer neuen Welt öffneten sich. „Als Friedrich seine großen Pläne, das Land nach allen Seiten hin zu heben, auf colonisatorischem Wege realisieren wollte und durchzuführen anfing, regte das naturgemäß die alte heimische Bevölkerung gewaltig auf; sie, des Landes alte Einsassen, wurden in jeder Weise den neuen Zuzüglern hintangesetzt, in denen sie nur schlimmes Gesindel, im besten Falle Abenteurer erblicken konnten . . . Am allerschwierigsten benahmen sich die Behörden selbst. Sie waren mit dem höchst schwierigen Geschäft beauftragt, Colonisten aufzuspüren, den Transport zu bewerkstelligen[3]) . . ., überhaupt die tausend Conflicte erzeugenden Auseinandersetzungen zwischen Staat, Colonisten und alten Bewohnern in gütlicher, Alle versöhnender Weise zu regeln. . . . Es war durch Friedrichs ewig neue, stets rastlose Idee ein Geist der Unruhe, ein unstetes Wesen in die ehedem behaglichen, friedlichen Räume der Amtswohnungen der Verwaltungsbehörden gefahren, von den Räthen an bis zu den Ortsschulzen. Man versuchte, . . . gewiß in der besten Absicht, dem König seine seltsamen . . . Colonisationsideen auszureden, . . . aber die Mienen Friedrichs, der Opposition außerordentlich wenig liebte, wurden bei den Einreden eisig, oft drohend, so daß Vorstellungen, wie Klagen bald verstummten."

---

[3]) In dem hier zu betrachtenden Falle nahm dies Winckelmann auf sich.

Diesem zielbewußten Monarchen stellte sich Winckelmann zur Verfügung. Unter dem 17. Nov. 1742 richtete er an den König von Stettin aus sein erstes Schreiben: des Königs Gedanken, die preußischen Lande „immer populeuxer zu machen" dadurch, daß „insonderheit frembde Familien von auswärtigen Nationen hineingezogen" würden, wolle er in die Tat umsetzen. Das ganze Gebiet des Sees solle ihm in Erbpacht gegen Zahlung eines immerwährenden Kanons übergeben werden, so wolle er auf eigene Kosten unter nachstehenden Bedingungen es auf sein „Hazard" nehmen, „wenigstens dreißig, auch vielleicht wohl noch mehr frembde Familien . . . alda zu etabliren, dieselben mit den bedürftenden Wohnungen, Vieh auch andern nöthigen Vorschüßen zu versehen, und in beständiger Nahrung zu unterhalten. — Wie nun solchergestalt gegen den gar geringen Ertrag des Sees quaest: so bisher nur 40 Rthlr. Fischer Pacht gebracht, Euer Königl: Majestät das quadruplum dessen erhalten, ohne die anderen großen Vortheile so deroselben und dem publico noch à part von einer so nombreuxen Colonie erwachsen, und also außer allen Zweifel dieses Werk zu Verbesserung des Intereße Regie et Publici ein merkliches beytragen kann"; so bat er, daß er „baldmöglichst mit allergnädigster Resolution versehen werden möge, maßen mir sonsten gegenwärtiges sehr favorable Tempo so ich itzo habe eine starke Anzahl frembder Familien habhaft zu werden, gänzlich entgehen würden"; denn er habe „denselben die Versicherung thun müssen, sie albereits künftiges Jahr (also 1743) gewiß alda unterzubringen, und mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen." Es ist schon hier darauf zu achten, daß zum Gelingen des Werkes eine schlagartige Durchführung nötig war: Ablassen des Wassers noch im Winter 1742/43, Ansetzen der Kolonisten schon im Sommer 1743, um dadurch in sofortigen Genuß der Erträge zu gelangen. Wenn Winckelmann glaubte, dieses Programm, seinem Vorsatze entsprechend, durchführen zu können, so zeugt das von einem Optimismus, der um so verwunderlicher erscheint, als er in seiner bisherigen Tätigkeit als Kriegs- und Domänenrat genügend Kenntnisse im Reiten des Amtsschimmels gesammelt haben müßte. — Da wurde also zunächst eine Kommission gebildet; dazu gehörten:

1. der Departementsrat von Hirsch,
2. der Kammersekretär Brandes,
   beide als Vertreter der Kriegs- und Domänenkammer zu Stettin,
3. der Kriegs- und Domänenrat Henrici zu Königsholland, als Generalpächter der Aemter Ueckermünde, Torgelow und Königsholland, in dessen Amtsbereich der See lag,
4. der Oberforstmeister Meyer in Torgelow, dem auch das von dem Landjäger Hardtmann zu Ahlbeck verwaltete Ahlbecksche Forstrevier unterstand.

Mit dieser Kommission hatte Winckelmann alle Vorbesprechungen der Bedingungen über die Durchführung der Ablassung und der Kolonisierung zu halten.

Kriegsrat von Hirsch brachte der ganzen Sache kein warmes Herz entgegen, doch arbeitete er korrekt und sachlich. Brandes war ein Gegner Winckelmanns, wie sich bald erweisen wird. Henrici gegenüber hatte sich Winckelmann von Anfang an schief eingestellt. Dies kam daher, daß Winckelmann im Gefühl hatte — die gefühlsmäßige Seite überwog bei ihm zumeist —, Henrici würde seine (Winckelmanns) Absicht als einen Eingriff in seine (Henricis) Rechte betrachten; wie schon gesagt, gehörte der See in das von Henrici gepachtete Amt Ueckermünde. Diese Voreingenommenheit gegenüber Henrici klingt aus einem Briefe Winckelmanns an diesen vom 2. 1. 1743 hervor, wenn er schreibt, er habe „Nachts eine gar merckwürdige Vision gehabt", als ob Henrici „Dero General Pacht zu Ueckermünde gäntzlich renonciren (würden), falß Sie nicht en même tems auch den Ahlbeckschen See mit behielten"; es sei ihm „solche Phantasie entstanden, weil Henrici über Tische proprio motu declarirten, nicht nur besagten See, sondern auch die Ueckermündsche Generalpacht abzustehen"; er frage deshalb, „ob dies sein wirklicher Ernst sei"; er selbst aber wolle „festhalten und seinen Vorsatz durchführen, solle es auch sein größter Schade sein." Es folgte zwar umgehend eine beruhigende Antwort Henricis. Was aber hinter den Kulissen gespielt wurde, wußte Winckelmann nicht. Er wußte noch nicht, daß Oberforstmeister Meyer ein scharfer Gegner des ganzen Planes war und an Henrici auf dessen Nachricht sofort hohnvoll schrieb, er glaube, „daß wen man Herrn Kriegs Rath Winckelmann nur Zeit laße, daß er könne austräumen oder phantasieren, oder die Sache nur ihren Lauff laße, so würde sie sich von selbst geben. Die Zeit wird uns ein mehreres benachrichtigen, wie er reußiren werde." Unter dem Einfluß aller ihm entgegengebrachten Gehässigkeiten, auf die noch des öfteren hinzuweisen sein wird, hat der sonst starke Mann mit der Zeit doch etwas die Nerven verloren, so daß er manches unternahm, weniger aus innerer Ueberzeugung von der Geeignetheit seiner Maßnahmen als unter dem Zwange, sein Prestige zu wahren.

Die Vorverhandlungen zwischen Winckelmann und der Kommission begannen Ende 1742. Vor Ansetzung eines Termins für die Lokalbesichtigung arbeitete Brandes einen Fragebogen aus als Grundlage der Erwä-

gungen. Es ließ sich auf diese Weise Sorgfalt und Tiefsinn vortäuschen und durch vielfache Rückfragen und Klarstellungen die Angelegenheit zum Schaden Winckelmanns in die Länge ziehen. Da war zu untersuchen, „woher der sonst fischreiche Ahlbecksche See sein Wasser habe", die Tiefe desselben, das vorhandene Gefälle, „was vor Terrain zwischen beyden Extremitäten vorhanden, wem solche gehören", ob das Wasser gleichmäßig ablaufen würde, ob Interessenten Schaden erleiden würden; viele notwendige, auch überflüssige Fragen tauchten auf; ein Schlaglicht auf den Geist des Fragenden fiel durch den ausgesprochenen Zweifel, „ob hiernegst das clima auf diesem alveo derelicto den anzuziehenden zährtlichen Sachsen /: woraus dem Vernehmen nach die Colonisten bestehen sollen:/ zuträglich sey". Diesen Anwurf konnte Winckelmann als Schikanierung brandmarken und dem Kammersekretär antworten, daß „er doch an seiner eigenen Person eines andern überzeuget" sei; durch solches Verhalten würde er „gewiß sehr übel thun und die Vermehrung der populirung Sr: Kgl: M: Lande güntzlich behindern".

Bezüglich der Ablassung bestanden zwei Möglichkeiten. Es war offenkundig, daß eine Abgrabung „durch einen Theil des Riethschen adel:Gebietes am allernahesten geschehen" konnte. Dieser Weg verbürgte auf einer Strecke von 3,8 km ein völlig genügendes Gefälle, wenn der Seespiegel um 2 m gesenkt werden sollte. Auch von Hirsch setzte sich für diese Art der Ablassung ein. Aber trotzdem Winckelmann dem Besitzer des Gutes Rieth Obergerichtsrat von Broecker schrieb, der vorgetragene Plan führe zum vollen Erfolge, die Durchführung könne nach dem königlichen Edikt vom 7. Oktober 1726 auch nicht behindert werden, so verhielt sich letzterer nach seinem Briefe vom 10. Januar 1743, der in zwar schwer lesbarer, aber charaktervoller Handschrift vorliegt, ablehnend. Die Anrufung des Kgl. Hofgerichtes unterließ Winckelmann, denn er bedachte auch die großen Kosten, die das Durchstechen der breiten und hohen Dünen zwischen dem Ahlbeckschen und dem Grilup-See verursachen würden. Es war sein Verderben!

Die zweite Möglichkeit, die Ableitung des Seewassers auf dem weit längeren Wege durch das Dorf Ahlbeck, durch den alten Hammerteich, durch den Eggesinschen See, durch Randow und Uecker zum Haff durchzuführen — auf dieser Gesamtstrecke von ungefähr 20 km war ein Abzugsgraben von fast 10 km Länge anzulegen — war nunmehr ernstlich zu untersuchen.

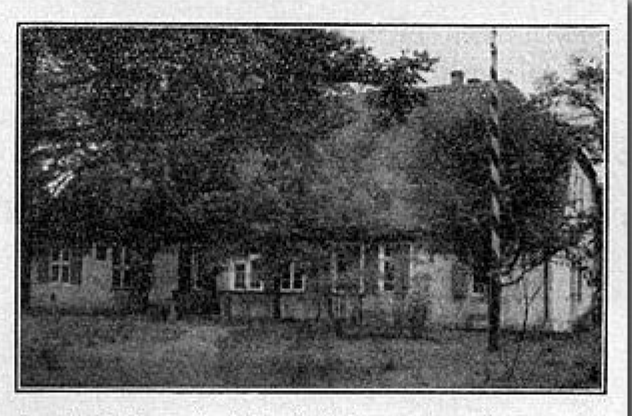
Die Feststellung des vorhandenen Gefälles vom Ahlbeckschen See bis zur Uecker-Randow übernahmen zwei Nivelleurs: Rudolph Natter und Paul Litze. Die beiden vorhandenen Geländeskizzen lassen den Verdacht auftauchen, daß beide Landmesser mehr „geschätzt" als gemessen hätten; sie enthalten haarsträubende Ungenauigkeiten. Das Gesamtgefälle von 32 Fuß 11 Zoll beträgt nach heutigem Maße 10,05 m, was sehr verwunderlich erscheint, da der Spiegel des Ahlbeckschen Sees nach dem Meßtischblatt Rieth nur 5 m über dem Meeresspiegel gelegen haben kann. Wie weit letzteres damals bekannt war, ist nicht festzustellen; doch sind die Zweifel der Behörde an dem Ergebnis dieser Gefällemessung zu verstehen. Winckelmann und die Landmesser lehnten ein nochmaliges Abwägen des Gefälles ab, ersterer wegen der hohen Kosten, die er mit 400 Rthlr. (? — wohl ein Schreibfehler) veranschlagte, letztere mit Berufung auf die „Genauigkeit" ihrer Arbeit. Die Kammer setzte jedoch einen Lokaltermin fest, in dem die Angelegenheit nachgeprüft werden sollte. Hierbei ereignete sich das Kuriosum, daß zur genannten Zeit keine Meßgeräte zur Stelle waren. Die beiden Nivelleurs vertraten die Ansicht, es sei Sache der Untersuchungskommission, mit eigenen Geräten die vorgelegten Messungsergebnisse zu bestätigen oder abzulehnen; Kammersekretär Brandes jedoch wollte sich über die Arbeitsweise der privaten Landmesser mit deren eigenen Instrumenten ein Urteil bilden, auch läge es ihm fern, eine vorschriftsmäßige Arbeitsmethode vorzuführen. Winckelmann lehnte darauf eine weitere Besprechung ab mit dem Hinweis: er sei mit der Messung einverstanden, und da er die ganze Arbeit auf sein „Hazard" nehme, so wären alle Einwendungen überflüssig. — Durch diese Ablehnung grub sich Winckelmann sein eigenes Grab; denn wenn durch genaues Nivellieren der wahre Sachverhalt gefunden worden wäre, so konnte daraus mit Leichtigkeit geschlossen werden, daß nach einer Senkung des Wasserspiegels um 2 m nur noch 3 m Gefälle bis zum Haff übrig blieben, was bei einer so langen Wegstrecke nicht genügte, das Ansetzen von Kraut und das Ablagern von Sand zu verhindern, so daß ständig große Kosten verursachende Räumungsarbeiten nötig werden mußten, das Seewasser fortzuleiten.

Auf die Annahme eines Gesamtgefälles von 10 m hatte Winckelmann den Plan aufgebaut, das Seewasser dadurch aus dem Seebecken zu entfernen, daß er einfach die Ahlbecke vom See aus bis an die Dorfwiesen vertiefen und dann das Wasser über die Wiesen hinweglaufen lassen wollte, da diese ja winters sowieso unter Wasser standen. Da sich diesem Vorhaben, das praktisch selbst bei Richtigkeit der Winckelmannschen Annahme über das Gefälle nur zu einem sehr geringen Erfolge geführt hätte, die Bevölkerung und auch die Be-

hörden entgegenstellten, so entstanden ihm ungeahnte Schwierigkeiten: Zeit- und Geldverluste führten ihn dem Rande des Abgrundes zu.

Es blieb nunmehr nichts anderes übrig, als einen wirklichen Kanal von 16 Fuß Breite anzulegen. Dem Bestreben, ihn in gerader Linie durch die Wiesen zu führen, setzten sich die Ahlbecker Bauern entgegen: es ginge ihnen dadurch ein Teil ihrer Wiesen und Hütung verloren; so mußte er denn dem Lauf der uralten Ahlbecke mit allen ihren hinderlichen Krümmungen folgen. Die Ahlbecker befürchteten Austrocknen ihrer Wiesen, wenn der Grundwasserspiegel gesenkt würde; die Eggesiner Bauern wiederum prophezeiten Ueberflutung ihrer Wiesen und Felder und ihres Dorfes, wenn der Nordweststurm sich auf das Haff setze, die Uecker am Abfließen hindere und nun noch die Wassermassen das Ahlbeckschen Sees dazukämen. Uebrigens meinte von Hirsch, die Ablassung ließe sich überhaupt nicht verwirklichen, da die Zopfenbecke und die Springe im See diesem immer wieder soviel Wasser zuführten, als unten abliefe. (!) Meyer befürchtete, daß nach Austrocknung der Brücher der Holzbestand derselben vergehen würde, und Brandes schrieb an Henrici: „Mir deucht, daß es den ehrlichen Mann mehrenteils um die Fische zu thun sey, und wenn er diese zum Theil weg hat, dürfte wohl die Hauptsache mehr denn zu früh unfruchtbahr werden und die Cammer sambt andern ehrlichen Leuthen großen Verdruß davon haben, ich kenne des Mannes seine Wercke und sein Gemüth.“ Fehlende Sachkenntnis, böser Wille behinderten die Verhandlungen, verschoben die Termine; die günstigen Wochen verliefen; der Zeitpunkt des Zuzuges der Kolonisten rückte näher und immer noch keine Genehmigung, den Graben anlegen zu dürfen. Winckelmann drängte auf Abschluß, bat um Beschleunigung, der König befahl Eile an; es half nichts; es wurde weiter verhandelt: Der See war an die Prenzlauer Fischer Christoph Rode und Genossen verpachtet, doch zahlten sie statt 80 nur 40 Rthlr. Winckelmann tritt wegen der Ablassung in ihren Kontrakt ein. Die Beschwerden der darüber empörten Fischer, welche durch Henrici unterstützt wurden, wies der König zurück, um der Schreiberei ein Ende zu machen. Außer der Fischerpacht von 80 Rthlr. wollte Winckelmann noch einen jährlichen Kanon zahlen, der zunächst von 200 auf 340 Rthlr. gesteigert wurde. Um die Vorteile des Königs durch die vorgeschlagene Kolonisation hervorzuheben, bringt Winckelmann im März 1743 folgenden Vergleich:

„Extract aus den Praestations-Tabellen des Ambts Ueckermünde: Was nehmlich die dorthigen Ambts-Unterthanen, Frey-Leuthe, Bühdner etc. jährlich entrichten:



Herrschaftshaus in Ludwigshof aus dem Jahre 1793
Aufn. Werner Hellmundt

Dorf Ahlbeck	75	Rthlr.	15	Gr.	—	Pf.
Dorf Buso	72	„	15	„	—	„
Dorf Gumnitz	60	„	5	„	1	„
Dorf Luckow	70	„	4	„	9	„
Dorf Warsin	53	„	1	„	3	„
Dorf Grambin	72	„	15	„		
Summa	404	Rthlr.	8	Gr.	1	Pf.
Und da Winckelmann zahlen will	420	„				
so wird seine Zahlung um	15	Rthlr.	15	Gr.	11	Pf.

den Ertrag von sechs Amtsdörfern übersteigen. Dazu käme „der Nutzen, welcher auß der populace einer neuen so nombreusen auß eitel Außländern bestehenden Colonie dem Königl: Intereße sowohl in Ansehung der Consumption, alß Recrutirung accresciret“, den er mit 500 Rthlr. einschätzte: „Also ein ieder der solches mit unpaßionirten Augen beleuchtet, mir wird beypflichten müßen, daß erwehnte Entreprise Se: Königl: Mayst: mehr denn 10 Uckermündsche Ambtsdörfer deductis deducendis einbringen werde“. Bei solchen Untersuchungen verstrich kostbare Zeit. Der Zuzug des ersten Trupps der Kolonisten war bereits geregelt (Genaueres darüber weiter unten). Sie werden kommen, sie wollen Acker, Gehöfte, Vieh übernehmen; das Wasser muß fort — und nun diese ewigen Schreibereien, Nörgeleien, Feindseligkeiten! Darum kurz entschlossen: er fängt an! Die Schulzen Berndt aus Ahlbeck und Mierke aus Eggesin müssen ihre Bauern zum Arbeiten ansetzen; 50 Mann arbeiten vom Hammerteich herauf, „haben in den weichen, teils grundlosen Brüchern schwere Arbeit und sind kaum daran zu bringen“; „45 Personen sowohl Manns- alß Frauens Leute sind oberhalb beym Canal angestellet“, geben ihm „seine nöthige Tiefe“, um Schleusen und Arche einbauen zu können; er fordert das zum Bau der letzteren benötigte Bauholz an, und nun: Oberforstmeister Meyer verweigerte das Holz, die Kammer verbot die Grabenarbeit, da noch keine Genehmigung vorlag, die Verpflichtung der Bauern zur Aus-

schachtung des Grabens wurde nicht anerkannt, die Kolonisten fanden keine Unterkunft, mußten verpflegt werden, zogen zornig ab, begleitet vom Hohnlachen der alten Bevölkerung: Reise- und Frachtkosten waren unnütz vertan, ein ganzes verlorenes Jahr mit seinen finanziellen Rückschlägen brachte manches Herzeleid.

Noch war neben andern Punkten hauptsächlich die Bauholzfrage zu regeln. Der König hatte allen Entrepreneuren freies Bauholz zur Errichtung aller Gebäude und sonstiger Anlagen zugesagt. Um aber den Holzverbrauch nicht ins Uferlose geraten zu lassen, wurde eine bestimmte Holzmenge festgesetzt. Sofort entstand Streit über die anzuwendende Taxe. Winckelmann machte eine erste Aufstellung, legte die alte Forsttaxe von 1719 zugrunde und kam zu der Summe von 2331 Rthlr. Meyer stellte über dieselben Holzmengen nach der Königl. Holz-Taxe vom 4. Oktober 1731 sofort eine Gegenrechnung auf, die zu der Summe von 3625 Rthlr. 16 Gr. führte.

Um die Bauholzfrage in ihren Hauptpunkten zu erledigen, will ich hier etwas vorgreifen und zunächst berichten, daß es Meyer unfaßbar erschien, wie der König solche Holzmengen unentgeltlich verabfolgen könnte; seine Ausführungen wurden immer erregter, und er hob oftmals hervor, im Interesse des Königs nur seine Pflicht zu tun, wenn er auf die kommende schwere Schädigung des Waldbestandes hinwies, so daß er noch lange nach seinem Tode die Anerkennung des Königs Friedrich Wilhelms II. errang, und doch muß gesagt werden, daß er *seinen* König Friedrich II. nicht verstanden hatte, allem Anschein nach auch nicht verstehen wollte. Er sollte noch eine Enttäuschung erleben. Dem Kriegsrat Winckelmann wurde nämlich doch gestattet, die alte Forsttaxe von 1719 für die Berechnung zu benutzen und zwar für eine Holzmenge im Werte von — gibt es eine Ironie des Schicksals? — 3625 Rthlr. 16 Gr.!

Mit unermüdlichem Eifer kämpfte Meyer weiter „im Interesse des Königs“ und hat noch manches erreicht, was dem endgültigen Vertrage zuwiderlief.

Endlich, am 5. April 1743 schrieb der König seine Einwilligung: Es seien 50 ausländische Familien anzusetzen, eine Plantage von 15 000 Maulbeerbäumen anzulegen; es sei dem Unternehmer freies Bauholz zu verabfolgen; nach dem Ablaufen des Sees ständen ihm drei Freijahre zu, während welcher er den Kanon von 420 Thlr. nicht zu zahlen brauche; doch müsse er bis zur Durchführung seines Planes 6000 Rthlr. als Kaution stehen lassen.

Nun konnte das große Werk beginnen, und doch — Winckelmann waren die Flügel gebunden: Die eben genannten 6000 Thlr. lagen fest; sein Haus in der Großen Oderstraße war unverkauft; über die übrigen für die Aemter Stettin und Jasenitz verwandten Gelder, über die Richtigkeit der Abrechnungen erhob sich jahrelanger Streit, so daß auch von diesen Summen ihm zunächst nichts zur Verfügung stand. Da klingt es wie grausige Ironie, wenn Meyer ihm am 24. April 1743 schrieb: „Daß Euer Hochedelgebohren nunmehro die allergnädigste Confirmation wegen der Entreprise Ahlbeck erhalten, dazu gratulieren wir vielmahls, und will ich wünschen, daß alles nach dero Vornehmen gut von statten gehen und zum Effect kommen möge“.

Während nunmehr Winckelmann zur praktischen Durchführung seines Werkes schritt, wurden auf Befehl des Königs die Verhandlungen über die endgültige Gestaltung des abzuschließenden Erbzinsvertrages begonnen. Aber über drei Jahre — bis zum 3. Sept. 1746 — sollten vergehen, ehe die Wünsche Winckelmanns in Einklang gebracht waren mit dem, was die Kriegs- und Domänenkammer und endlich der König bewilligen konnten. Einige Punkte des umfangreichen Schriftstückes mögen hier zur Sprache kommen:

Der jährlich von dem Erbpächter zu zahlende Kanon von 500 Rthlr. setzte sich so zusammen: Es waren zu entrichten a) für die Fischerei 80 Rthlr. Pacht, b) an Grundpacht für alle Vorwerks- und Kolonistenländereien 220 Rthlr., c) für die Weidegerechtigkeit in der Königl. Heide 60 Rthlr., d) für die hohe und niedere Jagd in einem Teil des Hütungsgebietes 50 Rthlr., e) für Ausübung der Mühlen- und Braugerechtigkeit 50 Rthlr., f) für Befreiung vom Nebenmodus, von der Quartalsteuer, vom Schutzgeld, vom Viehzehnten 20 Rthlr., g) an Grundpacht für die außerhalb des Seegebietes an der Zopfenbecke anzulegende Mahl- und Schneidemühle einschließlich der Mühlenteiche 10 Rthlr. und h) für den am Südende des Sees gelegenen Teerofen außer der bisherigen Pacht von 24 Rthlr. ein Plus von 10 Rthlr.

Das Hütungsgebiet in seiner Gesamtgröße von 4720 M. Morgen, teils auf Ahlbeckschem und teils auf Mützelburgischem Forstrevier belegen, ist auf der beigefügten Karte der Winckelmannschen Entreprise in seinem ganzen Umfange zu erkennen. Um Streit mit dem weideberechtigten Teerofenpächter Fiebelkorn von vornherein vermeiden zu können, mußte sich Winckelmann zur Uebernahme dieses Teerofens in Erbpacht entschließen. — Die Freude an der Jagdberechtigung, die ihm als Entschädigung für zu erwartenden Wildschaden auf dem Koloniegrunde zugebilligt worden war, dauerte nicht lange; bereits im Jahre 1747 trat Winckelmann von seinem Rechte zurück, weil er dauernd Unannehmlichkeiten seitens der Forstbeamten zu dulden hatte. — Um der neuen Mahlmühle, die eine oberschlächtige Wassermühle werden

sollte, genügend Wasser zuführen zu können, hatte er das Recht erhalten, die Wässer der beim Bohlendamm liegenden Moore der Zopfenbecke zuzuleiten. Wegen der Nutzung des Wassers aus Rosenort entstand schwerer Streit: In dem letzten Vertragsentwurf war vorgesehen, daß Winckelmann „auch über den Post Weg" (dem heutigen Steindamm von Hintersee nach Entepöhl) das Bruchwasser seinem Mühlenteiche zuführen dürfte. Es entging Winckelmanns Aufmerksamkeit, daß Oberforstmeister Meyer noch zuletzt das Wort „auch" ausstrich und die beiden Wörter „nicht aber" darüber schrieb, so daß erneuter Verdruß entstand, um nach erfolgtem Vertragsabschluß wieder in Genuß seines alten Rechtes zu treten (im Sept. 1750). — Ein sehr weittragendes Recht erhielt Winckelmann zugebilligt, wenn er „über sothane sämtl: Familien, imgl: auch seinen andern Leuthen die völlige Jurisdiction oder Gerichtszwang" erhielt; „der Entrepreneur hat sein Forum sowohl in Realibus als Personalibus, ledigl: vor Sr: K: M: Pommerschen Kr: und Dom: Cammer . . . zu cognosciren". — „Zum Transport der Colonisten und ihrer Sachen wurden dem Entrepreneur Zollfreye Päße ohnentgeldl: ertheilet, imgl: zur Ankauffung der benöthigten Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine innerhalb Sr: K: M: Landen." — Sollte sich der Unternehmer genötigt sehen, seine Erbpacht zu veräußern, so kann er nicht verweigern, „2. pro Cent von dem Kauff=Geld, pro laudemio, an die Land Renthey abzugeben". Als Kaution hat Winckelmann „sein in der Oder=Straße alhier belegenes in der Feuer-Societät allhier auf 4000 Rthlr. eingetragenes Hauß" zu stellen. Mit den üblichen wortreichen Wendungen über gegenseitige Sicherung der Vertragschließenden wurde der Kontrakt abgeschlossen. Es unterzeichneten für die Kammer: v. Aschersleben, v. Schlabrendorff, M. Meyer, d'Arrest, Arend, v. Hirsch, Tschirner; dazu Christoph Ludwig Winckelmann, sen. Die Konfirmation dieses Vertrages mit der eigenhändigen Unterschrift des Königs Friedrich trägt das Datum des 26. Oktober 1746. Welche Freude für den alten Herrn Winckelmann, als ihm der Postbote den gewichtigen versiegelten Brief überbrachte.

Doch solche Lichtblicke waren selten; die Arbeiten am Graben und an den Schleusen verursachten drei=, viermal so hohe Kosten als veranschlagt waren, und da dem Winckelmann seine Gelder nicht ausgezahlt wurden, stockte alles. Es begann ein Feilschen um Vorschüsse; über jede kleine Summe entstand ein Aktenbündel. „Wehmütigst" bat er um 80, 100, 200 Thlr.; „es ist Gott dem Allerhöchsten bekannt, was vor Schaden und Herzeleid ich durch Vorenthaltung meiner Gelder leide", und dann am Rande der Vermerk: „Ehe nicht die Vorwerke völlig ausgebauet, . . . der Graben nicht fertig im stande, kann nichts von den Geldern verabfolget werden." Winckelmann schrieb, sein Werk müsse im allerhöchsten Interesse gefördert werden; Meyer antwortete, auch er hätte die allerhöchsten Interessen zu vertreten. Der König befahl, „zu Ausführung des Werkes keine Schwierigkeiten zu machen", und Kriegsrat Wangero von der Kammer bewilligt 100 bis 200 Rthlr. Vorschuß, „damit er (Winckelmann) nicht crepiren möge." Im Frühjahr 1744 lief das erste Wasser durch den Graben. Sofort „versandeten" die Ladestellen der Schiffer in Randow und Uecker; doch konnte Kriegsrat Dames, Stettin, die Unrichtigkeit dieser Behauptung nachweisen; aber es sollten die Ahlbecker Wiesen überschwemmt sein, und die aufgeregten, sicher auch aufgehetzten Bauern vernagelten die Wehre, um der Entwässerung des Sees entgegenzutreten. Oberforstmeister Meyer wiederum beklagte im Gegenteil das Austrocknen der Brücher und ließ sich trotz beigebrachter Urteile von Fachleuten nicht davon überzeugen, es sei dem Holzbestande günstiger, wenn das stehende Wasser abgeleitet würde, wenn nur der Boden an sich feucht erhalten bliebe. — Und nun wurde der junge Seegrund geprüft: 3000 Morgen waren neugewonnen. Davon waren, so schreibt v. Hirsch, 2000 Morgen reiner Sand; beim Rosenberg (Ludwigshof) und bei der Zopfenbecke sei unten etwas Torf; weiterer Boden sei kaum zu gewinnen; es sei daher „nur zu beklagen, daß die erste Untersuchungskommission dieser Entreprise, mehr dann zuviel einen prophetischen Geist gehabt"; es sei daher ausgeschlossen, dem Winckelmann das Stellen einer Kaution zu erlassen. Kriegsrat Arndt bemerkte am Rande, es sei am besten, den „See wieder anzulaßen und in den vorigen Stand setzen zu laßen". Winckelmann dagegen ist nicht mutlos: durch Vertiefung des Grabens sei noch weiteres und besseres



Aufn. Werner Hellmundt Doppelhaus in Vorsee (am Zieker)

Land zu gewinnen, der kaltgründige Boden müsse allerdings hinlänglich mit Mist gedüngt werden. Mit bitteren Worten verlangt er seine Gelder mit dem Hinweis, daß eine Kaution, nachdem er schon über 6000 Rthr. in sein Werk hineingesteckt habe, nicht mehr nötig sei; dieses biete in seinem jetzigen Zustande schon genügend Sicherheit. Es ist nicht möglich, sich nach den vorliegenden Berichten ein unparteiisches Bild von dem Zustande des Seegrundes zu malen, die Gegner widersprachen sich Punkt für Punkt. Man kann mit fast mathematischer Sicherheit den Inhalt des Gegenberichtes im voraus erraten, es braucht nur Satz für Satz in sein Gegenteil verkehrt zu werden; so ging es wohl 10 Jahre lang; später wurde der Schriftverkehr etwas ruhiger. Wo lag da die Wirklichkeit? Landmesser Klockow fertigte einen Situationsplan vom Seegrund an, ein „Ohngefähres Schema, wie der auf 8 Fuß abgelaßene Aalbecksche See, bey der Commißion im Julio 1745 beschaffen gewesen". Man sieht von der Zopfenbecke über Ludwigshof bis zum Zieker „hell sandigten Grund, worauf hie und da etwas Gras und Kraut aufgeschlagen", von der Zopfenbecke über Gegensee bis hinter Christianshof „Sand mit etwas Moder, oberwerts melirt, worauf Biesen (Binsen) aufgesch(l)agen"; bei Vorsee „Quebbe, mit Heuwachs etwas benarbet"; bei Christianshof ein Versuchsfeld „mit Haber besäet".

Wie einst in der Vorzeit, so wurde auch jetzt wieder der Sand ein Spielball der Winde; er wurde in den Randgebieten der Riether Forst abgesetzt, und als im Jahre 1905 der Bahnkörper der Randower Kleinbahn hier hindurchgebaut wurde, fanden die Arbeiter im Sande dicke Eichen- und Kiefernstubben, deren Wurzelansätze sich 2 m tief und mehr im Boden befanden als späten Beweis für die Tätigkeit des Windes nach dem Ablassen des Seewassers. Wenig verheißungsvoll sind die weiteren Berichte; der Widerstand gegen die Durchführung des Werkes wächst, Gelder werden zurückgehalten. Mit zusammengebissenen Zähnen hält Winckelmann durch; sein Sohn springt ein; Mündelgelder eines Neffen helfen weiter; um 1752 sind schon 7799 Rthlr. 2 Sgr. 11 Pf. als Schulden Winckelmanns „im Königl. Ambts-Grund- und Hypothequen-Buch eingetragen"; gegen 12 000 Rthlr. sind schon in das Werk hineingesteckt worden, von denen ein großer, zu großer Teil — im Durchschnitt 200 Thlr. jährlich — immerfort für Räumung und Vertiefung des Abzugsgrabens aufgebraucht wird. Winckelmann hat längst erkannt, wie verderblich sich das fehlerhafte Nivellement der Landmesser Natter und Lietze auswirkte. — Doch auch Hochachtung hat seine Energie errungen: Kriegsrat d'Arrest schreibt nach Betrachtung aller bisherigen Schwierigkeiten, Winckelmann „hegete also um so mehr das allergrößte Vertrauen zu Sr: Kgl: Majst: und dem hohen General-Directorium, daß in Erwegung alles deßen und da gleichwohl sothane seine Unternehmung dem Kgl: hohen Intereße convenable, Er auch dadurch das Eis gebrochen, daß nach seinem Exempel viele andere Entrepreneurs gefolget und dadurch sehr gute heilsahme Sachen pro Intereße Regio et Publico gestiftet werden." Und der König, in Verfolgung seines geraden Weges, äußert, daß es „Unser gnädigster und ernstlichster Wille sey, daß dem Manne keine Gewalt noch Unrecht geschehen, und demselben keine illiquide Poste decourtiret, noch er sonsten auf andere Art über dasjenige Chicaniret und in Kosten gesetzet werden solle"; Aussprüche, die der König des öfteren wiederholen mußte.

3. Die Ansetzung von Kolonisten.

Auf dem unter so schwierigen Begleiterscheinungen errungenen Seegrunde sollte nun die „sumptueuse" Kolonie erstehen.

Auf der Leipziger Messe, in Berlin und wohl auch in andern großen Orten erschien folgende Bekanntmachung: „Nachrichtlich dienet, daß eine neue Colonie, aufm Lande und zwar an einem sehr wohlfeilen Orthe bey Stettin errichtet wird, woselbst daß Getreyde sambt andern Victualien wohlfeil auch Fische und Holtzung in abondantz zu finden: Es sollen aber eitel Ausländische Leuthe allda angesetzet werden, sonsten sich die Menge Einheimische darnach drängen würden." Es wurden sodann die vielen Freiheiten aufgeführt, deren sich die Kolonisten zu erfreuen hätten und wie sie im Hauptkontrakt (s. oben) verankert waren. Dazu sollte jede Familie 10 Rthlr. Reisekosten und billige Fracht auf den Bier- und Salzkähnen genießen; „lutherischer Gottesdienst" sei „ganz nahe bey" (in Ahlbeck) zu besuchen; auch „soll ein tüchtiger Schul-Meister zur Unterrichtung der Jugend gehalten werden". Ein Kommissionär, der Kaufmann Gottlob Benjamin Hentsch aus Bautzen, stellte auch eine Liste mit 72 Namen (205 Seelen) zusammen. Wie schon erwähnt, erlebten sie alle bei ihrer Ankunft (1743) eine einzige Enttäuschung. Einige hielten sich als Arbeitsleute eine Zeitlang in Ahlbeck und in der Umgegend auf; die allermeisten ließen sich in andern Kolonien nieder, so daß andere Unternehmer von Winckelmanns Bemühungen und Enttäuschungen ihre Vorteile zogen. Nur Hentsch selbst, der später als Kolonieinspektor tätig war, und ein Maurer und Kürschner Gottlieb Reinwaldt wurden ansässig. Sie wohnten in den ersten noch gänzlich unfertigen Kolonistenhäusern am Kanal, die auf der beigegebenen Oeslerschen Karte von 1746 schon verzeichnet sind. (Diese Gehöfte sind noch heute, allerdings nicht mehr

mit den ursprünglichen Gebäuden, „am Platze“ in Vorsee gelegen — jetzige Besitzer: Karl Kumpfert, Gustav Müller, Rieck-Burgaß).

Im Sommer 1744 entstand am Rosen als Ansatz zu dem Vorwerk Ludwigshof zunächst eine Ziegelei zur Herstellung der Lehmziegel. Das „Abstämmen“ und Anfahren der Bauhölzer begann, Zimmerer und andere Handwerker bekamen Arbeit — aber selten Geld; die Gebäude blieben unvollendet stehen, da die Handwerker ihre Arbeit niederlegten; das Bauholz lag teils über Jahr und Tag im Walde umher, lief an, so daß reichlich Gelegenheit gegeben war, durch immer wiederholte Beschwerden bei der Kammer Winckelmanns Willenskraft auf die Probe zu stellen; dessen Finanzlage und die Ursache derselben ist uns bereits bekannt. Der nächste Kolonistentransport kam; es waren Zeugmacher, Leinweber, Strumpfmacher — lauter „zährtliche Sachsen“; doch zogen sie nicht wegen des „clima auf diesem alveo derelicto“, sondern wegen der Unmöglichkeit, in der werdenden Kolonie ihren Lebensunterhalt zu erwerben, allesamt wieder fort.

Auch der Bau der vier Vorwerke am Rosen, am großen Stein (in Vorsee), am Faulen See und an der Zopfenbecke machten nur geringe Fortschritte; doch beförderte Winckelmann diese Bauten am meisten, um recht bald durch Einnahmen aus diesen Wirtschaften seine Finanzkräfte aufbessern und den Weiterbau der Kolonistengehöfte fortsetzen zu können. Weil jedoch der Anschein erweckt wurde, Winckelmann sorge mehr für sich als für die Siedler, so wurde ihm anbefohlen, 2 Vorwerke eingehen zu lassen und Kolonistengehöfte daraus herzurichten. Es wurde dem Vorwerk „am großen Stein“ eine Schmiede eingebaut und erstmalig dem Grob- und Waffenschmied Jacob Müller aus Klebshagen in Erbpacht übergeben. (Es ist dies die Wirtschaft, die heute Hermann Wegner in Vorsee gehört). Das Vorwerk neben der Zopfenbecke, Christinenhof genannt, das bis 1751 von dem Pächter Zöllner bewirtschaftet wurde, umfaßte die Ländereien der heutigen Besitzer: Bauer Bruno Kummert, Gastwirt Ww. Wiechert, Landwirt Ww. Otto Böttcher und Landwirt Eduard Lenz. Die ersten Erbpächter des erstgenannten Hauptteiles waren Just Heinrich Müller und Johann Christian Brückner, beide aus Mecklenburg. Der erste eigentliche Kolonistenhof war das Gehöft Lippert-Krienke neben der Zopfenbecke; der erste Kolonist war der Bäcker Jochim Friedrich Stubbe aus Grimmen in Schwedisch-Vorpommern; mit diesem Gehöft war lange Zeit das Schulzenamt der Kolonie an der Zopfenbecke (Hintersee) verbunden. Die Oeslersche Karte (siehe die Beilage) zeigt auch das Gehöft der Wasser-



Das älteste noch stehende Haus in Hintersee aus dem Jahre 1748 (Stalldach überhängend)
Aufn. Werner Hellmundt

mühle; sie leistete Winckelmann von Anfang an nicht die Hilfe, die er erwarten mußte; denn erstens verzögerte sich der Aufbau derselben aus bekannten Gründen, zweitens blieb sie oft infolge Wassermangels außer Betrieb, so daß das Schneiden der Balken durch teureren Handbetrieb erfolgen mußte; Mühlenmeister David Mahlkuch aus Polen (der aber kein „Stockpohle“ war) hatte 1750 sowohl die Mahl-, als auch die Schneidemühle aus seinen eigenen Mitteln fertig herstellen lassen, baute auch eine Grützstampfe ein und durfte zur Unterstützung des Betriebes eine Windmühle errichten (1755), die allem Anschein nach dort gestanden hat, wo heute das Sägewerk Rakow ausgebreitet ist. Meister Ramm hängte der Wassermühle noch einen Roßgang an, ein Beweis dafür, mit welchen Schwierigkeiten der ganze Betrieb stets zu kämpfen hatte.

Die von Winckelmann auf eigene Kosten errichteten Gehöfte waren durchweg Doppelwirtschaften.

Wegen seiner zunehmenden Geldschwierigkeiten mußte Winckelmann bald gestatten, daß die Kolonisten „gegen gewiße frey Jahre, freyes Bauholtz, und dabey ihnen zu reichenden Zuschub“ sich selbst aufbauten; es entstanden so die Gebäude, bei denen „Hauß, Scheune und Stallung in eins weg verbunden“ waren.

Alle Gebäude wurden ursprünglich mit Spliß gedeckt; doch erreichte Oberforstmeister Meyer, daß wegen des dadurch bedingten starken Holzverbrauches künftig (seit 1750) Rohr oder Stroh zum Decken zu verwenden seien, welcher Umstand eine neue unvorhergesehene Belastung Winckelmanns bedeutete, da dieser zunächst das Rohr von anderwärts kaufen und anfahren lassen mußte. Als Meyer im Jahre 1752 der Kammer einen Holzauszug über alles von 1743 bis 1752 an Winckelmann gelieferte Holz einzureichen hatte und dabei der Wert dieses Holzes mit 2140 Rthlr. 10 Gr. zu berechnen war, konnte er es nicht

unterlassen, unaufgefordert eine Gegenrechnung anzuhängen, welche dartat, daß das genannte Quantum nach der neuesten Holztaxe eigentlich 3600 Rthlr. 4 Gr. eingetragen haben würde, der König also wieder um 1450 Rthlr. 18 Gr. geschädigt sei. Er übersah dabei, daß die verschiedenen Holztaxen erst dadurch für das einst leere und tote Ahlbecksche Revier an Bedeutung gewannen, daß Winckelmann mit Unterstützung des Königs hier Leben und Bedürfnisse zum Leben erweckte; denn noch 10 Jahre früher bot der Wald mit seinem vielen Lagerholz und mit seinen „gestickten" Bäumen, die als wertlos verfaulten, das Bild eines Urwaldes.

Bei der Mündung der Zopfenbecke bereitete das nasse Gelände des Seegrundes der Errichtung eines geschlossenen Dorfes weitere Hindernisse. Winckelmann beantragte deshalb, ihm den Birkenbusch (18 M. Mrg. groß), der sich von dem heutigen Gehöft des Eigentümers Karl Rubbert bis zum Mühlengraben hinzog (dem sogenannten „Dreeangel"), in Erbpacht zu übergeben. Es dauerte 3 Jahre, bis Kammer und König diesem Verlangen zustimmten, da Winckelmann doch „Land genug" habe; doch nur durch dieses Verbindungsstück erhielt die Kolonie Zopfenbeck ihren Zusammenhang.

Immer noch waren die den Kolonisten zugesprochenen Aecker und Wiesen — zumeist je 50 M. Mrg. — so naß, daß sie nur zum geringen Teil zu bewirtschaften waren, ja sogar vom Landmesser nicht einmal ordnungsgemäß vermessen werden konnten; denn der See war nicht genügend abgelassen worden. Dadurch verzögerte sich das Abschließen der Kontrakte mit den Kolonisten, auf das diese und auch die Kammer drängten; enttäuscht und verarmt zogen manche davon, so daß einige Höfe bald in dritter, vierter Hand waren. Infolge ungenügender Räumung des Winckelmannschen Kanals staute sich sogar das Wasser wieder an, und manche Gebäude mußten abgebrochen und näher an der Heide von neuem aufgerichtet werden. Wegen aller dieser Schwierigkeiten wurde ernstlich erwogen, dem alten Winckelmann die Entreprise aus der Hand zu nehmen; selbst der Sohn und andere Verwandte wollten ihre vorgeschossenen Gelder zurückziehen; es war für den alten Kriegsrat eine hoffnungslose Lage. Auch war nach Ablauf der 10 Freijahre 1753 die Hauptbedingung, 50 ausländische Familien anzusetzen, nicht erfüllt. Auf Antrag des Sohnes, der 4300 Thlr. nebst Zinsen für 3 Jahre zu fordern hatte, sollten zwecks Uebernahme des Unternehmens durch diesen Ertrag und Wert der Entreprise in eine landesübliche Taxe gebracht werden. Die Abschätzung wurde dem Notar Blauert aus Stettin übertragen. Er gab im Jahre 1756 als augenblicklichen Wert auf Grund seiner Unterlagen die Summe von 15 990 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf. an; demgegenüber verwarf Winckelmann sen. die Taxe wegen des ungünstig gewählten Zeitpunktes; er rechnete aus: Wenn der See noch um 2 bis 2½ Fuß abgelassen werden würde, dann hätte das Werk einen Wert von 30 340 Thlr. 6 Sgr. 10 Pf.; bei der doch einmal nötig werdenden Ablassung nach Rieth zum Neuwarper See ergäbe es einen Erwartungswert von 84 030 Thlr. 4 Sgr.; der augenblickliche Zustand sei nur ein vorübergehender, und in den Kriegszeiten (der 7jährige Krieg hatte bereits begonnen) könne nicht zur Subhastation geschritten werden, weil in solchen Zeiten die Güter schlecht bezahlt würden. Die Zwangsversteigerung unterblieb. — Zu dieser Zeit (1756) standen im Seegrunde gegen 48 Gebäude: In Ludwigshof das große Wohnhaus, das Brauhaus, das Verwalterhaus, das Schäferhaus, ein Schaf- und Schweinestall, ein Zweifamilienhaus, noch ein Familienhaus und „der Flügel". In dem Dorfe Zopfenbeck z. B. bestanden folgende Gehöfte: Fischer Michel Pahl (heute Friedrich Arndt), Just Berner und Kago (heute Karl Rubbert), Christian Bluhm (heute Lippert und Eduard Kilias), Mühlenmeister Storckow (heute Fritz Krüger), Joachim Fr. Stubbe (heute Krienke-Lippert), die Wassermühle, ebenfalls Storckow (heute Gustav Graap), die ehemalige Kuhpächterei (heute Bruno Kummert), das Hirtenhaus (heute Gemeindehaus), das Schulhaus bestand noch nicht (gebaut 1779), Zimmermeister Peter Wiechert (heute Gasthof Ww. Wiechert), Martin Lorentz (heute Ww. Otto Böttcher und Ed. Lenz), Heinrich Staats und Friedr. Schmidt (heute Gustav Krüger), Kolonist Streblow (heute Wilhelm Aßmann), Julius Wulff (heute Wilhelm Böttcher). Weitere Wirtschaften standen also 1756 in Hintersee nicht; in Gegensee 5 Gehöfte, einschließlich des Teerofens; dazu hinter Christianshof noch zwei kleine Häuschen. Zum Vorwerk Christianshof gehörten: ein Gebäude, enthaltend Wohnung, Stall und Scheune, außerdem eine lange Scheune, ein Schafstall, ein Backofen, ein Schäferhaus. In Vorsee bestanden 11 Wirtschaften, darunter das ehemalige Vorwerk und eine Wind-Ausgießmühle, eine geheimnisvoll angekündigte Neuheit, die Wasser aus dem See in den Abzugskanal schnecken sollte; sie arbeitete nur bei stärkerem Winde; ein noch stärkerer Lufthauch warf sie um; unter Aufgabe ihres ursprünglichen Zweckes wurde sie als holländische Mahlmühle mit Grützstampfe wieder errichtet; der erste Erbpächter war Martin Mewes aus Mecklenburg (heute gehört die Wirtschaft nach vielfachem Wechsel Ludwig Dau). Nach einer Aufstellung aus dem Jahre 1757 zahlten 37 angesetzte Kolonistenfamilien zusammen 364 Rthlr. 12 Gr. Grundpacht an Winckelmann, also im Durchschnitt 9 Rthlr. 20 Gr. 5 Pf.; bei einer weiteren Ablassung

des Sees um 2 bis 2½ Fuß wurde mit einem Gewinn von 1000 Mrg. Wiesen gerechnet, wodurch sich das durchschnittliche Grundgeld auf 18 Rthlr. steigern sollte.

Unter den Kolonistenfamilien fand ein fortwährender Wechsel statt. Hier folgen zum Vergleich zwei Zusammenstellungen und zwar aus den Jahren

	1761	u. 1768.	
Es waren auf dem Seegrunde ansässig	65	88	Familien
Davon waren			
Einheimische	8	70	"
Ausländer	52	18	"
unbestimmter Herkunft	5		"
Von den Ausländern waren aus			
Hessen	4	1	"
Polen (aber nicht Stockpolen)	5	3	"
Mecklenburg	24	9	"
Sachsen	8	0	"
der Pfalz	2	2	"
Schwedisch-Vorpomm.	3	3	"
Glogau	1		"

Es ist ein überraschendes Abnehmen der Ausländer bemerkbar; sie waren zum Teil in der Kolonie verstorben, zum größeren Teil jedoch abgewandert; Ersatz konnte fast nur durch den Zuzug Einheimischer beschafft werden.

Damit im Zusammenhang stand immer die leidige Geldfrage! — und das Treiben der Gegner! Aber hoch darüber der König: „So haben wir allergnädigst resolviret, daß gedachter p. Winckelmann . . . anstatt der 500 Rthlr. nur Ein Hundert, Drei und Vierzig Thaler 12 Gr. an Grund Zinß, Theer Ofen Pacht und Recognition von dem Bircken Busch . . . . jährlich richtig bezahlen soll“, oder sein Wort an den Kammerpräsidenten von Aschersleben (1748): „Euch hierdurch in Antwort, daß ich demselben (Winckelmann) die gebetenen 15 Frey-Jahre (statt der abgemachten 10 Jahre) gern accordiren will, wenn er nur sein Versprechen zu erfüllen im Stande ist. Ihr sollt . . . . ihm dabey nach Möglichkeit aßistiren. Ich bin Euer wohl affectionirter König Friedrich.“ Solche Worte waren ein Labsal für den alternden Winckelmann. 1765 waren bereits 85 Familien angesetzt; da ereilte den bald Neunzigjährigen der Tod (anscheinend 1768). Sein eiserner Fleiß, sein Streben im Dienste seines Königs wurden in seinem Sohne belohnt: der Kammerdirektor Winckelmann jun. wurde in den Adelsstand erhoben. Das Werk gedieh weiter; doch waren die Kolonisten durchzumustern, da energisch gefordert wurde (1768), daß die Vergünstigungen dem Entrepreneur nur für Ausländer zu gewähren seien. Seit 1780 wurde die Kolonie Seegrund in den Plan aufgenommen, nach dem aus der Meliorationskasse Gelder zur Ansetzung von Büdnern gewährt wurden. Die ersten 150 Rthr. erhielt Winckelmann für die von Johann Börner 1778 eingerichtete Stelle (heutiger Besitzer Paul Streblow, Hintersee). 1786 starb Friedrich der Einzige, der große Förderer unserer Heimat, bald danach (1788) auch der Kammerpräsident von Winckelmann. Die Kolonie gelangte nunmehr in den Besitz seiner Tochter Wilhelmine von Winckelmann, die 1790 ihre Rechte ihrem Ehegatten, dem Kammerpräsidenten von Beßel, übertrug. Da sich Ausländer nicht mehr in genügender Zahl zur Verfügung stellten, wurde die Kolonie zur Ansiedlung von ausgedienten



Am Fennrand in Gegensee. Vor 1880 Acker — heute Heidelandschaft
Aufn. Werner Hellmundt

Soldaten und Invaliden freigegeben. 1792 bestanden in Vordersee 25, in Gegensee 25 und in Zopfenbeck am Hintersee 38 Kolonistenstellen. Wegen dieses starken Anwachsens der Bevölkerung entstanden Streitigkeiten mit der Forstverwaltung, Weiderecht und Brennholzversorgung betreffend, die durch einen Vergleich vom 8. September 1798 dergestalt geregelt wurden, daß von Beßel für die die Zahl 50 übersteigenden Kolonisten außer dem bisherigen Brennzins von 15 Rthlr. noch einen Zuschlag von 10 Rthlr. zu leisten hatte; „die mehr als 50. angesetzten Familien“ gaben ein besonderes Weidegeld; Einlieger durften keine Schafe auf die Waldweide bringen; das Auftreiben von Schweinen wurde ganz untersagt; zuletzt waren die Kolonisten schuldig, sich bei ihrem Vieh einen Hirten zu halten.

4. Die zweite Ablassung durch den Riether Kanal.

Die Lebenshaltung der Seegrundbewohner war nie rosig zu nennen gewesen. Nachdem erkannt war, daß auf dem „puren Sande“ Landwirtschaft nur in dürftiger Weise betrieben werden konnte, sollten allerlei Gewerbe Hilfe bringen. Es wurden erwogen, auch teilweise durchgeprobt, eine Ziegelei, eine Walkmühle, eine Brauerei und Brennerei, ein Salpeter-

werk, eine Wachsbleiche, eine Strumpffabrik, Seidenraupenzucht, Obstbau, eine Schmirgelfabrik, Hopfenbau; aber nichts davon kam endgültig zur Entfaltung. So blieb nur ein verstecktes und offenes Lächeln der Gegner zurück. Die bedrängte Wirtschaftslage blieb bestehen und rang dem General-Major v. Küchel 1797 folgendes Urteil ab: „Die Kolonie Ahlbeck, die der Himmel um den lieben Sand des Sees gefügt hat, hungert". Zwischendurch verstärkte sich mehr und mehr das Bewußtsein: Nur ein Kanal nach Rieth zu kann eine Rettung bringen. 1742 durch Winckelmann etwas leichthin verworfen, drängte König Friedrich 1747 auf eine Verständigung zwischen Winckelmann und von Broecker auf Rieth. Vergeblich! Rieth lehnte glatt ab. 1756 wies Blauert auf den Nutzen des Grabens erneut hin. Landmesser Balthasar konnte zunächst die Aufstellung eines Kostenanschlages nicht ausführen, da „zu dieser Zeit eben der Schwedische Einfall in Pommern geschehen" und „sie bereits in Ueckermünde Posto gefaßt" hatten; er befürchtete „von ihnen aufgehoben zu werden". 1758 ging er an die Vermessung, stellte ein Gefälle von 14 Fuß 1 Zoll fest und gab als Kanallänge an

auf dem	Riethschen Boden	671	Ruthen Rheinl.
„ „	Königlichen Territorium	138	„ „
„ „	Ahlbeckschen Entreprise-Boden	162	„ „
	zusammen	971	Ruthen Rheinl.

Für Grabekosten, Verschalungen und Brückenbauten errechnete er die Summe von nur 1158 Rthlr. 18 Gr. 7 Pf. Wieder veranlaßte der König, einen Einigungsversuch mit dem Kornett G. F. v. Broecker einzuleiten. Es kam die kurze Ablehnung, man möchte Winckelmann, „diesen unruhigen Man, der seiner unreifen Projecte wegen bekannt genug ist, . . . zur Ruhe verweisen". Es half nicht, daß die Kammer das königliche Schreiben dem von Broecker vorlegte, daß 60 vom Wasser bedrängte Familien des Seegrundes sich zur Arbeit anboten, er lehnte die Sache als „Unfug" ab. Etwas überraschend ist in diesem Zusammenhange, daß Landmesser Kreyser 1760 die tatsächlichen Kosten mit 9208 Rthlr. veranschlagte. Er kam der Wirklichkeit schon näher, doch unterblieb die Durchführung, und der alte Kanal wurde mit einem Kostenaufwande von 498 Thlr. 8 Sgr. nochmals geräumt und um 3 Fuß vertieft; denn der König ließ am 4. September 1760 Winckelmann übermitteln, „daß er nunmehro von weiterer Ablaßung des Ahlbeckschen Sees durch den Riethschen Fundum abstrahiren solle". Mehrere Male wurden teure Hauptträumungen ohne besonderen Erfolg vorgenommen. 1791 wurde zum letzten Schlage ausgeholt. Landmesser Rieck reichte einen neuen Plan nebst einem Kostenanschlag über 3600 Rthlr. ein. Es mag hier ausgesprochen sein, daß mit dem Abtreten der einstigen Widersacher der persönliche, gehässige Ton aus dem Schriftwechsel verschwand und einer rein sachlichen Darstellung Platz machte. Nach jahrelangen Verhandlungen schienen wieder alle Bemühungen umsonst; zur erneuten Flickarbeit am Winckelmannschen Kanal wurden aus der Kgl. Meliorationskasse 3194 Rthlr. gewährt. Aber kurz vor dem Beginn der leidigen Aufräumung kam die Einigung zwischen von Beßel in Ludwigshof mit dem derzeitigen Besitzer Rieths von Wussow am 10. Juli 1800 zustande. von Wussow strich 1000 Rthlr. in Friedrichsdor als Abstandssumme ein; außerdem wurde bestimmt, „daß Herr Präsident von Bessel die Communications Brücken nicht nur auf seine Kosten anlegen, sondern auch solche, sowie den Kanal selbst ohne Zuthun des Besitzers von Rieth im Stande erhalten müßte." Die neue Arbeit, die dem eingezwängten Wirtschaftsleben des Seegrundes neue Freiheiten und Entwicklungen bringen konnte, wurde in Angriff genommen. Zunächst waren 2 Mrg. 179 □ Rut. Forstgelände vom Ahlbeckschen Revier zur Anlage des Grabens zu erwerben. Sodann begann sofort das Durchstechen der Dünen. Nach Landmesser Balthasars Erwartungsrechnung sollte der See um 2½ Fuß entwässert und dadurch „die Hälfte seines jetzigen mit Wasser bedeckten Flächen Inhalts zu Acker, Wiesen und Rohrplanen gewonnen" werden. Von diesem Gebiet sollten

100 Mrg.	durch Rohrnutzung	400 Rthlr.	—	Gr.
1512½ „	Acker und Wiesen je 12 Gr. pro Mrg.	756 „	12	„
1612½ Mrg.	also zusammen	1156 Rthlr.	12	Gr.

Mehrertrag bringen, „und wenn man diesen à 5 procent zu Capital rechnet, so wird der Wert der Colonie Seegrund dadurch um 23 000 Rthlr. vermehrt; wenigstens sind die jetzt aufgewandten und noch aufzubringenden Kosten überwiegend gedeckt." Unterdessen wuchs der Graben in die Länge und in die Tiefe und entwässerte so nebenher den kleinen Grilupsee. Leider ereignete sich das Unglück — es konnte nur vom Teufel geschickt sein —, daß am 1. Okt. 1901 „der schon ziemlich weitgediehene Canal wieder einstürzte"; ein zweiter Erdrutsch folgte im November; der Kanal führt daher noch heute den Namen „Teufelsgraben". Es wurde deshalb von den Sachverständigen für notwendig erachtet, „daß der ganze Canal mit Holz verschalt werden müßte, wodurch 8300 Thlr. Kosten entstanden. Die gesamten Baukosten betrugen damit 14 380 Rthlr. 21 Gr. 2 Pf. Als Beitrag zu diesen Kosten zahlte die Meliorationskasse zunächst die oben erwähnten 3194 Rthlr.; Ende 1805 wurden von derselben Kasse auch die restlichen 11 186 Rthlr. dar-

gereicht. Am 3. April 1802 konnte berichtet werden, daß der Kanal bis zur Durchstechung fertig sei. Die Kolonisten wollten die sich verzögernde Prüfung der Anlage durch Fachleute nicht abwarten, sondern „eigenmächtig die Stau vor dem See weghauen", um sich von jahrelanger Last zu befreien. Die Abnahme wurde beschleunigt; das Wasser lief durch den Graben ruhig und sicher, neue Gebiete wurden der Bewirtschaftung durch fleißige Kolonisten zugänglich gemacht. So waren die Mühen und die Sorgen des alten Winckelmann nicht umsonst gewesen. Seine Enkel konnten ernten, was er mit seiner Energie gesäet hatte.

5. Die letzte Ablassung des Sees.

Bedauerlicherweise sind Karten, die das nach der neuen Abgrabung entstandene Seeufer zeigen könnten, nicht mehr vorhanden; auch die vom Landmesser Jrius 1814 und 1827 hergestellten Karten von Ludwigshof und Christianshof müssen als verloren angesehen werden. Doch fiel das neue Ufer nach übereinstimmender Mitteilung alter Leute, die den See noch aus ihrer Kindheit kannten, mit dem Rande des Faulschlammgebietes, also mit dem Ufer der Urform des Sees zusammen. Ein im Jahre 1827 über den Zustand des „Teufelsgrabens" von dem „Conducteur Schall" abgegebenes Gutachten hält für notwendig

1. in Verschalung weiterhin zu unterhalten 260 laufende Ruthen,
2. alle 6 Jahre zu räumen 110 laufende Ruthen,
3. alle 5 Jahre zu räumen 140 laufende Ruthen.

Im übrigen hätte das Wasser überschüssiges Gefälle, so „daß sich der Kanal nach einer Reihe von Jahren von selbst immer mehr vertiefen wird, so daß der Ahlbecksche See... von Zeit zu Zeit immer kleiner und dadurch mehr Fläche trocken werden wird." Bis zu einem gewissen Grade ist diese Vermutung auch eingetroffen, und bei dem emsigen Fleiß der genügsamen Bewohner wurden immer weitere Gebiete des Seegrundes in Kultur genommen, so daß sich der ehedem sterile Sand mit Ackerkrume bedeckte. Die Hoffnung der verschiedenen Besitzer Seegrunds, in den Genuß weiter und guter Wiesenflächen zu gelangen, die noch durch das von Kreß im Jahre 1838 angefertigte Bonitierungsregister von Seegrund gestärkt wurde, hatte sich leider noch immer nicht erfüllt, und so entschloß sich Gutsbesitzer Eduard Schultze, der das Gut Ludwigshof 1868 käuflich erworben hatte, den letzten Teil des Sees durch weitere Vertiefung des Kanals nach dem Meliorations-Projekt des Meliorationstechnikers O. Wistinghausen aus Köslin vom 15. Sept. 1879 abzuleiten. Die diesbezüglichen Akten sind nicht mehr aufzufinden; es liegt nur noch fest, daß die Landarmenanstalt in Ueckermünde im Jahre 1880 vom Februar bis Weihnachten laufend bis 100 Häuslinge und Karren für die Arbeiten bei der Vertiefung des Teufelsgrabens zur Verfügung stellte, für deren Verpflegung die Summe von 1978,40 M. zu zahlen war. Im Sommer 1881 wurden sodann die Arbeiten mit andern Hilfskräften beendet und der jetzige Zustand herbeigeführt.

Aber der erwartete Gewinn stellte sich nicht ein: Die Wiesen blieben sehr naß, waren und sind mit minderwertigem Gras bestanden, das zu allermeist als Streußel Verwendung findet; weite Strecken sind mit dichtem Weiden- und Birkenbuschwerk bedeckt, zwischen dem in feuchten Jahreszeiten die Sense durch das Wasser streicht. Das neuangelegte Grabensystem im Fenn verschlang weitere große Summen, und breite Ufergebiete am Ludwigshofer und am Gegenseer Haken, die vorher zum größten Teil landwirtschaftlich genutzt wurden, blieben unbeackert liegen, Flachs und Lein verschwanden und damit Brake, Spinnrad und Webstuhl. Allerdings sind andere Ackerstreifen durch die letzte Senkung des Grundwasserspiegels trockener und ertragreicher geworden; doch ernteten diesen Segen die Kolonistendörfer. Das Gut Ludwigshof ging zugrunde und wechselte nunmehr des öfteren den Besitzer.

6. Ausblick.

Um die letzte Jahrhundertwende entstand in Ludwigshof eine Ammoniakfabrik, die dem Faulschlamm große Werte entziehen sollte und Hunderttausende verschlang. Wegen Unrentabilität ging das Unternehmen ein — Ruinen zeugen von getäuschten Hoffnungen. Aber durch Ausbaggerung des Seeschlicks für die Zwecke der Fabrik entstand ein kleiner See, ungefähr 70 Mrg. enthaltend (Siehe die Uferkarte.), der vor einigen Jahren noch 400 RM. an Pacht einbrachte (Der ursprüngliche See warf 1742 nur 40 Thlr. Pacht ab.). Wird das aus diesem See herausgebrachte, weil die Fischerei behindernde Kraut zu Düngezwecken verwendet, so ist eine erhebliche Ernteſteigerung die Folge. Es wäre also nur die Geldfrage zu lösen, und Bagger greifen in den ammoniakreichen Faulschlamm, die breiten Uferstreifen werden mit diesem Schlamm dick überspült, und wenn so jetzt wüste Strecken der Landwirtschaft zurückgewonnen werden, dann geht nebenher eine stille Sehnsucht der Anwohner in Erfüllung; denn dann erwacht aus jahrtausendlangem Schlaf zu neuem Leben

der Ahlbecksche See.

Aus dem Sagenschatz der Ueckermünder Heide

Von Heinrich Bosse

Der Feuerkönig auf dem Ahlbecker See.

I.

Da, wo sich heute zwischen den Ortschaften Ahlbeck, Vorsee, Hintersee und Gegensee der große Ahlbecker Seegrund mit seinen verführerischen Fennwiesen ausdehnt, war früher einmal ein fischreicher See mit einer spiegelnden Wasserfläche. Auf einer künstlichen Anhöhe an dem westlichen Ufer liegt die Försterei Borgwall. Hier soll in heidnischer Zeit ein Heiligtum gewesen sein. Gewiß ist aber, daß an dieser Stelle immer wieder Feuersteingeräte, wie Messer, Pfeilspitzen, Dolche usw. gefunden worden sind. Es soll hier dem Donnergott geopfert worden sein.

Als noch der große See vorhanden war, haben die daran wohnenden Fischer oftmals auf dem Wasser eine riesige Gestalt mit Kopf und Füßen als eine mächtige Feuersäule gesehen; auch nachdem der See sich allmählich in eine Wiesenfläche umwandelte, ist diese unheimliche Erscheinung noch mehrmals, wenn auch immer seltener, gesehen worden. Wenn diese Gestalt gesehen wurde, kam sie langsam vom Schloßberg herabgeschwebt, mit bedächtigen Schritten bewegte sie sich über die Seefläche dahin, und als der See im allmählichen Verschwinden begriffen war, hat sie bedenklich den Kopf geschüttelt, als bedaure sie die Veränderung des Sees. Schließlich hat sie sich dann voller Verzweiflung auf den nassen Wiesen hin und her gewälzt und ist dann langsam erloschen.

Zuweilen ist dann die feurige Gestalt wieder aus den Wiesen emporgestiegen, größer und feuriger als zuvor. Zum Schrecken der anwohnenden Fischer und Waldarbeiter ist das Gespenst dabei oft so nahe an die Gehöfte gekommen, daß sie in Gefahr waren, Feuer zu fangen. Fromme Gebete haben das aber immer verhindert. Alte Leute wollen noch wissen, daß jedesmal nach dem Erscheinen des Feuermannes ein Mensch auf dem See oder in den Wiesen verunglückt sein soll.

II.

Als der Ahlbecker See noch von zahlreichen Fischern befahren wurde, kam wieder einmal der „Feuerkönig", wie er von vielen genannt wurde, in einer finsteren Nacht auf den See. Er hatte diesmal eine feurige Krone auf dem Kopfe, die wie flüssiges Gold glühte, um seine Schultern wallte ein langer, feuriger Mantel, der vom Winde bewegt wurde. In der Hand hatte der Feuerkönig ein feuriges Schwert, mit dem er seltsame Figuren über seinem Haupte schlug. Bange standen die Fischer am Ufer und wagten nicht, mit ihren Booten hinauszufahren. Am liebsten wären sie geflohen, aber wie gebannt wurden sie am Ufer des Sees festgehalten.

Plötzlich tritt aus ihrer Mitte ein junger Fischer hervor, der erklärt, er wolle mit seinem Kahn auf den See hinausfahren. Alle Mahnungen und Warnungen der alten Fischer vermochten ihn nicht davon abzuhalten. Unerschrocken rudert er auf den See, der Feuerkönig weicht ihm ständig aus, doch in Wirklichkeit nur, um sein Opfer an sich zu locken. Da ist plötzlich die feurige Gestalt auf dem Wasser verschwunden, es ist wieder dunkle Nacht. Schon bricht ein furchtbarer Orkan aus, der das Wasser bis auf den Grund aufwühlt. Was mit dem jungen Fischer in dieser Zeit geschehen ist, hat niemand erfahren. Sein Kahn war am nächsten Morgen an der alten Stelle festgebunden; er selbst lag aber als Leiche darin.

III.

Trotzdem der Ahlbecker See, als er noch befischt werden konnte, in der ganzen Gegend verrufen war, wollten einmal die jungen Fischer an dem höchsten christlichen Feiertage zum Fischfang ausfahren. Die alten Fischer warnten ihre Kameraden, aber es nutzte nichts. Längere Zeit hatten die Fischer sich schon abgemüht, aber nicht ein einziger Fisch war in die Netze gegangen; mißmutig gaben sie darum die Arbeit auf und ruderten dem Ufer zu. Da kam plötzlich ein gewaltiger Sturm auf, die Wellen türmten sich haushoch, und wie eine Nußschale wurde das Boot hin- und hergeworfen. Obgleich die Fischer schon nahe am Ufer waren und mit aller Kraft gegen Wind und Wellen ankämpften, wurde das Boot immer wieder zurückgeworfen, bis sie zuletzt den Tod in den Wellen fanden. Es soll der Feuerkönig dabei seine Hand im Spiele gehabt haben.

(Anm. Sagen vom Ahlbecker Feuermann berichtet in abweichender Form auch Haas, Nr. 43).

Sagen vom Schloßberg bei Eggesin.

Ganz in der Nähe von Eggesin befindet sich in den Wiesen an der Uecker eine erhöhte Stelle, die auch auf den Landkarten mit Schloßberg bezeichnet ist. Hier soll auch in früherer Zeit ein Schloß oder eine Ritterburg gestanden haben, die einem der berühmten

Raubritter Hase gehört haben soll. Von dieser Burg führten unterirdische Gänge nach dem Klockenberge bei Ueckermünde, und ein anderer ging unter der Uecker hindurch.

Dieser Fluß war zu damaliger Zeit noch für größere Schiffe befahrbar, die bis Pasewalk und Prenzlau mit Kaufmannswaren hinaufsuhren. Der Ritter Hase hatte durch die Uecker eine Kette gezogen, die mit einer Glocke auf dem Burghofe in Verbindung stand; sie ertönte, wenn ein Schiff die Kette berührt hatte. Schnell waren die Knechte zur Stelle und forderten für die Weiterfahrt einen hohen Tribut. Wurde er nicht entrichtet, plünderten die wilden Gesellen das Schiff und warfen die Begleiter in den Turm. Nur gegen ein hohes Lösegeld wurden sie wieder freigelassen. Weil aber die Räubereien überhand nahmen, taten sich endlich die Herzöge von Pommern und Mecklenburg zusammen und zerstörten gemeinschaftlich mit den Bürgern von Ueckermünde die feste Raubritterburg und machten sie dem Erdboden gleich. Der Burgherr war aber durch einen der unterirdischen Gänge entkommen.

Jetzt soll von den unterirdischen Gängen nur noch wenig vorhanden sein. Als der Gang nach dem Klockenberge aber noch einigermaßen erhalten war, sollte einmal ein Verbrecher, der schon zum Tode verurteilt war, den Weg durch den Gang unternehmen. Wenn ihm das glückte, sollte die über ihn verhängte Strafe erlassen sein. Der Verbrecher hat auch den Versuch unternommen, ist aber bald wieder umgekehrt und hat schreckliche Dinge berichtet, die er dort gesehen hat. So sollen in dem Gange viele menschliche Gerippe liegen, Schlangen und bissige Hunde machten ihm das Vorwärtskommen unmög.ich. Lieber wollte er hingerichtet werden, als noch einmal den Versuch unternehmen.

(Anm. Das letzte Stück dieser Sage berichtet auch Haas in seiner pommerschen Sagensammlung, Nr. 249.)

Sieben-Kreuzer.

Die alte Landstraße von Eggesin nach Ahlbeck führt an einer Weggabelung vorbei, die seit alter Zeit den Namen „Sieben-Kreuzer" hat. Niemand weiß heute mehr, warum dieser Ort den merkwürdigen Namen bekommen hat. Viele meinen, es haben sich hier früher sieben Wege gekreuzt, sie sind aber heute nicht mehr vorhanden. An dieser Stelle ist es oft nicht geheuer, und bei Nachtzeit werden die Wege, die über „Sieben-Kreuzer" führen, nicht gern begangen. Die Heidebewohner wissen manches zu erzählen, was sich hier ereignet hat; selbst glaubwürdige Leute wissen eigene Erlebnisse davon zu berichten. Als einmal zwei Lehrer einen Kollegen im Nachbardorfe besucht hatten und sich in später Stunde auf den Heimweg begaben, wurde ihnen beim Abschied noch nachgerufen: „Nun laßt euch bei Sieben-Kreuzer keinen Leichenwagen begegnen!" Die beiden Lehrer hatten gerade die berüchtigte Stelle erreicht, als ihnen aus der entgegengesetzten Richtung ein bäuerlicher Wagen mit einem Sarge vorbeifuhr. Merkwürdig war noch dabei, daß in diesen Tagen in den umliegenden Dörfern niemand gestorben war, dessen Leiche etwa in einen anderen Ort gebracht wurde.



Aufn. Dr. Otto Wegner — Giebelhäuser in Neuwarp

Im August 1914, wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges, fuhr ein Mann aus Ahlbeck — man weiß dort seinen Namen noch — seinen Schwager, der sich bei seinem Truppenteil zu stellen hatte, nach dem Bahnhof. Auf dem Rückwege waren die beiden Pferde nicht fähig, den leeren Wagen an dem Kreuzwege vorbeizuziehen, bei den wiederholten Anstrengungen der Tiere zerriß sogar ein fast neuer Strang. Schon nach wenigen Tagen traf die Nachricht ein, daß der Schwager seinen Tod in Flandern gefunden hatte.

Etwas Aehnliches ereignete sich an dieser Stelle, als vor etlichen Jahren der Sohn eines Pastors — auch dessen Name wird angegeben — mit einem Wagen, der nur eine Last von fünf Zentnern geladen hatte, über „Sieben-Kreuzer" fahren wollte. Die Pferde waren schließlich mit Schaum bedeckt, und nur durch energisches Antreiben waren sie endlich vorwärts zu bringen. Erst etwa 500 m hinter dem Wegekreuz konnten die Pferde den leichten Wagen mühelos weiterziehen.

(Mündlich aus Ahlbeck.)

Wie Eggesin zu seinem Namen gekommen ist.

Alte Leute in unserer Gegend behaupten, daß das Dorf Hoppenwalde zwischen Ueck-

münde und Eggesin viel älter sei als das benachbarte größere Dorf. Vor Zeiten lebte in Hoppenwalde ein Mann, der von einer schrecklichen ansteckenden Krankheit befallen war. Um nicht alle Leute in dem Dorfe der Gefahr auszusetzen, baute man für ihn an einer Waldecke, wo heute Eggesin anfängt, eine Hütte, die der Kranke als seine Wohnstätte aufsuchen mußte. Der Ort hatte aber keinen Namen, und wenn man davon sprach, sagte man wohl: „Ein Eck" oder später auch „Ecksin", woraus allmählich der heutige Name „Eggesin" geworden ist.

Eine Mutter lockt den Sohn an ihr Grab.

Ein alter Mann, der jetzt noch in Eggesin lebt, mußte in seiner Jugendzeit oft den Weg nach Neuendorf machen. Der Weg führte an einem Kirchhofe vorüber, auf dem seine Eltern begraben lagen. Als er wieder einmal abends in der Dunkelheit den Weg gehen mußte, trat in der Nähe des Kirchhofes eine weiße Gestalt an ihn heran, in der er deutlich seine Mutter erkannte. Sie redete ihn auch an und sprach: „Hermann, folge mir!" Am liebsten wäre er davongelaufen, aber seine Mutter zog ihn mit sich auf den Kirchhof zu dem Grabe seiner Eltern. Hier war es ihm vor den Augen, als wenn die Gestalt seiner Mutter sich in einen weißen Nebel auflöste, der allmählich verschwand.

Der „Hackup" in der Gestalt eines Kalbes.

Als einmal ein Vater seine Tochter nach Eggesin in Stellung bringen wollte, sah er am letzten Hause in Torgelow ein weißes Kalb stehen, das niemand zu gehören schien. „Ei", dachte er, „wart nur, bis ich zurückkomme!" Auf dem Heimwege stand das Kalb wirklich noch da; er warf es sich auf den Rücken und wollte damit nach Hause gehen. Bald merkte er aber, daß die Last mit jedem Schritte schwerer wurde, und er versuchte darum, das Tier wieder abzuwerfen. Das gelang ihm aber nicht. Fast wäre er darunter zusammengebrochen. Zu Hause schrie er laut: „Nehmt mir das Kalb ab!" Man konnte aber nichts von dem Tiere sehen.

Am nächsten Morgen lag der Mann tot in seinem Bett, das Gesicht war dabei nach unten gekehrt. Als man die Leiche in den Sarg gelegt hatte, sahen die Angehörigen nach einiger Zeit, daß die Leiche sich umgedreht hatte und wieder auf dem Bauche lag. Das hat sich noch mehrmals wiederholt. Beim Einsargen war der Leichnam auch so schwer, daß er kaum gehoben werden konnte. Der Sarg mußte von zehn Männern auf den Wagen gehoben werden. Die Pferde konnten auch den Leichenwagen nicht anziehen, und als sie endlich nach vielem Schelten und Fluchen des Kutschers anzogen, rissen sie mit dem Wagen aus, liefen aber damit zum Kirchhofe, wo sie viel früher ankamen als die Begleiter.

(Mündlich aus Torgelow; Olga Huse.)

Der „Hackup" in der Gestalt einer Katze.

An dem Wege von Torgelow nach Eggesin liegt ein Gehöft, das schon sehr lange den Namen „Blutiger Knochen" hat. Auf dem Hofe steht eine alte Eiche, auf der man schon oft um Mitternacht eine große schwarze Katze gesehen hat. Sie klettert gewöhnlich in dem Baum umher, auch in der dunkelsten Nacht ist sie zu sehen, weil ihre Augen wie feurige Kohlen leuchten. Oftmals kommt es aber auch vor, daß die Katze in einem gewaltigen Sprunge aus dem Baume auf den vorübergehenden Wanderer springt und nicht früher herunter zu bringen ist, bevor man das Haus erreicht hat. Alle Leute, die das erfahren haben, erzählen, daß es eine Qual sei, wenn das Tier auf dem Nacken sitze. Man soll mit der Katze kaum vorwärts kommen können.

(Mündlich aus Torgelow; Olga Huse.)

Das verpaßte Glück.

Als es noch keine Eisenbahn zwischen Torgelow und Ueckermünde gab, ist einmal ein Mann aus Torgelow des Nachts von Ueckermünde gekommen. Unterwegs sah er einen großen brennenden Haufen, an dem er aber achtlos vorüberging. Nachher erzählten ihm die Leute, wenn er ein Tuch in das Feuer geworfen hätte, würde er für sein ganzes Leben Glück gehabt haben.

(Mündlich aus Torgelow; Grete Langen.)

Wie der Name „Blutiger Knochen" entstanden sein soll.

Vor vielen Jahren lebte in Torgelow eine Familie, die es mit den meisten Bewohnern des Ortes verdorben hatte; sie wollte darum auch nichts mehr mit den Torgelowern zu tun haben und baute sich halbwegs nach Eggesin ein Haus auf. Bald darauf, als das Haus fertig war, wurde die Frau krank, und niemand wußte, was ihr fehlte. Als sie starb, sagten die Leute, sie sei am blutigen Knochen gestorben. Seit der Zeit ist dieser Name an dem Gehöft haften geblieben. (Aus Torgelow.)

Der Spuk bei Schafbrück.

Zwei junge Leute gingen einmal von Eggesin nach Torgelow. Als sie in der Nähe von Schafbrück über die Brücke gingen, sauste plötzlich etwas an ihnen vorüber; sie konnten aber nicht erkennen, was es war. Nach einiger Zeit gingen sie wieder denselben Weg, und auf der gleichen Stelle ging ihnen das Licht in ihrer

Laterne aus. Sie wollten es wieder anzünden, aber das gelang nicht, so oft sie es auch versuchten. Bald darauf kamen sie über die Brücke, nun fing das Licht von selber an zu brennen. Ein drittes Mal fuhr der eine junge Mensch allein den Weg, da blieb auf dieser Stelle ein Hinterrad stehen und war nicht vorwärts und rückwärts zu bewegen. Erst als er mit dem Wagen über die Brücke war, ging das Rad von selber weiter.

(Mündlich aus Torgelow; Lotte Werth.)

Der Leichenwagen auf dem Kreuzwege.

Wenn man den Waldweg von Torgelow nach Neumühl fährt, kommt man an einem Kreuzwege vorbei. Hier soll es nicht geheuer sein. Als einmal zwei Männer, die heute noch in Torgelow wohnen, mit dem Fuhrwerk nach Neumühl fuhren, sahen sie deutlich vor sich einen Leichenwagen fahren, der von zwei ganz schwarzen Pferden gezogen wurde, der Leichenkutscher hatte einen roten Mantel an, und der Sarg war weiß gestrichen. An dem Kreuzwege war der Leichenwagen plötzlich verschwunden, die Pferde scheuten aber, als sie an dieser Stelle vorbei kamen.

(Mündlich aus Torgelow; Olga Huse.)

Der Tod nach einer Wette.

In Torgelow erzählt man sich, daß einmal zwei Männer eine Wette ausmachten. Einer von ihnen wollte um die Mitternachtsstunde dreimal um ein Grabgitter auf dem Friedhofe laufen. Beim dritten Umlauf hackte er aber mit seiner Jacke an einer eisernen Stange fest. Dadurch bekam er einen solchen Schreck, daß er tot zu Boden fiel. Die Leiche wurde am nächsten Tage auf dem Kirchhofe gefunden.

(Mündlich aus Torgelow; Lotte Werth.)

Warum in der Torgelower Kirche keine Konfirmandenstunden abgehalten werden.

In Torgelow wurden früher die Konfirmandenstunden in der Kirche abgehalten. Einmal hatte eine Schülerin ihr Gesangbuch in der Kirche liegen lassen. Sie ging gleich darauf allein in die Kirche zurück, und ihre Freundin wartete solange auf sie. Da es aber sehr lange dauerte, ging sie nach und fand die Freundin tot vor dem Altar liegen. Seit dieser Zeit werden die Konfirmandenstunden nicht mehr in der Kirche abgehalten.

(Mündlich aus Torgelow; Lotte Werth.)

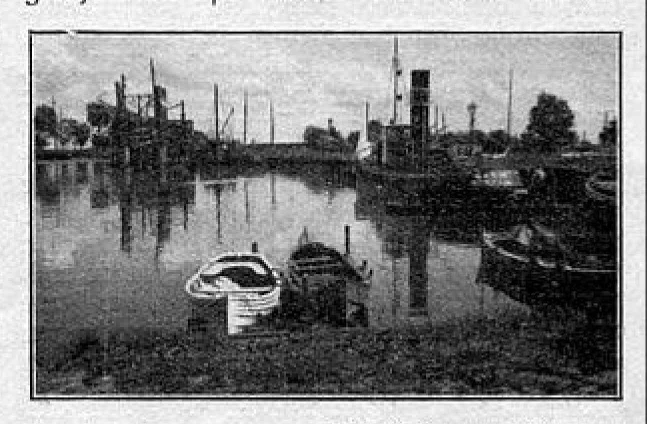
Ein Mittel, um den Teufel leibhaftig zu sehen.

Leute, die den Bösen einmal leibhaftig sehen wollen, brauchen nur um Mitternacht dreimal um die Kirche in Torgelow zu laufen. Der Teufel hat sich dann noch jedesmal blicken lassen, sein Pferdefuß und seine Hörner waren deutlich zu erkennen.

(Mündlich aus Torgelow; Ilse Nickelt.)

Um die Hasenburg in Torgelow.

Der Raubritter Bertram Hase, von dem der pommersche Chronist Thomas Kantzow ausführlich berichtet, hatte eine liebliche Tochter mit Namen Berta. Schon oft hatte sie ihren Vater gebeten, von seinen Raubzügen abzulassen. Einmal brachte der alte Hase einen hübschen Jüngling als Gefangenen ein; er verstand sehr schön auf der Laute zu spielen und sang dazu seine Lieder. Berta hatte schon oftmals dem schönen Gesange gelauscht und hatte ihn deshalb lieb gewonnen. Eines Tages bat sie den Vater, daß er den Jüngling freigebe; denn sie wolle nie einen anderen heiraten als ihn. Das war dem alten Raubritter nicht recht, er wollte aber der Tochter die Bitte nicht ganz abschlagen. Er sann auf eine List, wie er das Vorhaben seiner Tochter hindern konnte. Bald nachdem übergab er seinem Kinde einen goldenen Becher, der mit Wein gefüllt war, sie sollte ihn dem Gefangenen überbringen, denn es sollte ein Versöhnungstrank sein für das Unrecht, das er dem edlen Jüngling zugefügt hatte. Als derselbe eben davon getrunken hatte, verspürte er große Schmerzen, denn der Wein war vergiftet gewesen. Berta war voller Verzweiflung, und weil sie den Tod ihres Geliebten nicht überleben wollte, trank sie selber von dem vergifteten Wein. Beide starben davon. Aber der Geist der schönen Berta wandelt noch jetzt des Nachts in der Hasenburg umher.



Aufn. Honerjäger. Der Hafen von Ziegenort

In jeder Nacht zwischen 12 und 1 Uhr kann man Berta, die Tochter des Raubritters Bertram Hase, erblicken; sie wandert dann von der alten Hasenburg über den Hügel zu dem benachbarten Hause, wo sie allnächtlich durch die Räume geht. Die verschlossenen Türen vermag sie zu öffnen. Von den Bewohnern des Hauses ist sie in vielen Nächten gesehen worden.

(Diese Sage berichtet in etwas anderer Form v. d. Dollen in seinen „Streifzügen durch Pommern", Bd. 1, Heft 3, S. 170.) (Mündlich aus Torgelow; Elli Busch.)

Die Sage von dem Raubritter Bröker auf Schloß Vogelsang.

Vor vielen Jahren, als Pommern noch ein Herzogtum war, hausten auf dem Schlosse in Vogelsang die Raubritter Bröker. Es waren gar arge Gesellen, die es namentlich auf die Kaufleute abgesehen hatten, die mit ihren Waren auf der alten Landstraße von Ueckermünde nach Stettin zogen. Sie wußten aber ihre Raubzüge so schlau einzurichten, daß sie nie gefaßt wurden. Mit dem Herzoge von Pommern waren sie gut Freund und luden ihn oft zur Jagd ein. Sie hatten große Waldungen, die von Ueckermünde bis Altwarp reichten. Eines Tages warteten sie in ihrem Versteck auf Kaufleute, die mit ihren Waren von Ueckermünde kommen sollten. Die Waren sollten aber für den Herzog in Stettin sein. Sie plünderten diesmal nicht allein die Wagen, sondern schlugen auch die Kaufleute und die Fuhrleute tot, um alle Spuren ihrer Tat zu vernichten. Das hatten aber fünf Frauen gesehen, die in der „Wokul" beim Waschen der Schafe beschäftigt waren. Als die Wegelagerer merkten, daß ihre böse Tat doch gesehen worden war, erschlugen sie auch noch die Frauen und warfen ihre Leichname in den Teich, der heute noch zu sehen ist. Diese Gewalttaten waren aber doch vor den Herzog gekommen, der nun seine Knechte ausschickte, um die Raubritter zu fangen. Das war aber nicht so leicht, von dem Schlosse führten unterirdische Gänge in die Erde, einer sogar bis Ueckermünde. Hier hielten sich die Räuber versteckt, bis die Gefahr für sie vorüber war. Von ihren Raubzügen ließen sie auch nun nicht ab. Um ihre Verfolger zu täuschen, ließen sie die Hufeisen umgedreht anschlagen; wenn ihre Spur zum Schlosse führte, waren sie unterwegs, und wenn ihre Pferdespuren in den Wald führten, saßen sie daheim auf ihrem Schlosse. Endlich hat das Schicksal die Raubritter aber dennoch erreicht, der Herzog bekam sie in seine Gewalt. Sie haben ein böses Ende gefunden. In Stettin wurden sie von vier Pferden auseinandergerissen.

Von dem schlimmsten aus dieser Raubritterfamilie sagt man, daß er auch im Grabe keine Ruhe habe. Noch jetzt erscheint er zuweilen in der Gegend von Vogelsang in der Gestalt einer Feuersäule.

(Mündlich aus Torgelow; Hilde Krüger.)
(In einfacher Form wird die Sage von dem Raubritter Bröker auch von Haas erzählt, S. 141.)

Die Glocken von Stolzenburg.

Vor mehr als 100 Jahren stand am Thursee bei Stolzenburg in der Ueckermünder Heide eine Kirche, aber infolge der Gottlosigkeit der Bewohner versank die Kirche und mit ihr die ganze Gemeinde, die von Gott und dem Heilande nichts mehr wissen wollte. Nur am St. Johannistage mittags zwischen 12 und 1 Uhr kommen die Glocken wieder an die Oberfläche des Sees. Wieder war einmal der Johannistag, da hüteten Kinder in der Nähe des Sees die Gänse. Eines der Mädchen war mit der Wäsche ihrer Puppenkleidung beschäftigt und hatte die ausgewaschenen Stücke zum Trocknen auf die neben ihr aufgetauchte Glocke gelegt. Da schlug es gerade ein Uhr, die eine Glocke versank in die Tiefe, aber die andere, auf der die Puppenwäsche lag, war gebannt und konnte ihrer Schwester nicht folgen. Eine dunkle Stimme aus der Glocke aber rief: „Anne Susanne, kumm her to Lanne!" Die untergegangene Glocke aber antwortete: „Ne, Margret, ick stek in de Deep!" Als die Kinder in dem Dorfe erzählten, was sie soeben erlebt hatten, wollten Männer die schwimmende Glocke ins Dorf Blankensee holen. Ein Wagen mit vier starken Ochsen bespannt, war nicht von der Stelle zu bringen. Als aber der Wagen nach Stolzenburg umgewendet wurde, konnte er mit Leichtigkeit von zwei Ochsen gezogen werden. Noch heute kann man diese Glocke in der Stolzenburger Kirche läuten hören.

(Anm. In abweichender Form wird dieselbe Sage von Haas berichtet, Nr. 168.)

Der Reiter ohne Kopf.

Leuten, die zu nächtlicher Stunde durch die Heide gewandert sind, ist zuweilen ein Reiter auf einem weißen Schimmel begegnet. Mit Vorliebe jagt er auf seinem Roß auf den lichten Stellen des Waldes umher. Wer den Reiter in der Nähe zu sehen bekam, mußte gewahr werden, daß er keinen Kopf mehr hatte. „Es klirren seine Waffen, es klappert sein Gewehr, doch auf dem Rumpfe trägt er sein kühnes Haupt nicht mehr." Das ist ihm abgeschlagen und liegt irgendwo in der Heide. Dieser kopflose Reiter war ein böser Geselle, der in dem Dreißigjährigen Kriege sein Unwesen in der Ueckermünder Heide trieb und viele unschuldige Menschen mit seiner Hand umgebracht hatte, bis auch ihm endlich in einem Kampfe der Kopf abgeschlagen wurde. Nun hat er auch im Grabe keine Ruhe und muß die Nächte hindurch auf seinem Schimmel umherjagen. Er kann aber niemandem etwas anhaben.

Wilddiebsgeschichten aus der Ueckermünder Heide.

I.

Der große Wildreichtum in der Ueckermünder Heide hat von jeher die Wilddiebe aus nah und fern angelockt. Mehr als ein Forstmann hat im Kampfe mit den unliebsamen Gesellen sein Leben lassen müssen. Ganz besonders schlimm wurde die Wilddieberei zu-



Hans Hartig — Das Neuwarper Rathaus

weilen in der Stolzenburger Forst betrieben. Desto eifriger waren aber auch die Förster auf dem Posten. Auf einer lichten Stelle des Waldes bei Stolzenburg standen früher vier gewaltige Eichen. Hier erwartete in einer mondhellen Nacht ein junger Förster die Störer des Waldfriedens. Lange hatte er schon unter dem Schutze einer der Eichen gestanden, da fällt in der Nähe ein Schuß, und ein Rehbock, den der Förster schon beobachtet hatte, bricht unter dem Feuer zusammen. Gleich darauf tritt auch aus dem Schatten des Waldes ein junger Mensch mit der noch rauchenden Büchse hervor. Ein Anruf und die Aufforderung, das Gewehr fortzuwerfen, wurden mit Hohngelächter beantwortet. Schon macht der Wilddieb sich zum Schusse fertig, beide reißen gleichzeitig die Büchse an die Schulter, und zu gleicher Zeit kracht auf beiden Seiten der Schuß, und beide sinken zu Tode getroffen zu Boden.

Eine unwiderstehliche Gewalt zieht den jungen Förster zu seinem sich im Blute wälzenden Feinde. Mit letzter Kraft kommt er ihm nahe, und als er in dessen bleiches Angesicht sieht, muß er zu seinem Schrecken gewahren, daß er seinen eigenen Bruder erschossen hat. „Heute habe ich dir, finsterer Höllenfürst, ein Opfer gebracht, Fluch der Stelle, wo ich den Bruder erschoß!" Dieser Fluch von den Lippen des sterbenden Bruders ist in Erfüllung gegangen, die mächtigen Eichen sind bald darauf verdorrt, keine duftende Blume sprießt hier mehr aus dem Erdboden, und nur Farnkräuter und giftige Pilze gedeihen noch an dem Orte, wo einst die beiden Brüder sich gegenseitig umgebracht haben.

II.

Um das Jahr 1840 lebte in der Ueckermünder Heide ein frecher Wilddieb mit Namen Hildebrand, er war als bester Schütze weit und breit bekannt. Der damalige Oberförster war der Meinung, daß er den frechen jungen Mann, der ihm viel zu schaffen machte, am besten zähme, wenn er ihn in seine Dienste stelle. Mehrere Jahre hatte Hildebrand schon bei dem Oberförster als Knecht gedient und hatte sich auch in dieser Zeit gut geführt. Glücklich war er, wenn er von seinem Herrn mit auf die Jagd genommen wurde. Wegen seiner guten Führung wollte ihm der Oberförster eine Waldwärterstelle übertragen, weil er hoffte, daß Hildebrand seinen guten Lebenswandel fortsetzen würde. Dabei erwachte in ihm aber wieder seine alte Leidenschaft zur Wilddieberei, und mit Vorliebe suchte er Reviere auf, wo er nichts zu suchen hatte. Alle Warnungen des Oberförsters schlug er in den Wind, im Gegenteil, seine Diebereien wurden immer schlimmer.

Im Jahre 1848 hatte Hildebrand wieder auf einem fremden Gebiet einen starken Hirsch erlegt, aber in demselben Augenblick krachte ein zweiter Schuß, durch den Hildebrand selber hingestreckt wurde. Er war aber nicht sogleich tot. Vorsichtig kam der Förster Dickopp, der den Schuß auf ihn abgegeben hatte, hinzu. Hildebrand tat so, als wenn kein Leben mehr in ihm steckte; mit seiner letzten Kraft gab er auf kurze Entfernung auf seinen Gegner einen Schuß ab. Beide lagen in ihrem Blute und wurden am nächsten Morgen als Leichen aufgefunden.

Der Kreis Ueckermünde als Wirtschaftsgebiet

Von Dr. Erich Leddin

In Pommern gibt es kaum einen Landkreis, der mit so viel Berechtigung als einheitliches Wirtschaftsgebiet aufgefaßt werden kann, wie der Kreis Ueckermünde. Die Gründe dafür liegen darin, daß das ganze Kreisgebiet in all seinen Teilen zu einer größeren wirtschaftlichen Einheit gehört: der Ueckermünder Heide. Die wirtschaftlichen Grundkräfte dieses Gebiets beruhen auf geologischen Ursachen.

Die einheitliche erdgeschichtliche Entstehung der Oberflächenform dieser diluvialen oder eiszeitlichen Sandrlandschaft auf früherem „Haffstausee"-Boden hat auch einheitliche wirtschaftliche Nutzung dieses Lebensraumes im Gefolge gehabt. Der Wirtschaft des Kreises gaben die landschaftseigentümlichen Erwerbszweige der Land- und Forstwirtschaft, der Fischerei, der Säge-, Eisen- und Steinindustrie das ihr eigentümliche Gepräge.

Infolge der Bodenarmut ist die Landwirtschaft, als der sichernde Faktor der Wirtschaft eines bestimmten Erdraumes überhaupt, nicht imstande, die im Kreisgebiet Ueckermünde lebenden Volksgenossen aus eigener Fläche zu ernähren.

Eine Gegenüberstellung der Ernteerträge der wichtigsten Fruchtarten vom ha in 100 kg einzelner pommerscher Kreise, des Kreises Ueckermünde und Gesamtpreußens macht dies deutlich, zeigt aber zugleich die fortschreitende Bodenverarmung des Kreisgebiets (siehe Jahr 1929).

1907 Kreis	Winter-Weizen	Sommer-Weizen	Winter-Roggen	Sommer-Roggen	Sommer-Gerste	Hafer	Kartoffeln	Klee	Luzerne	Wiesenheu	Bemerkungen
Demmin	27,9	22,6	22,6	14,7	23,7	25,3	156,7	59,8	42,6	36,8	Angaben f. 1907 aus:
Anklam	27,6	21,7	22,2	17,9	24,8	26,6	169,5	56,3	?	44,6	Statist. Jahrb. f. d.
Usedom-Wollin .	30,1	23,6	17,9	12,4	21,0	19,5	149,7	42,8	45,5	34,6	Königr. Preußen,
Ueckermünde . . .	19,8	15,6	15,2	10,3	16,9	18,8	124,9	47,7	74,2	36,8	Berlin 1908,
Randow	22,9	20,7	18,9	14,9	23,5	21,1	139,5	54,5	54,5	42,0	f. d. Jahr 1907.
Stadtkreis Stettin	26,0	—	22,0	18,0	30,0	30,0	150,0	60,0	—	30,0	
Gesamtpreußen . .	21,3	21,2	17,6	11,2	19,0	18,3	144,1	55,5	64,7	41,9	Für 1929 aus: Stat.
Für das Jahr 1929:											Jahrb. f. d. Freistaat Preußen, Berlin 1930,
Ueckermünde . . .	18,1	12,1	15,1	12,3	17,3	16,9	97,6	30,4	32,3	29,1	f. d. Jahr 1929.

Eine andere Gegenüberstellung der Kreise Anklam, Randow und Ueckermünde zeigt den Anbau von Brotgetreide und Kartoffeln sowie Futtergerste nach Prozenten der Anbaufläche aus dem Jahre 1925 [1]).

	Anklam	Ueckermünde	Randow
Roggen:	33,8	47,3	34,6
Weizen:	6,6	1,4	9,7
Hafer:	22,2	12,3	17,7
Gerste:	10,9	2,8	10,7
Kartoffeln:	26,5	36,2	27,3

Roggen- und Kartoffelanbau charakterisieren die Landwirtschaft des Kreises Ueckermünde, außerdem die übergroße Zahl landwirtschaftlicher Zwerg- und Neben-Betriebe.

Während für die beiden Nachbarkreise Anklam und Randow die Fläche der Wiesen zum Acker- und Gartenland sich durch das gute Verhältnis von 1:3 ausdrücken läßt, beträgt es im Kreise Ueckermünde 1:1,3, ist also sehr mißlich.

Die Kreisfläche besteht zu 49% aus Sandboden. Sand- und Moorböden zusammen machen über 70% aus. Die unfruchtbarsten Bodenflächen werden — wie überall, so auch hier — nicht land-, sondern forstwirtschaftlich genützt. So kommt es denn, daß ca. 53% der Gesamtbodenfläche des Kreises Waldbestand trägt, vorzugsweise Kiefernheiden („Heide" hier in der Bedeutung von „Wald"). Bekanntlich liebt die Kiefer den sandigen Boden der Ebene, da ihre lange Pfahlwurzel gut in den Boden einzudringen vermag, außerdem stellt dieser Waldbaum nur geringe Ansprüche an den Mineralgehalt des Bodens.

Nach dem Stande von 1925 [2]) waren in der Gruppe Land- und Forstwirtschaft 27%, in der Gruppe Industrie und Handwerk 35%, in der Gruppe Handel und Verkehr 18% und in allen anderen Berufen 20% der berufstätigen Bevölkerung des Kreises Ueckermünde tätig.

[1]) Leddin, Die Ueckermünder Heide. Greifswald 1933, S. 199.

[2]) Leddin, Die Ueckermünder Heide. S. 70.

Die Forstwirtschaft des Kreises Ueckermünde

liegt zu etwa 90% in Händen des preußischen Staates. Die acht staatlichen Oberförstereien sind bei der Auflösung der Gutsbezirke im Jahre 1927 zu einer großen Verwaltungseinheit, der „Mützelburger Heide", zusammengefaßt worden. Im Jahre 1934 wurden noch ca. 1900 ha Wald des Fideikommißgutes Vogelsang bei Ueckermünde Reichsforstgebiet.

Als größere Waldbesitzer treten außerdem noch auf: die Städte Neuwarp und Ueckermünde mit etwa je 1100 ha Waldfläche.

Aus den staatlichen Forsten fielen im Durchschnitt der Jahre 1924—1930 ca. 200 000 fm Langholz — vornehmlich Kiefernholz — an, das zu etwa $^2/_5$ der Jahresmenge — also rund 80 000 fm — von den 31 Sägewerken des Kreisgebiets aufgenommen wurde [3]). Die restlichen $^3/_5$ = etwa 120 000 fm, gingen zum Teil an andere Werke der Ueckermünder Heide oder nach Stettin, in beträchtlichen Mengen auf dem Wasserwege sogar nach Jarmen, Stralsund, Rügen und Swinemünde. Das Schneideholz — besonders in Kiefer — aus den staatlichen Forsten Ziegenort, Mützelburg, Jädkemühl und Neuenkrug ist sehr begehrt. Rothemühler Eichen finden ihren Weg als Furnier- oder „Messereichen" sogar nach Berlin.

Etwa 800 männliche und 800 weibliche Arbeiter werden in den staatlichen Forsten beschäftigt, die Männer als Holzfäller, die Frauen mit Kulturarbeiten. In Jatznick ist sogar eine staatliche Samendarre errichtet zur Gewinnung von Nadel- und Laubholzsamen.

Die Nebennutzung der Wälder kommt besonders der ärmeren Bevölkerung zugute. In Betracht kommen: das Einsammeln von Raff- und Leseholz, die Stubben- oder Stockrodung, die Streugewinnung, die Pilz- und Beerenlese. In guten Jahren bringt das „Blaubeerpflücken" den armen Leuten Hunderttausende

[3]) Zahlen errechnet aus vorhandenen eigenen Unterlagen und aus den Akten der Forstabteilung bei der Regierung Stettin.

von RM. ein. Oft gestatten erst diese Einnahmen die Beschaffung notwendiger Waren, deren Kauf aus Geldmangel sonst unterbleiben müßte. Die Preißelbeerernte ist weniger bedeutend, ebenso die Pilzernte. Der Pfefferling wird in größeren Mengen gesammelt, ebenso der Steinpilz, aber auch der Champignon und Morcheln.

Unser Bild zeigt uns einen „Beesings“-Aufkäufer bei Ahlbeck an der Pflasterstraße Ueckermünde—Stettin.

Als Eilgut gehen die Beeren vornehmlich nach Hamburg und von dort nach größeren Plätzen des In- und Auslandes, sogar nach London. Torgelow ist der Mittelpunkt des Heidelbeerhandels.

Der günstige Umstand, daß der Staat größter Waldbesitzer im Kreisgebiet ist, macht eine geordnete Wildhege möglich. So ist es dem naturliebenden Wanderer allemal ein Höhepunkt seines Erlebens, einmal einen Sprung Rehe oder gar ein Rudel Hirsche in den ausgedehnten Waldungen beobachten zu können. Auch die Wildente kommt am Haffrand und im Gebiet des Neuwarper Sees in großen Mengen vor.

Zeigt so die Beschäftigung der Bewohner in der Land- und Forstwirtschaft noch größte Bodenverbundenheit, so ist aber auch an diesen Erwerbszweigen hinreichend zu erkennen, daß die Wirtschaft nicht um ihrer selbst willen betrieben wird, sondern vornehmlich zur Existenzsicherung der Menschen dient, die sich in ihr betätigen. Ebenso bodenständig wie die Forstwirtschaft ist auch die zweifellos bedeutende

Fischerei des Kreises Ueckermünde.

Es waren im Jahre 1929 [4]) etwa 500 Fischer und Fischereigehilfen hauptberuflich im Küstenfischereigebiet tätig. Als befischte Gewässer kommen in Frage: das Pommersche Haff mit Neuwarper See und Papenwasser, die Zarow und die Uecker. Auch die Binnenfischerei ist beträchtlich im Galenbecker See und den beiden Mützelburger Seen.

Fischereimittelpunkte bilden die Orte Mönkebude, Ueckermünde, Altwarp, Neuwarp und Ziegenort. Die Fänge von Mönkebude und Ueckermünde haben kaum größere Bedeutung. Sie werden zum größten Teil im Kreise Ueckermünde selbst untergebracht. Fast restlos kommen die Ziegenorter Fänge auf den Stettiner Markt. Den Hauptmittelpunkt des Fischhandels aber bildet die rund 2000 Einwohner zählende Kleinstadt Neuwarp. Die Fänge der Alt- und Neu-Warper Fischer sind so beträchtlich, daß der Fischgroßhandel Absatz für die anfallende Ware im In- und Ausland suchen muß. Vornehmlich Aal, Hecht und Zander bilden den „Geldfisch“ der Fischer.

[4]) Zahlen eigene Erhebungen, z. T. staatliche. Vgl. Leddin, Die Ueckermünder Heide. S. 158—179.



„Beesings“-Aufkäufer an der Pflasterstraße Stettin—Ueckermünde

So fielen im Fischerei-Aufsichtsbezirk Neuwarp an im

Jahre	1913	etwa	338 210 kg	Wertfische
„	1925	„	314 101 „	„
„	1930	„	346 868 „	„

im dreijährigen Durchschnitt also etwa 330 000 kg hochwertiger Speisefische.

In sogenannten hölzernen „Fischwiegen“ kommen die auf Eis gebetteten Fische zum Versand. Im Jahre 1925 wurden sogar große Mengen nach Kalisch (Polen), nach Beuthen (Oberschlesien) sowie nach Langenargen (Bodensee) versandt.

1931 waren in Alt- und Neu-Warp 25 Fischgroßhändler mit dem Vertrieb der anfallenden Fische beschäftigt. Als Hauptfischmarkt tritt die Reichshauptstadt Berlin in Erscheinung (besonders Aale).

Schon zu Zeiten der Pommernherzöge galt das Pommersche Haff als eine wahre Fischvorratskammer. Diese Bedeutung hat es bis auf den heutigen Tag behalten. An den Fischern selbst und der Fischerei-Aufsichtsbehörde aber liegt es, gemeinsam für dauernde Ergiebigkeit dieser Fischgründe Sorge zu tragen.

Einen wesentlichen Faktor in der Wirtschaft des Kreises bildet die Industrie, vornehmlich

die Sägeindustrie,
die Eisen verarbeitende Industrie und
die Industrie der Steine und Erden.

Die Sägeindustrie

des Wirtschaftsgebietes ist durchaus bodenständig und wird es voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus bleiben, ist sie doch ganz und gar abhängig von dem im Kreisgebiet reichlich anfallenden hochwertigen Rohmaterial Holz, vornehmlich Kiefernrundholz.

Anstelle der noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts betriebenen „Brettschneidereien“ wird der Einschnitt heute von 31 Sägewerken vorgenommen, in denen hochtourige Sägegatter und Nebenmaschinen laufen.

Den Mittelpunkt der Sägeindustrie bildet das Dreieck Eggesin, Hammer, Torgelow im Ueckertal. Auch die eben dort gelegenen Ortschaften Ueckermünde, Jatznick und Pasewalk weisen 10 Sägewerke auf, so daß im Ueckertal von den 31 Werken des Kreisgebiets insgesamt 21 Betriebe liegen. Die Gründe hierfür sind einerseits in der günstigen Verkehrslage zu den Absatzgebieten der Schnittware (Eisenbahn und Uecker-Wasserweg), andererseits aber auch in der Bevölkerungsanhäufung im Ueckertal zu suchen. Von rund 60 000 Kreisbewohnern drängen sich hier auf engem Raum etwa 26 000 Menschen zusammen. Dadurch entsteht in diesem Gebiet ein vielmals verstärkter Verbrauch an Schnittholz wie in den andern Gebieten des Kreises.

Die größte Eigenerzeugung an Schnittmaterial hatte im Jahre 1927 der Betrieb von Ch. Labahn Nachf., Inh. Albert Gerhardt, Hammer a. d. Uecker, mit einem Rundholzeinschnitt von 12 927 fm. Im allgemeinen liegt das Mittel des jährlichen Rundholzeinschnitts pro Werk bei etwa 2000 fm, so daß etwa mit einem Schnittmaterialanfall von 1400 cbm gerechnet werden kann.

Insgesamt kamen an Rundholz in den kreiseigenen Sägewerken zum Einschnitt [5]):

1924	ca.	60 000 fm
1925	„	75 000 „
1926	„	83 000 „
1927	„	102 000 „
1928	„	91 000 „
1929	„	83 000 „
1930	„	65 000 „

Deutlich lassen diese Ziffern die wirtschaftliche Scheinblüte von 1924 bis 1928 nach der Markstabilisierung erkennen und dann das hoffnungslose Abgleiten der Wirtschaft in der Deflationskrise, das seinen Tiefpunkt etwa bei der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus erreicht hatte.

Rund 60% der Schnittmaterialerzeugung des Wirtschaftsraumes entfallen auf das Ueckertal. In der Sägeindustrie und ihren Nebenbetrieben wurden im Jahre 1925 noch 1 400 Arbeiter beschäftigt.

Die Reichweite der kreisansässigen Sägeindustrie wird aufgezeigt durch die hier nachstehend genannten Absatzgebiete.

In den beiden Erhebungsjahren 1926 und und 1930 [6]) ergibt sich für die einzelnen Absatzgebiete dieses Industriezweiges ein ziemlich gleichbleibender Prozentsatz an Schnittholzbedarf aus unserm Wirtschaftsraum:

Absatzgebiete	Meng. in % d. Jahresproduktion	
	1926	1930
A. Kreis Ueckermünde und Uckermark	21,2	19,2
B. Stettin u. Mittelpommern	25,3	25,5
C. Vorpommern	18,6	12,6
D. Rügen	1,6	2,4
E. Mecklenburg	1,7	2,4
F. Westl. Ostseehäfen, Schleswig-Holstein und Hamburg	7,0	13,0
G. Mitteldeutschland und Niederlausitz	0,6	0,7
H. Berlin und Umgegend	24,0	24,2
Insgesamt: %	100,0	100,0

Am festesten sind hiernach der Berliner und Stettiner Markt. Sie nehmen jeder rund $1/4$ der Gesamterzeugung auf. Die Elblinie bildet im allgemeinen die westliche Grenze des Absatzgebietes, das ausschließlich im ostelbischen Raum liegt.

Die Eisen verarbeitende Industrie

hat ihren Sitz im Tal der Uecker, natürlicherweise aus verkehrs- und bevölkerungsgeographisch-wirtschaftlichen Gründen. Es kommen die Städte Pasewalk und Ueckermünde sowie die Gemeinden Eggesin und Torgelow in Betracht.

Ehemals ebenso bodenständig wie heute noch die Sägeindustrie, hat dieser Industriezweig seine Rohmaterialbasis — die im heimischen Raseneisenerz (auch Sumpferz, Raseneisenstein oder Limonit genannt) gegeben war und dessen Hauptlagerstätten im vermoorten Wiesengelände des Ueckertales lagen — schon gegen das Jahr 1800 verloren. Die Erzlager waren erschöpft, und nun mußte das Roheisen eingeführt werden. Trotzdem blieben die Werke nicht nur lebensfähig, sondern entwickelten sich infolge eines vorzüglichen Arbeiterstammes und der Eröffnung der Nebenbahnlinie Jatznick—Ueckermünde hervorragend bis zum Weltkriege, kamen aber seitdem nicht mehr recht zur Entwickelung und haben kaum zu einer Zeit mit voller Vorkriegsbelegschaft gearbeitet.

Den Mittelpunkt dieses Industriezweiges bilden die 13 Eisengießereien von Torgelow, von denen der älteste Betrieb das 1754 gegründete „Kgl. Hüttenwerk", das heutige „Hüttenwerk Vollgold" ist. Ueckermünde besitzt 5, Eggesin 1 und Pasewalk 2 Gießereien, denen häufig Maschinenfabriken angegliedert sind.

Zwei Betriebe fertigen sogar Temperguß an, der schmiedbar ist, so das Werk von Gebr.

[5]) Zahlen auf Grund von Eigenerhebungen.

[6]) Zahlenangaben auf Grund eigener Erhebungen bei den Werken.



Tonbagger außer Tätigkeit in Hoppenwalde

Sauer & Co., Torgelow, und die Eisengießerei Max Münter, Ueckermünde. In der Gießerei des Siemens-Schuckert-Konzerns in Pasewalk ist die Erzeugung mechanisiert durch Herstellung der Gußstücke und Maschinenteile am „Laufenden Band“. Auf Torgelow entfallen ca. 60% der Gesamtjahreserzeugung.

In den letzten Jahren wurde nicht mehr auf Lager gearbeitet, da dies zu hohen Kostenaufwand machte. Es wurden nur die jeweils eingehenden Aufträge erledigt. Die Beschäftigung in allen Werken war daher ständigen Schwankungen unterworfen, die sich bei den Torgelower Firmen so auswirkten, daß im Jahre 1931 nur 50% der Belegschaft des Jahres 1924 beschäftigt werden konnten, etwa 480 Arbeiter, was etwa 1/4 der Vorkriegsbelegschaft entsprach. Heute, am Ende des Jahres 1934, ist die Belegschaftsziffer auf wieder fast 100% (1800 Arbeiter) gestiegen. Ein gewiß erfreuliches Zeichen der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung.

Das Absatzgebiet der vielfachen Gießereierzeugnisse bildet vornehmlich der norddeutsche Raum östlich der Elbe und Mitteldeutschland.

Besonders interessant ist, daß Deutschlands größter Maschinenmarkt — Berlin — 75% der Gesamterzeugung aufnimmt.

Um die Transportfrage nach Berlin zur Zufriedenheit der Werke zu lösen, hat die Reichsbahn den Ueckermünder und Torgelower Werken Vorzugs- und Kampftarife (gegen den Fernlastzugverkehr) eingeräumt.

Die Industrie der Steine und Erden bildet einen dritten bedeutenden Erwerbszweig der Bewohner des Wirtschaftsraumes. Es handelt sich vornehmlich um Ziegelherstellung in elliptisch angelegten Brennöfen mit vielen einzelnen Kammern, den sogenannten Ziegeleien. Auch diese Industrie hat ihren Standort vornehmlich im Tale der Uecker, außerdem noch am südlichen Haffufer. Mittelpunkt der Erzeugung ist die Kreisstadt Ueckermünde (ca. 8000 Einwohner). Das Rohmaterial bilden links der Uecker bei Liepgarten und Jatznick tertiäre Tone aus dem Mitteloligozän, sogenannte Septarientone. Rechts der Uecker, bei Ueckermünde, Bellin, Vogelsang, Berndshof, Hoppenwalde und Eggesin, handelt es sich um eiszeitliche oder diluviale Tone, sog. „Bändertone“.

Häufig werden in jüngster Zeit Ton- und Sandbagger von den Werken in Betrieb gestellt, vornehmlich um den bis zu 6 und 8 m betragenden Abraum zu entfernen, dann aber auch zum Abbau der Tone selbst, die bis zu einer Mächtigkeit von 1,60—2,00 m in dem diluvialen Gebiet und bis zu 50 m in dem tertiären Gebiet von Jatznick vorkommen. Doch ist auch das Tongraben mit Spaten noch üblich.

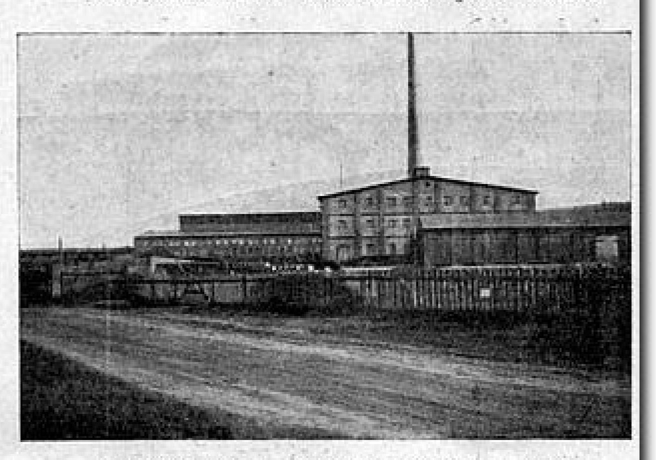
Von 1924—1931 bewegte sich die Ziegel-Erzeugung dieses Industriezweiges zwischen etwa 60 und 90 Millionen Stück pro Jahr, wie folgende Aufstellung beweist [7]):

Jahr		Stück
1924	=	58 601 000 Stück,
1925	=	89 723 500 „
1926	=	73 299 500 „
1927	=	88 519 900 „
1928	=	82 875 500 „
1929	=	85 362 200 „
1930	=	79 018 300 „
1931	=	62 924 400 „

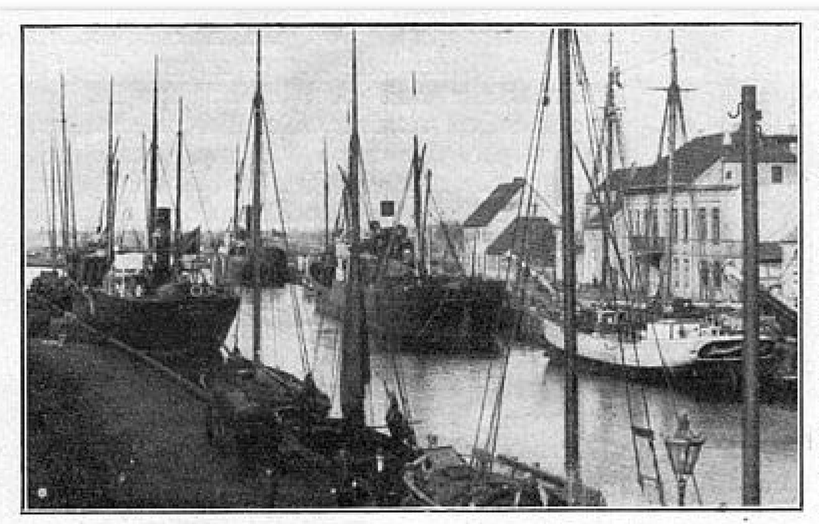
Im Jahre 1925 — zur Zeit der größten Nachkriegserzeugung — wurden rund 2000 Personen in diesem Industriezweig beschäftigt.

Nur durch die Wasserlage der meisten Werke ist dieses verhältnismäßig große Absatzgebiet gehalten worden. Der Berliner Markt muß als verloren gelten, seitdem die Zehdeniker und andere märkische Werke Jahr für Jahr riesige Mengen von Steinen erzeugen. Zuletzt gingen noch im Jahre 1929 ca. 20 Millionen Steine von Ueckermünde nach Berlin; diese Lieferungsmöglichkeit entstand jedoch nur durch Streiks in den großen märkischen Werken.

[7]) Nach Lebbin, Die Ueckermünder Heide. S. 90.



Drainröhrenwerk der Merkur-Werke zu Jatznick



Aufn. Emil Schäfer — Der Hafen von Ueckermünde

Noch höheren Wert als die Eisenbahnlinie Jatznick—Ueckermünde hat für die Bewegung der industriellen Massengüter des Wirtschaftsraumes die Uecker-Wasserstraße mit dem Pommerschen Haff. Dem Hafenverkehr von Ueckermünde[8]) kommt somit erhöhte Bedeutung zu. Viele Ziegeleien, die durch einen Stichkanal direkten Zugang zum Haff haben, beziehen unter Umgehung des Hafens Ueckermünde ihre Kohlen auf Kähnen. Auf eben diese Weise bringen die Werke auch die erzeugten Ziegelsteine zum Versand. Aus dem Hafen Ueckermünde selbst gehen jährlich etwa 16—20 Millionen Ziegelsteine aus, während die Ausfuhr aus den Haffkanälen etwa 25—30 Millionen Steine beträgt.

Mit 80 925 t im Jahre 1930 hat der Schiffsverkehr in den Werkskanälen von Neuendorf, Berndshof, Bellin und Vogelsang einen größeren Umfang gehabt, als der Umschlag des Hafens Ueckermünde selbst betrug (70 000 t). Die Anzahl der in den Kanälen ein- und auslaufenden Fahrzeuge belief sich auf 1082. Der Schiffsverkehr des Hafens Ueckermünde, einschließlich dem der benachbarten Werkskanäle, betrug 1930 mit 4293 Fahrzeugen 150 925 t. — Das aber ist eine Verkehrsleistung, die etwa dem Verkehr des Stolper Hafens — Stolpmünde — aus dem Jahre 1928 gleichkommt, betrug doch hier der Umschlag nur 153 787 t. — Zusammenfassend ist zu erkennen, daß die Wirtschaft des Kreises Ueckermünde trotz der erschreckenden Bodenarmut von den Kraftquellen des heimischen Bodens in beträchtlichem Maße abhängig ist. Die landschaftseigentümlichen Wirtschaftszweige der Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Fischerei, Säge-, Eisen- und Ziegelindustrie bestimmen die Struktur des Wirtschaftsgebiets. Im allgemeinen geht der wirtschaftliche Einfluß dieser Erwerbszweige aus Verkehrsgründen nicht über den ostelbischen Raum hinaus und macht vor den Grenzen Polens halt.

Wie stark oder wie schwach die Kraftquellen des Wirtschaftsraumes aber zum Fließen gebracht werden, das allein hängt von dem wirtschaftenden Menschen des Heidegebiets und von der Staatsführung ab. Beide Faktoren bestimmen also von der wirtschaftlichen und politischen Seite her das Tempo der Wirtschaft, wobei der Politik die Hauptrolle zufällt. So bilden Mensch und Heimaterde, Blut und Boden, eine schicksalsverbundene Einheit, die ohne Schaden für die Wirtschaft nicht gelöst zu werden vermag.

[8]) Siehe Leddin, Die Ueckermünder Heide. S. 225 bis 236.

Die Moore des Kreises Ueckermünde und ihre Nutzbarmachung

Von Regierungsbaurat Erich Badke

Die ausgedehnten Niederungsmoorflächen des Kreises Ueckermünde sind für die landwirtschaftlichen Betriebe insofern von großer Bedeutung, als sie — in Kultur gebracht und als Wiese und Weide richtig genutzt — die für die notwendige Viehhaltung erforderliche Grundlage bilden. Diese Moorflächen waren bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in der Hauptsache mit Seggen und Sumpfpflanzen bestanden, welche zwar große Mengen Heues, jedoch mit geringem Futterwert lieferten.

Die auf dem Gebiete des Meliorationswesens durchgeführten Versuche lehrten, daß eiweißreiche Klee- und Grasarten mit dauerndem Erfolg nur angebaut werden können, wenn der Grundwasserspiegel auf den Niederungsmooren etwa 60 cm unter Geländeoberfläche gehalten wird und wenn die Grünlandflächen vor Ueberschwemmungen geschützt werden. Diesen Vorbedingungen entsprach nur ein kleiner Teil der Niederungsmoore des Kreises. Die meisten Flächen am Haff und an dem Papenwasser wurden bei Hochwasser über-

schwemmt. Außerdem lagen sie so niedrig über dem Mittelwasser des Haffs, daß sie durchschnittlich nur eine Entwässerungstiefe von 20 bis 30 cm hatten. Die an den Flüssen, Bächen und Gräben liegenden Grünlandflächen waren ebenfalls nicht genügend entwässert, weil das Profil ihrer Vorfluter in den meisten Fällen nicht ausreichte.

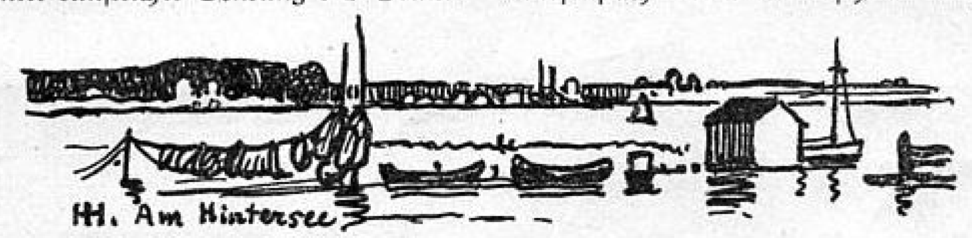
Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ist im Laufe der letzten 20 Jahre eine größere Zahl von Bodenverbesserungs- und Wassergenossenschaften ausschließlich nach Entwürfen des Kultur-Bauamtes Stettin gegründet worden, welche in ihrem Beteiligungsgebiet den Schutz der Flächen vor Hochwasser, eine ausreichende Entwässerung durch Anlage von Gräben — teilweise unter künstlicher Senkung des Grundwassers durch Schöpfwerke — und die Kultivierung der entwässerten Flächen durch Umbruch, Düngung und Neuansaat durchgeführt haben.

Von den jetzt im Kreise bestehenden 21 Bodenverbesserungs- und Wassergenossenschaften ist als erste die Wassergenossenschaft Ochsenbruch (349 ha groß) in Dargitz im Jahre 1914 kurz vor Beginn des Krieges gegründet worden. Ihr folgte im Jahre 1917 die Wassergenossenschaft Ueckermünde (288 ha). Während der Inflationszeit ist allein die Wassergenossenschaft Stolzenburg-Blumenhagen (143 ha) gegründet und ausgebaut worden.

Alle anderen Genossenschaften sind in der Zeit gegründet worden, in welcher die Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse, insbesondere die Milch- und Viehpreise, einen besonderen Anreiz für die Steigerung der Milch- und Fleischerzeugung boten. Es wurden gegründet:
im Jahre 1924 die Wassergenossenschaften Winkelmannsgraben (522 ha), Pasewalk (256 ha) und Torgelow (136 ha), sowie die Bodenverbesserungsgenossenschaften unterhalb Pasewalk (439 ha), Moosbruch- und Kramswiesen (507 ha), Groß Ziegenort (345,5 ha) und Klein-Ziegenort (46 ha),
im Jahre 1925 die Bodenverbesserungsgenossenschaften Königsfelde-Wilhelmsdorf (297,6 ha), Moldenhauer- und Wolfsbruch (475 ha), Zarow (3750 ha) und Grambin (27 ha),
im Jahre 1926 die Bodenverbesserungsgenossenschaften Jatznick-Sandförde (197 ha) und Neuwarp (168 ha),
im Jahre 1927 die Bodenverbesserungsgenossenschaften Kückenteichgraben (200 ha) und Wahrlang (270 ha),
im Jahre 1928 die Wassergenossenschaft Viereck (424 ha) und die Bodenverbesserungsgenossenschaft Vogelsang-Warsin (290 ha) und schließlich im Jahre 1931 die Wassergenossenschaft Kappwiesen (33 ha).

Genossenschaftlich gebunden ist im Kreise Ueckermünde eine Fläche von rd. 9200 ha. Um ihre Entwässerung sicherzustellen, sind neben den vielen Binnen- und Nebengräben im ganzen rd. 250 km Hauptvorfluter ausgebaut worden.

Ferner schützen rd. 50 km Deiche die flach über dem Mittelwasser des Haffs gelegenen Wiesenflächen vor Ueberschwemmungen.



Neun Schöpfwerke dienen dazu, auf Grünlandflächen, welche durch natürliche Vorflut nicht ausreichend entwässert werden können, den Grundwasserspiegel genügend abzusenken.

Die Gesamtkosten, welche durch die Herstellung der Genossenschaftsanlagen (ohne Folgeeinrichtungen) erwachsen sind, haben rd. 1.400.000 RM. betragen. Der Preußische Staat und die Provinz Pommern haben zu den Ausführungskosten rd. 400 000 RM. an Zuschüssen, welche nicht zu verzinsen und zu tilgen sind, bewilligt und ausgezahlt.

Infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Lage der Landwirtschaft ist die Meliorationstätigkeit in dem Kreise seit Beginn dieses Jahrzehntes fast ganz eingestellt worden. Die Abneigung der Landwirte, geldliche Verpflichtungen einzugehen, ist besonders dadurch bestärkt worden, daß einzelne wenige Genossenschaften, welche ihre Anlagen in der Zeit geschaffen haben, in welcher die Löhne und die Preise für Baustoffe besonders hoch standen, jetzt hohe Beiträge zu zahlen haben. Solche Schwierigkeiten, welche aber zum größten Teil dadurch behoben worden sind, daß den notleidenden Genossenschaften seitens des Reiches Zinsermäßigungen bewilligt worden sind, wirken erfahrungsgemäß immer hemmend. Demgegenüber können die großen Erfolge, welche in dem ganzen Kreise durch Kultivierungsarbeiten erzielt worden sind, nicht anregend wirken, solange der Landwirt nicht bestimmt mit einer sicheren Rente rechnen kann.

Baureife Entwürfe für die Ausführung weiterer Meliorationen liegen noch vor für die Niederungsmoore an der Beecke bei Rieth — Mützelburg — Hintersee, am Karpinbach, bei Belling, bei Althagen, im Ziegenorter Kirchbruch und für die Entwässerung dränagebedürftiger Ackerflächen östlich von Luckow, bei Pasewalk und bei Mönkebude. Außerdem werden z. Zt. Entwürfe für die Entwässerung von Niedermoorflächen bei Mönkebude, Holländerei, Altwarp, Rieth und Grambin bearbeitet.

Neben den genossenschaftlichen Meliorationen sind besonders auf den Preußischen Domänen und auch in dem Gebiet der verschiedenen ausgedehnten Forstämter Meliorationen größeren Umfanges zur Ausführung gekommen.

Durch die ausgeführten Anlagen ist der Ertrag an eiweißreichem Futter, welches die Grundlage für jeden geordneten landwirtschaftlichen Betrieb bildet, gesichert. Es ist nun Sache der Betriebsinhaber, die entwässerten Flächen landwirtschaftlich richtig zu bewirtschaften und die geschaffenen Kulturflächen durch sachgemäße Pflege und Behandlung zu erhalten und weiter zu verbessern. Dann werden die für die Meliorationen aufgewendete Arbeit und die angelegten Werte sich zum Nutzen der beteiligten Landwirte und der Allgemeinheit auswirken.

Haffischerei im Kreise Ueckermünde

Von Dr. E. Neuhaus, wissenschaftlichem Mitarbeiter beim Preußischen Oberfischmeisteramt Swinemünde

Die Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes durch die Produktion der heimischen Scholle sicherzustellen, ist ein wichtiges nationalwirtschaftliches Gebot. Zur deutschen Urproduktion gehören, ebenso wie die Erzeugnisse der Landwirtschaft, diejenigen des Wassers, nämlich die Fische. Flüsse, Bäche, Seen und Teiche stellen also ebensogut wie die durch Ackerbau und Viehzucht genutzten Landflächen einen Teil des deutschen Volksvermögens dar, den zu mehren und zu fördern die Aufgabe aller an der Fischerei beteiligten Kreise ist.

In der Fischerei von Vorpommern spielt eine hervorragende Rolle das Stettiner Haff. Nimmt doch dieses riesenhafte seenähnliche Gewässer zusammen mit seinen Nebengewässern etwa 92 000 ha ein und ist somit hinter dem Kurischen Haff das zweitgrößte Gewässer Deutschlands überhaupt! Nach dem Fischereigesetz rechnet es zu den Küstengewässern; es bedeckt fast den gleichen Flächenraum wie alle fischereilich genutzten Binnengewässer Pommerns zusammen! Die große fischereiliche Bedeutung des Stettiner Haffs für die Fischversorgung Pommerns erhellt hieraus besonders.

Der Kreis Ueckermünde wird auf einer etwa 70 km langen Strecke vom Stettiner Haff begrenzt. Am Haffufer liegen zahlreiche Ortschaften, von denen aus Fischerei betrieben wird: am Kleinen Haff Mönkebude, Grambin, Ueckermünde, Bellin, Luckow und Warsin, am Großen Haff Altwarp, Neuwarp, Althagen, Wahrlang und Ziegenort, und am Papenwasser Königsfelde und Jasenitz.

Wenn wir von der Haffküste des Kreises Ueckermünde auf die weite Wasserfläche schauen und oft das gegenüberliegende Land nicht erblicken können, dann bekommt die ganze Küstengegend etwas Eintöniges und Einförmiges. Und in der Tat ist auch das gesamte Haffufer mit den fast überall weit ausladenden flachen Schaargebieten recht gleichartig. An einigen Stellen, so am Kamighaken, am Hartschaar, am Repziner Haken und am Kirchhaken, springt das flache Schaar besonders weit in das Haff vor und bildet dort die bekannten „Haken". Am Saum dieser Haken befinden sich häufig die günstigsten Fangstellen für Reusen, und wenn wir einmal eine Fahrt durch das Haff machen, dann erkennen wir diese Reusenstellen unschwer an den zahlreichen Pfählen, die oft über 1 Meter aus dem Wasser hervorragen. Eine Unterbrechung in der Eintönigkeit der Küste tritt am Fuße des Repziner Hakens ein, wo, flankiert von den beiden Fischerortschaften Neuwarp und Altwarp, eine schmale Fahrstraße in den Neuwarper See führt. Aber vom Kirchhaken an südwärts findet sich dieselbe Einförmigkeit am Ufer des Großen Haffes wieder, und erst bei Ziegenort wird das Bild freundlicher. Das Papenwasser mit seinen zahlreichen Binsenkämpen und der steten Aussicht auf das gegenüberliegende Ufer macht schon einen etwas anmutigeren Eindruck.

Das Stettiner Haff ist ein fruchtbares Gewässer, d. h. es vermag auf Grund der im Wasser enthaltenen Nährstoffe eine verhältnismäßig große Menge von Fischen zu erzeugen. Es erhält seine Nährstoffe aus der Oder, einem gewaltigen Niederungsstrom, der auf seinem Lauf durch das Tiefland zahlreiche Flüsse und Flüßchen aufnimmt, die ihrerseits wieder durch zahllose kleine und kleinste Kanäle und Gräben

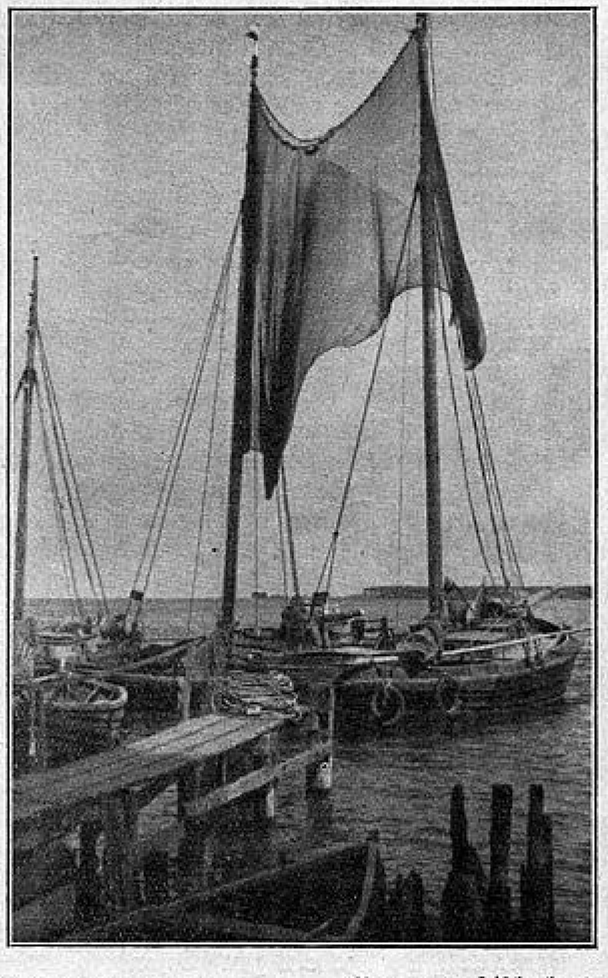
gespeist werden. In ihnen allen wird das Niederschlagswasser abgeleitet, nachdem es aus dem Boden einen Teil der Nährstoffe gelöst hat. Uecker und Zarow treten hinter der Oder an Bedeutung weit zurück. Im Haff können nun aus all diesen Stoffen die kleinen Algen entstehen, deren Menge im Spätsommer so stark anwächst, daß sie eine deutlich wahrnehmbare grüne Wasserblüte bilden. Die abgestorbenen Algen sinken zu Boden und bilden den Schlick, der einerseits wieder von bestimmten niederen Tieren unmittelbar gefressen, andererseits aber durch die zersetzende Tätigkeit der Bakterien in die unorganischen Aufbaustoffe zurückgeführt wird, von denen im nächsten Jahr das Leben im Wasser wieder seinen Ausgang nimmt.

Das Stettiner Haff mit Nebengewässern lieferte im Durchschnitt einer größeren Reihe von Jahren jährlich etwa 3,7 Millionen kg Fische; im Jahre 1933 sind es 3,2 Millionen gewesen. Auf die Fischer des Kreises Ueckermünde entfielen im Jahre 1933 hiervon 0,72 Millionen, also nicht ganz ein Viertel. Diese 720 000 kg setzten sich folgendermaßen zusammen:

218 000	kg	Stint
164 000	kg	Aal
163 000	kg	Plötze
55 000	kg	Zander
53 000	kg	Blei
28 000	kg	Barsch
21 000	kg	Hecht
18 000	kg	übrige Fische.

Der Stint nimmt mit 30 v. H. mengenmäßig die erste Stelle ein. Sein Geldwert ist aber sehr gering, da er ausschließlich als Schweinefutter verwendet wird. Für den menschlichen Genuß kommt er nicht in Betracht. Der Aal hat mit 23 v. H. größeren Anteil am Gesamtfang des Kreises, als er am Gesamtfang des Stettiner Haffs überhaupt erreicht. Dort betrug sein Anteil in den letzten 13 Jahren etwa 14 v. H. Der Aal ist der bestbezahlte Fisch überhaupt. Es folgt die Plötze mit ebenfalls 23 v. H. Sie erreicht trotz ihrer hervorragenden Eignung als Volksnahrungsmittel nur einen ziemlich geringen Preis und verdient es, viel stärker gekauft zu werden als bisher. Der Zander mit 8 v. H. ist der typische Haffisch, der wegen seines Wohlgeschmackes ebenfalls sehr begehrt ist und gut bezahlt wird. Sein Anteil am Ueckermünder Fang ist höher als im Gesamtdurchschnitt. Die Bedeutung des Bleies, dessen Fang auch 8 v. H. ausmacht, ist in den letzten Jahren zurückgegangen, weil die Vorliebe des Publikums für „bessere" Fische zu groß geworden ist. Barsch und Hecht mit 4 bzw. 3 v. H. sind stets gern gekaufte Fische gewesen und haben als solche größere fischereiliche Bedeutung. Von den übrigen Fischen sind noch Quappe, Schlei und Kaulbarsch zu nennen, die aber nur in geringen Mengen erbeutet werden.

Am Fang dieser Fischmengen sind etwa 500 Fischer beteiligt, die in der Fischerei zum großen Teil ihren einzigen Erwerb haben. Wir zählen 350 Berufsfischer, 50 Nebenfischer, 50 Gelegenheitsfischer und 50 Fischergehilfen. Als Berufsfischer gilt, wer seinen Lebenserwerb



Aufn. Dr. Otto Wegner — Neuwarp: Fischerboote

überwiegend aus der Fischerei bestreitet. Hierzu rechnen die meisten Fischer. Nebenfischer ist, wer den Lebensunterhalt überwiegend aus einem anderen Erwerb bestreitet, aber auf die Fischerei als Nebenerwerb angewiesen ist. Als Gelegenheitsfischer wird gezählt, wer nur gelegentlich und hauptsächlich zur Deckung des eigenen Bedarfs an Fischen oder aus Sport die Fischerei betreibt. Als Gehilfe rechnet, wer nicht selbständig fischt, sondern gegen Entlohnung anderen beim Fischfang Hilfe leistet.

Der Fischfang wird mit den verschiedensten Geräten ausgeübt. In erster Linie sind die Reusen zu nennen. Reusen sind sackartige Geräte mit Kehlen, die an Pfählen ausge-

spannt im Wasser stehen. Die Reusenfischerei wird überall ausgeübt, doch nirgends so stark wie von den Altwarper und Neuwarper Fischern. Diese haben ihre Geräte nicht nur in der Nähe ihres Heimatortes, sondern im ganzen Haff verstreut an günstigen Fangstellen ausgesetzt. Mit Reusen wird besonders im Frühjahr und Herbst der Aal erbeutet, außerdem Zander, Hecht, Barsch und Plötze. Die Garnfischerei wird hauptsächlich im Sommer ausgeübt und gilt dann in erster Linie dem Aal. Im Herbst treten vor allem Zander und Plötze hinzu. Die Garnfischerei ist ein sehr wichtiger Betriebszweig in der Fischerei. Wichtig ist ferner die Netzfischerei. Man unterscheidet hier Stell-, Treib- und Staknetze. Die Netzfischerei wird besonders im Herbst und Winter bei offenem Wasser und zu Eise ausgeübt. Erbeutet werden Plötze, Zander, Barsch, Hecht und Blei. Den wichtigsten Fangbetrieb, weil von der großen Masse der Haffischer angewendet, stellen die Aalangeln dar. Sie können allerdings nur im Sommerhalbjahr gelegt werden, weil der Aal im Winter nicht beißt, liefern dafür aber durchschnittlich recht gute Erträge. Zu gewissen Zeiten wird auf ihnen auch Zander erbeutet. Eine der unwirtschaftlichsten Methoden des Fischfanges ist die Schleppnetzfischerei. Sie wird immer von 2 Fahrzeugen betrieben, die beim Segeln ein Schleppnetz (die Taglerzeese) hinter sich her ziehen. Dieser Fangbetrieb ist seit 14 Jahren nur noch im Winterhalbjahr gestattet, weil erfahrungsgemäß im Sommer große Mengen von Jungfischen, besonders Zander, Plötz und Blei, vernichtet werden. Außerdem ist die Ausübung der Kleinfischerei mit Angeln und Netzen nicht möglich, wenn die Schleppnetze diese Geräte immer wieder verschleppen und zerreißen. Im Kreis Ueckermünde sind es z. Zt. nur noch 7 Partien, die diese Art des Fischfanges betreiben. Die großen Fahrzeuge mit ihren großen braunroten Segeln verleihen der weiten Hafffläche ein ganz besonderes reizvolles Gepräge.

Eine andere Art der Schleppnetzfischerei ist die Fischerei mit Stintzeesen, mit denen ausschließlich die großen Stintmengen erbeutet werden, die in der Aufstellung verzeichnet sind. Auch die Stintzeese wird nur im Winterhalbjahr angewandt.

Die Fahrzeuge, die innerhalb der Fischerei auf dem Stettiner Haff zur Anwendung kommen, weisen 3 verschiedene Typen auf. Bei weitem überwiegen die sogen. Haffheuer. Es sind dies schmale ungedeckte (offene) Boote von etwa 6—7 Meter Länge und erhöhtem Bug. Sie eignen sich vorzüglich zum Befahren des Haffs und sind äußerst seetüchtig. Selbst bei stürmischem Wetter kann man diese Heuer oft weit ab vom schützenden Land auf den Wellen tanzen sehen. Entsprechend der fortschreitenden Motorisierung der See- und Küstenfischerei sind auch die Haffheuer zum größten Teil mit Motoren ausgerüstet, und zwar werden jetzt ausschließlich Gasölmotoren bevorzugt, da der hohe Benzinpreis Benzinmotoren in der Fischerei völlig unwirtschaftlich gemacht hat. Motorlose Fahrzeuge kommen wohl nur noch von Neben- und Gelegenheitsfischern in Anwendung; der Berufsfischer kann ohne Motor nicht mehr auskommen, weil er zur Erzielung besserer Fänge auch ferngelegene Fangplätze aufsuchen muß.

Der zweite Typ sind die bedeutend breiter und schwerer gebauten Garnboote, die zur Garnfischerei benutzt werden. Sie müssen die schweren Netztücher, Leinen, Winden und die Bedienungsmannschaft aufnehmen und können daher nicht so leicht wie die Heuer gebaut sein.

Den dritten Typ stellen die sogenannten Taglerpolten dar, die Fahrzeuge der Schleppnetzfischerei. Es sind dies flache, breite, bis zu 14 Meter über alles lange Segelfahrzeuge, die im Winterhalbjahr für die Schleppnetz- und im Sommer auch für die Garnfischerei Verwendung finden. Für andere Fischereibetriebsarten sind sie nicht zu brauchen.

In Mönkebude und Ueckermünde sind außerdem noch einige Hochseefischereifahrzeuge, sogen. Motorsegelkutter oder Schörkutter beheimatet, die aber nur in der Seefischerei Anwendung finden. Diese Fahrzeuge sind ganz gedeckt und besitzen ein Ruderhaus.

Außer diesen Fischerfahrzeugen treffen wir auf dem Haff noch zwei andere Arten von Fahrzeugen an: das sind die Handelsquatzen und die Dienstfahrzeuge der Fischereiaufsichtsbeamten. Die Handelsquatzen sind größere, mit Motor ausgerüstete Segelfahrzeuge mit geräumigem Fischkasten (Bünn, Schweff), der zur Aufnahme der von den Fischern abgelieferten Fische dient. Die Fischereiaufsichtsfahrzeuge sind entweder Motorsegelkutter oder einfache Motorboote, die nicht zu großen Tiefgang haben dürfen, da sie auch flachere Stellen im Haff aufsuchen müssen. Sie sind auf den ersten Blick daran kenntlich, daß sie am Heck die preußische Dienstflagge und in der Mastspitze oder am Bug den Fischereiaufsichtsstander, einen spitzen weißen Stander mit den roten Buchstaben F A (Fischereiaufsicht) führen.

Die Verwaltung der Fischerei im Stettiner Haff liegt in den Händen des Staates. Fischereiberechtigter im Stettiner Haff ist der Preuß. Domänenfiskus. Er läßt die Fischerei ausüben gegen bestimmte, mäßig gehaltene Entgelte. Die staatliche Verwaltungsbehörde ist der Preuß. Oberfischmeister in Swinemünde. Seine Aufgaben sind sehr vielseitig. Nur einige seien hier erwähnt. Dem Oberfischmeisteramt obliegt die Erteilung der Erlaubnisscheine zum Fischfang und der Fischereischeine.

Die Fischereibehörde führt auch die Aufsicht darüber, daß keine fischereigesetzlichen und polizeilichen Bestimmungen übertreten werden. Ferner hat der Oberfischmeister darüber zu wachen, daß bei Maßnahmen anderer Zweige der Wirtschaft am Wasserlauf die fischereilichen Belange gewahrt bleiben. Er wird damit auch Vermittler zwischen den verschiedenen Behörden einerseits und den Fischern andererseits. So hat er sich u. a. auch dafür eingesetzt, daß bei Karnin eine Sturmwarnungsstelle eingerichtet wurde, die für die Fischer der Umgegend von großem Nutzen ist. Die ausführenden Organe der Fischereiaufsicht sind Fischmeister und Fischereiaufseher. Im Kreise Ueckermünde gibt es deren 3: in Ueckermünde, in Neuwarp und in Ziegenort. — Neben der Hauptfischereigerechtigkeit des Preuß. Staates im Stettiner Haff bestehen noch eine Anzahl privater Fischereirechte, die meistens nur ein Mitfischereirecht darstellen, stellenweise aber auch ausschließliche Rechte sind. Die privaten Berechtigungen bestehen zumeist im Peene- und Dievenowstrom, während sie im Haff selbst nur geringen Umfang einnehmen. Lediglich im Kreise Ueckermünde bestand bis vor kurzem ein recht umfangreiches privates ausschließliches Fischereirecht, und dies ruhte auf dem Gut Vogelsang. Es erstreckte sich auf die vor den Ortschaften Bellin, Vogelsang und Warsin liegende Wasserfläche und reichte etwa 4,2 km ins Haff hinein. Neuerdings ist die Fischereiberechtigung des Gutes Vogelsang auf die Reichsforstverwaltung übergegangen.



Etwas verworren sind die Fischereirechtsverhältnisse im Neuwarper See, in dem neben dem Preuß. Fiskus die Reichsforstverwaltung, die Stadt Neuwarp sowie die Güter Rieth und Albrechtsdorf ein Fischereirecht haben. In früheren Jahren war die Fischerei im Neuwarper See besonders deshalb sehr ertragreich, weil der Ukelei, dessen Schuppen zur Bereitung von Perlenessenz gebraucht wurden, mit sogen. Ukeleigarnen in großen Mengen erbeutet wurde. Nachdem die Nachfrage nach Ukeleischuppen sehr nachgelassen hat, ist auch die Ukleifischerei fast völlig eingegangen; doch scheint hier neuerdings eine Besserung einzutreten. Außerdem haben sich aus bisher noch nicht ganz geklärten Gründen die Fangverhältnisse im Neuwarper See so verschlechtert, daß er fischereilich fast nur noch wegen seiner Eignung als Fischlaichgebiet und Kinderstube für die Fischbrut Bedeutung hat.

Um die augenblickliche schlechte wirtschaftliche Lage der Fischer verstehen zu können, muß man den Fischereibetrieb etwas näher betrachten. Es stehen sich gegenüber Einnahmen und Ausgaben. Die Einnahmen des Fischers bestehen lediglich in der Bezahlung, die er vom Fischhändler für die abgelieferte Ware erhält. Die Fischpreise sind aber seit 3 Jahren so niedrig, wie sie nie gewesen waren. Infolgedessen sind die Einnahmen des Fischers nur gering. Gegenüber stehen die Ausgaben. Der Fischereibetrieb verursacht große Unkosten. Fischereigeräte, Fahrzeuge, Betriebsstoff, Berufskleidung und Erlaubnisscheinentgelt erfordern ein erhebliches Betriebskapital, ohne das der Fischereibetrieb nicht aufrechterhalten werden kann. Die geringen Einnahmen aus den Fängen ermöglichen oft nicht die notwendigsten Anschaffungen, und so muß vielfach der Betrieb eingeschränkt werden oder sogar stilliegen. Der tiefere Grund hierfür liegt darin, daß heute noch in weiten Volkskreisen dem Fischgenuß nur geringes Verständnis entgegengebracht wird. Besonders für die einfachen Massenfische wie Plötz, Blei und Barsch ist häufig kein Absatz vorhanden.

Der Händler zahlt daher nur geringe Preise. Voraussetzung für eine Besserung dieser Verhältnisse ist Steigerung der Aufnahmefähigkeit der Märkte für einfache Fischsorten. Sodann hat sich gezeigt, daß Zusammenschluß der Fischer zu Fischverwertungsgenossenschaften sehr wohl Einfluß auf Absatz- und Preisgestaltung nehmen kann. Es ist daher auch im Stettiner Haff der Beginn eines solchen Zusammenschlusses gemacht worden, dem hoffentlich recht bald ein voller Erfolg beschieden ist. Eine gedeihliche Entwicklung der Fischerei als Glied der Urproduktion liegt durchaus im Gesamtinteresse der deutschen Wirtschaft, denn von der Fischerei gehen Beziehungen zu zahlreichen Zweigen der Industrie hinüber: Werften, Motorenfabriken, Brennstofflieferanten, Netzfabriken und viele andere mehr sind stark daran interessiert, daß die Fischerei wirtschaftlich gesund bleibt und Aufträge erteilen kann.

Wenn wir uns am Schluß unserer Betrachtungen vor Augen halten, daß trotz vielfach mangelnder Absatzmöglichkeit für die deutschen einfachen Fischsorten wie Plötze, Barsch und Blei immer noch eine rege Einfuhr ausländischer Fische stattfindet, dann erkennen wir, daß für unsere deutsche Fischereiwirtschaft unter anderem besonders eine wichtige Aufgabe zu lösen ist: Die deutsche Produktion muß restlos aufgenommen sein, bevor ein ausländischer Fisch über die Grenze kommt! Das Stettiner Haff ist mit seinem reichen Fischsegen dazu berufen, an der Versorgung des deutschen Fischmarktes mit einem guten und preiswerten Volksnahrungsmittel hervorragenden Anteil zu nehmen.

Wild und Jagd im Kreise Ueckermünde

Von Egon v. Kapherr

Wenn man sich das Meßtischblatt des Kreises Ueckermünde betrachtet, so bemerkt man sogleich, daß die Waldungen dieser Gegend Mittelpommerns größtenteils aus Nadelholz bestehen. Der Boden ist leicht, und man könnte wohl hier ebenso gut von einer „Streusandbüchse des Deutschen Reiches" sprechen wie bei der Mark Brandenburg, die übrigens, alles in allem genommen, noch lange nicht die schlimmste Sandbüchse des deutschen Vaterlandes genannt werden kann. Wer die Tuchler Heide, die ja jetzt zum Polnischen Korridor gehört, kennt, der weiß erst, was eine wirkliche Sandbüchse mit elenden Kusseln ist. Das sind die Gegenden, in denen sich das wilde Kaninchen am wohlsten fühlt: der Boden ist warm und trocken, und es buddelt sich leicht. Hier flötet in der Dämmerung der Triel, und der Brachpieper läßt seinen Ruf erklingen.

Immerhin sind ziemlich große, zum Teil auch sumpfige Wiesenniederungen zwischen den recht ausgedehnten Wäldern des Kreises; so die zum Teil auch mit Weiden bestockten, feuchten Wiesen an der Uecker, die zum Kreise Ueckermünde gehörigen Teile der Friedländer Wiesen u. a. m. In der Mitte des Kreises haben wir den unglückseligen „Seegrund" zwischen Ahlbeck, Ludwigshof und Gegensee. Hier haben die Menschlein dem lieben Herrgott ins Handwerk gepfuscht und einen schönen, großen und fischreichen See durch einen Kanal nach dem Neuwarper Haffbusen abgelassen, um aber nicht die erhofften fruchtbaren Wiesen und Aecker zu erlangen, sondern ein ziemlich unnützes, meist brach daliegendes Gelände. Doch fehlt es glücklicherweise auch sonst nicht an Seen, die noch Wasser und einigen Fischreichtum bergen, während die Oder, das Papenwasser und teilweise wohl auch das Haff mehr und mehr durch Abwässer aus dem Süden verpestet werden, und in den letzten Jahren sogar in der Uecker ein ziemlich starkes Fischesterben zu beobachten ist.

Im Westen des Kreises ist mehr Mischwald als im Osten, so z. B. in der Rothemühler Forst und z. T. auch in der Jädkemühler südlich Mönkebude. Weiterhin nach der Mitte des Kreises weist wieder die Forst von Torgelow, der Südteil der Jädkemühler Forst und der Neuenkruger Forst bei weitem am meisten Nadelholz auf. Dasselbe gilt von der Ueckermünder Stadtforst, die allerdings auch hier und da ein wenig Laubholz und Mischbestände aufweist. Mehr Laubholz finden wir in Teilen der Vogelsanger Privatforst und stellenweise auch in der Eggesiner Staatsforst, während die Warsiner Privatforst, die leider von den früheren Besitzern fast völlig zu Geld und gleichzeitig zu einer Einöde gemacht worden ist, wiederum fast ausschließlich Kiefernbestände aufwies bezw. aufweist. Auch die Altwarper Gemeindeforst, die Neuwarper und die Albrechtsdorfer Forst weisen bis auf kleine Stücke nur Kiefernbestände auf, und auch die großen Staatsforsten von Rieth, Mützelburg und Ziegenort, sowie der Nordteil der Forst von Falkenwalde sind weitaus zum größten Teile Nadelholzforsten.

Es liegt auf der Hand, daß diese Art Waldungen, die meist nach dem Kahlschlagsystem und in Kiefernreinkultur bisher bewirtschaftet sind, keine eigentliche Wildheimat mehr bilden können. Der Kiefernwald, besonders aber mehr

oder minder ausgedehnte Kulturen und Junghölzer bieten zwar dem Wilde tagsüber gute Deckung, geben ihm aber keine Aesung, und nur das Heidekraut dieser Waldungen kommt als Aesung, besonders aber als Winteräsung in Betracht und leistet dort besonders dem Rehwilde gute Dienste. Stellenweise, wie in den Oedländereien bei Altwarp und an anderen Stellen kommt noch ein reichlicher Bestand von Wacholdern dazu, eine vorzügliche Aesung für mancherlei Wild, besonders im Winter, während die Erlenbrücher gewöhnlich ziemlich kahle Böden oder aber harte, saure Gräser aufweisen, die dem Wilde im besten Falle Deckung bieten, kaum aber gute Aesung. Besser sind schon die ausgedehnten Weidenbrücher, die hier und da vorhanden sind und, wie gesagt, die vielen eingesprengten Waldwiesen, wo sie nicht zu sauer und sumpfig sind. Immerhin reicht die Waldäsung nirgends in den Forsten des Kreises hin, um Hochwild und Rehwild auskömmlich zu ernähren, und auch für das Schwarzwild ist der Tisch schlecht gedeckt, denn Buchen- und Eichenbestände gibt es nicht überall und in verhältnismäßig geringem Ausmaße. Es ist darum klar, daß das Hochwild und die Sauen mehr oder minder gezwungen sind, in den Feldern der Landwirte und Bauern zu Schaden zu gehen. Die Jagdpächter im Kreise, die seit vielen Jahren die Gemeindejagden gepachtet haben, können ein Lied davon singen. . . . Die Bauern, besonders aber die Kleinbauern am Haff, die Fischer mit ein paar Morgen Land, die kleinen Siedler usw. haben es ohnehin wirtschaftlich zum Teil recht schwer: bis auf wenige Gegenden ist der Boden allzu leicht und arm; er ist sehr schwer in Kultur zu bringen, Stalldünger vertorft u. U. nutzlos, und zu genügender Anwendung von künstlichen Düngemitteln fehlt es großenteils an Geld. Besonders charakteristisch für diese Zustände sind die kleinen Aecker in der Gemeinde Altwarp und Umgegend. Solche Zwergwirtschaften sind landwirtschaftlich sehr rückständig. Es herrscht ein vorsintflutliches Zweifeldersystem (Kartoffeln mit nachfolgendem sehr spät gesätem Roggen), und selbst auf den Anbau von Lupinen wird verzichtet, da die Zwergwirtschaften kein Jahr auf ein Drittel ihres Ackers als Lieferer von Kartoffeln oder Brotfrucht verzichten können oder wollen. Bei den Kleinbauern ist auch leider der Anbau von Futterkräutern wie z. B. Seradella, kaum bekannt, und kleefähig sind nur verhältnismäßig wenige Böden des Kreises. Ich weiß es nicht, ob es richtig ist, wenn man den Kreis Ueckermünde den ärmsten Kreis Pommerns nennt, aber ich glaube, daß die Bezeichnung zutrifft.

Da, wie wir gesehen haben, die Aesungsverhältnisse für Hoch- und Rehwild meist recht ungünstig sind und wohl auch infolge nicht recht sachgemäßer Abschußwirtschaft im letzten Jahrhundert, ist das Gewicht des Rotwildes verhältnismäßig sehr gering. Als ich mich im Kreise Ueckermünde niederließ und die ersten erlegten Hirsche sah, war ich erstaunt über das geringe Gewicht und die schwachen Körpermaße selbst älterer Stücke. Ich glaube, daß selbst das Rotwild der Mark Brandenburg im Durchschnitt stärker und schwerer ist, garnicht zu sprechen von dem Wilde mancher Gegenden



Aufn. Dr. Otto Wegner — Neuwarp: An der Südbrücke

Ostpommerns oder aber der Umgegend von Treptow a. d. Tollense, Demmin, Tribsees usw.

Ohne Zweifel gibt es wie fast überall auch im Kreise Ueckermünde zwei Grundtypen von Rotwild: einen ziemlich langgestreckten, hellgefärbten Hirsch und einen kurzgebauten, dunkelgefärbten, selbstverständlich aber auch Uebergangstypen. Die dunkle, kürzere Form scheint in alter Zeit allmählich zugewandert zu sein und zwar von Süden her, während der hellgefärbte, langgestreckte Hirsch der typische „Küstenhirsch", also der wahrscheinlich ursprünglich einheimische ist. Auch in der Geweihbildung dieser beiden Rassen zeigen sich Unterschiede: der gelblich gefärbte, plumpere,

schwerere und langgestreckte Küstenhirsch trägt meist wenige aber lange Enden, weist oft schlechte Geweihform, mitunter Schaufelkrone, sehr häufig aber gar keine Kronenbildung auf, hin und wieder aber den sogenannten Wolfssproß, ist also dann ein „fünfsprossiger“ Hirsch. Dagegen ist der geringere, dunklere Hirsch meist ein richtiger Kronenhirsch mit besserer Geweihform und fast stets „viersprossig“. Aufgefallen ist mir, daß gerade dieser Kronenhirsch in meiner Gegend zwar gute Form und Auslage des Geweihes hat, aber sehr kurze, wenn auch gedrungene Stangen. Was ich an Hirschen in meiner Gegend zu sehen bekommen und selbst geschossen habe, wies fast durchweg diesen Typ auf. Hirsche mit ähnlicher Geweihform in der Mark Brandenburg wiesen fast durchweg sehr viel längere Stangen auf, und in Westpommern sowohl wie auch im Osten des Landes habe ich wieder grundverschiedene Geweihtypen gefunden; viel höher, ganz anders gestellt und im Durchschnitt wohl auch bedeutend stärker. Wenn es überhaupt so gute Hirsche wie in Mützelburg, Rieth usw., die einst als „Kronprinzenhirsche“ bekannten Geweihträger, gab, so ist das wohl fast nur der sorgsamen Hege der staatlichen Oberförster und ihrer Unterbeamten zu verdanken. In der Zeit vor der marxistischen Revolution setzte nur der staatliche Oberförster oder Forstmeister alljährlich den Bestand an Rotwild in seinen Revieren fest, meldete ihn an die Regierung und bekam dann seinen Abschußetat zugestellt. Die Regierenden der unglückseligen Nachkriegszeit mußten auch hier sich ein demokratisches Mäntelchen umhängen und bestimmten, daß auch die unteren und mittleren Forstbeamten ihren Rotwildstand zu melden hatten. Nun ist es klar, daß ein Forstmeister oder Oberförster seine Reviere im großen und ganzen von höherer Warte besser übersieht als der einzelne, untergebene Beamte. Er wird, wenn er Jäger ist (was ja glücklicherweise meist zutrifft), ein klareres Urteil über den Gesamtbestand der Oberförsterei haben, als die Summe seiner Untergebenen. Gewiß, der Revierförster oder Förster zählt gewissenhaft und gibt nach bestem Wissen und Gewissen seinen vermeintlichen Stand an, doch ist dabei zu bedenken, daß ein Rudel am Morgen in der Försterei A stehen kann und am Abend in der Försterei B, oder womöglich gar noch in der Försterei C; auf diese Weise wird das Rudel von etwa — sagen wir, dreißig Stück — gewissenhaft drei Mal gezählt und auch drei Mal in den Bestand aufgenommen: = 90! Das war wohl mit die Hauptursache der unverhältnismäßig hohen Abschußziffern, die von der Regierung angesetzt wurden. Während früher zu wenig Hirsche da waren, da der Privatbesitz und die Pachtjagden zu viel Geweihträger abschossen, kam es nun in manchen Oberförstereien umgekehrt: es war fast gar kein Kahlwild mehr vorhanden, und mancher Oberförster mag wohl den Kopf geschüttelt haben, wenn er die Abschußliste sah, weil er erkannte, daß er mehr Kahlwild abschießen sollte, als er überhaupt im Revier besaß! Dazu kam noch die allzu „liberal“ gehandhabte Erteilung von Abschußerlaubnissen an Jagdpächter wegen Wildschadens, dessen Größe meist arg übertrieben wurde. Kurz und gut, der ganze Rotwildstand ist, wie ja in vielen Gegenden Deutschlands, auch im Kreise Ueckermünde arg zusammengeschmolzen und bedarf unbedingt der Erholung, nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ. Nirgends wird es von so gewaltiger Bedeutung sein, daß die Kreisjägermeister wirklich erfahrene Altmeister des Weidwerks sind, wie gerade bei uns in Pommern, Männer, die durch und durch Jagdzoologen sind und auf eine langjährige, ausgedehnte Praxis als Hochwildjäger zurückblicken können. Nur so und in innigem Zusammenarbeiten mit den staatlichen Oberförstern kann eine Besserung erhofft werden.

Damwild ist im Kreise Ueckermünde nur wenig vorhanden. Es handelt sich um einige zugewanderte Stücke, auch wohl um solche, die aus Gattern alter Zeit stammen. Wie man hört, soll sich das Damwild einigermaßen vermehren. Vollständige Schonung wäre unbedingt am Platze und das auf viele Jahre hinaus.

Die Sauen sind nirgends mehr sehr zahlreich vertreten. So viel ich gehört habe, werden wohl noch die Forsten um Falkenwalde, Neuenkrug und Rothemühl am meisten Sauen aufweisen. Was ich an Schwarzwild im Kreise Ueckermünde gesehen habe — es ist nicht sehr viel —, machte mir den Eindruck geringer Stärke. Es scheint mir kein kräftiges Wild zu sein wie das, das ich in früheren Jahren in den herrlichen Revieren südlich Stralsund und um Treptow an der Tollense jagen und beobachten durfte. Bevor ich mich im Kreise Ueckermünde niederließ, soll unter dem Schwarzwild übrigens die Räude geherrscht haben. Deshalb ist auch der Stand zahlenmäßig so zurückgegangen; zur Freude der Bauern und kleinen Jagdpächter, zum Verdruß der Forstleute.

Mit dem Rehwild sieht es ähnlich aus wie mit dem Rotwilde. Auch hier habe ich, wie ja übrigens fast überall in Nord- und Ostdeutschland, zwei Typen kennen gelernt: einen helleren, schwereren und einen dunkelroten, leichteren, ersteren mit langgestrecktem, letzteren mit kurzem, gedrungenem Kopf. Die Gehörnbildung läßt bei beiden Typen, die natürlich überall auch ineinandergehen, sehr zu wünschen übrig — Grenzschießerei, Mangel an Winterfütterung, rücksichtsloser Abschuß seitens kleiner Jagdpächter und verständnisloser, un-

genügend vorgebildeter Jäger haben hier sehr schlimme Folgen gezeitigt. Es ist geradezu jammervoll, was man für Böckchen sah, die auf der Eisenbahn verschickt wurden — Kerlchen von 20—25 Pfund! Da war ja selbst das brandenburgische Rehwild ganz bedeutend stärker, wenigstens im Durchschnitt. Die Rehe in meiner Gegend erreichen niemals ein Gewicht von etwa 40 Pfund aufgebrochen, also ein Gewicht, wie ich es in Schlesien und in der Mark Brandenburg verhältnismäßig oft angetroffen habe, und das natürlich im Vergleich mit baltischen, polnischen oder ostpreußischen Rehen noch sehr gering genannt werden muß. Die stärksten Böcke meiner Gegend wogen etwa 32—35 Pfund aufgebrochen, ältere Stücke: ein geradezu klägliches Gewicht! Das liegt nicht nur an der schlechten Aesung — denn im Winter ist Heidekraut genug da, die Schneelage ist im allgemeinen nicht hoch, die Feldäsung leidlich genügend, auch gibt es Brücher usw. —, sondern das liegt an dem übermäßigen Abschuß von Böcken und Böckchen und dem dadurch bedingten, sehr schlechten Geschlechtsverhältnis; kamen doch in manchen Revieren auf ein männliches Stück fünf, sechs oder auch mehr Ricken! Starke Böcke, die sich gut vererben konnten, gab es nur ganz wenig. Es kam hinzu, daß das unglückselige, am grünen Tisch ausgedachte Abschußverbot weiblicher Rehkitze die Hege ungeheuer erschwerte, und was an sogenannten Geltricken und Schmalrehen abgeknallt wurde, war wohl in den allermeisten Fällen alles andere, als was es sein sollte. Die Hege mit der Büchse hat in kleineren Privatrevieren des Kreises Ueckermünde eben fast ganz gefehlt und war in den Gemeindepachtrevieren vielleicht noch schlechter. Hoffentlich bringt hier das neue Jagdgesetz eine Besserung.

Nun zur Niederjagd. Der Hasenbestand ist für pommersche Verhältnisse nicht schlecht zu nennen; der Boden ist ja warm und für die Entwicklung der Hasen nicht ungünstig. Immerhin hat der Hasenbestand durch Krieg und Nachkriegszeit stark gelitten, und wenn es vor dem Kriege Waldtreibjagden gab, die in manchen Revieren hundert Hasen und mehr Stück lieferten, so war man in der Nachkriegszeit schon froh, wenn 25—30 Hasen auf der Strecke lagen. Es mag auch sein, daß die übermäßige Vermehrung von Wildkaninchen, die es in vielen Teilen des Kreises sehr reichlich gibt, hier eine große Mitschuld trägt, denn ohne Zweifel wird der Hase durch einen zu starken Kaninchenbestand in seinen Lebensbedingungen gestört und verdrängt.

Füchse gibt es glücklicherweise noch überall in befriedigender Menge, während der Dachs stark zurückgegangen ist.

Auch Fasanen sind in vielen Teilen des Kreises, wenn auch in ziemlich geringer Menge, vorhanden.

Hier und da tritt auch Birkwild auf. Aber es ist ein merkwürdiges Ding mit importiertem Birkwilde. So wurde in der Gemeindejagd Altwarp vor dem Kriege schwedisches Birkwild ausgesetzt. Das Wild entwickelte sich anfangs recht gut. Als ich 1926 nach hier kam, gab es auf der Altwarper Gemeindejagd im Frühling noch sechs balzende Hähne; im Jahre 1933 war nur noch ein einziger vorhanden. Das liegt wohl zum Teil daran, daß es zu wenig Birken gibt, denn der Name Birkwild sagt ja schon, daß die Birke einer der Hauptbäume dieses Wildes ist. Das übermäßige Abhacken von Maien (ein furchtbarer Unfug, der allmählich unsere Birke dem Aussterben nahebringen wird!) mag hier auch eine gewisse Rolle spielen. Das Altwarper Birkwild hat sich, trotzdem in all den Jahren nicht ein einziges Stück geschossen wurde, verstrichen, und wo es ursprünglich beheimatet war, sind nur noch ganz wenige Exemplare vorhanden.

Wo die Gegend günstig ist, gibt es sehr reichliche Bestände an Rebhühnern, natürlich nicht dort, wo große, geschlossene Forsten sind. In den großen Buschländereien von Altwarp und Umgebung gab es in den letzten Jahren auffallend viel Feldhühner. Jetzt sind diese Eichengestrüppwaldungen leider allzu radikal abgehackt, um Waldkulturen Platz zu machen. Diese Waldkulturen sind mißglückt. Wo derartige, ausgedehnte Buschländereien vorhanden waren oder sind, ist natürlich für Niederwild aller Art und auch für Rehe, besonders im Sommer, ausgezeichnete Deckung gegeben; wo sie in riesigen Flächen vollständig abgehauen werden, fällt diese Deckung fort. Es ist darum anzunehmen, daß auch in solchen Gegenden der Rebhühnerstand stark zurückgehen wird und eine Abwanderung stattfindet. Das Rebhuhn ist ja überhaupt ein sonderbarer Vogel: es tritt in einem Jahre häufig, im zweiten und dritten massenhaft auf, um dann bis auf ganz wenige Stücke zu verschwinden. Das ist der alte Wandertrieb des Steppenvogels, den wir in seiner ursprünglichen Form als Wander- oder Steppenrebhuhn überall im Südosten Europas in Menge antreffen.

Die Entenjagd am Haff hat außerordentlich gelitten. Das liegt keineswegs am übermäßigen Abschuß, wenigstens in den meisten Revieren, sondern daran, daß die Fischerbevölkerung und ihr Nachwuchs rücksichtslosen Eierdiebstahl begehen und zwar in einem geradezu unerhörten Ausmaße: tausende frischer und auch angebrüteter Eier werden auf diese Weise vernichtet! Reviere, in denen die Sommerentenjagd vor dem Kriege Strecken von hundert oder zweihundert Stück an einem Tage brachte,

lohnen ein Bejagen überhaupt nicht mehr. Dazu kommt die Verpachtung der staatlichen Stücke am Haff und Neuwarper See. Die kleinen Jagdpächter dieser Seestrecken und Rohrufer schießen natürlich, sobald die Entenjagd auf dem Jagdschein frei ist, was ihnen vor die Flinte kommt, um die Jagdpacht herauszuschießen. Das Ergebnis ist traurig genug, was sich ja auch an den Pachtpreisen für diese Wasserjagden zeigt: sie schmelzen dahin, wie der Schnee an der Sonne, und Jahrespachten, die früher 150 oder 100 M. Pachtschilling brachten, bringen heute vielleicht 30 oder 20 M.

Nur das schwarze Wasserhuhn und die Taucher haben sich einigermaßen gehalten, trotzdem auch auf sie, besonders in den letzten Jahren, rücksichtslos Dampf gemacht wird.

Der Vogelfreund hat wenigstens noch einige Freude: es gibt noch Fischreiher und Taucher genug, auch läßt sich der Seeadler sehen und — wenn auch als große Seltenheit — manchmal ein Fischadler. Sehr bedauerlich ist — gleichfalls ein Ergebnis der wüsten Nesterplünderei —, daß die schöne, melodisch pfeifende Kronschnepfe allmählich im Abnehmen begriffen ist, und daß der Kiebitz hier und da verschwindet. Bekassinen gibt es noch reichlich, doch fehlt leider die Doppelschnepfe oder Großbekassine fast ganz, sogar zur Zeit des Herbsteinfalles. Der Waldschnepfenstand ist wohl überall höchst mangelhaft und weiterhin im Rückgange.

Alles in allem genommen darf man die jagdlichen Verhältnisse im Kreise Ueckermünde nicht allzu rosig ansehen; statt einer rosenroten ist eine schwarzgraue Brille für den kritischen Betrachter wünschenswert, und statt Optimismus ist Skepsis, ja sogar Pessimismus zu empfehlen. Ein Lichtblick ist das neue Jagdgesetz — möge es auch hier von Segen sein. Es wird manchem, der gewohnt ist, seiner Schießlust zu frönen und seine Jagdpacht herauszuknallen, gewiß lästig sein, aber es wird seine erzieherische Wirkung ausüben und unserem Wildstande wieder zum Aufstiege helfen, vorausgesetzt, daß es mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt wird und mit wissenschaftlichem Verständnis. Es ist auch zu wünschen, daß durch Wort und Schrift der Bevölkerung, und gerade dem einfachen Mann, klargemacht wird, welch gewaltige, volkswirtschaftliche Werte unsere Wildstände darstellen und damit unser Weidwerk. Jede Tageszeitung müßte nicht nur eine Sport-, sondern ebenso eine Jagd- und Fischerei-Beilage haben und zwar nicht allmonatlich sondern allwöchentlich. Auch wäre es notwendig, an geeigneten Stellen Schonreviere für Wasser- und Sumpfwild einzurichten — geeignete Stellen gibt es genug im Kreise. Auch muß mehr und mehr scharf darauf geachtet werden, daß in Gemeinde- und Privatjagden ein strenger Jagdschutz durchgeführt wird, am besten auch durch Anstellung von Kreisjägern. Eierdiebe aber und sonstige Naturschänder müßten drakonisch bestraft werden, ebenso rücksichtslos und hart wie Schlingen- oder Eisensteller. So werden wir weiterkommen und unsere Wildstände wieder in die Höhe bringen, nicht anders.

Admiral Ludwig von Schröder

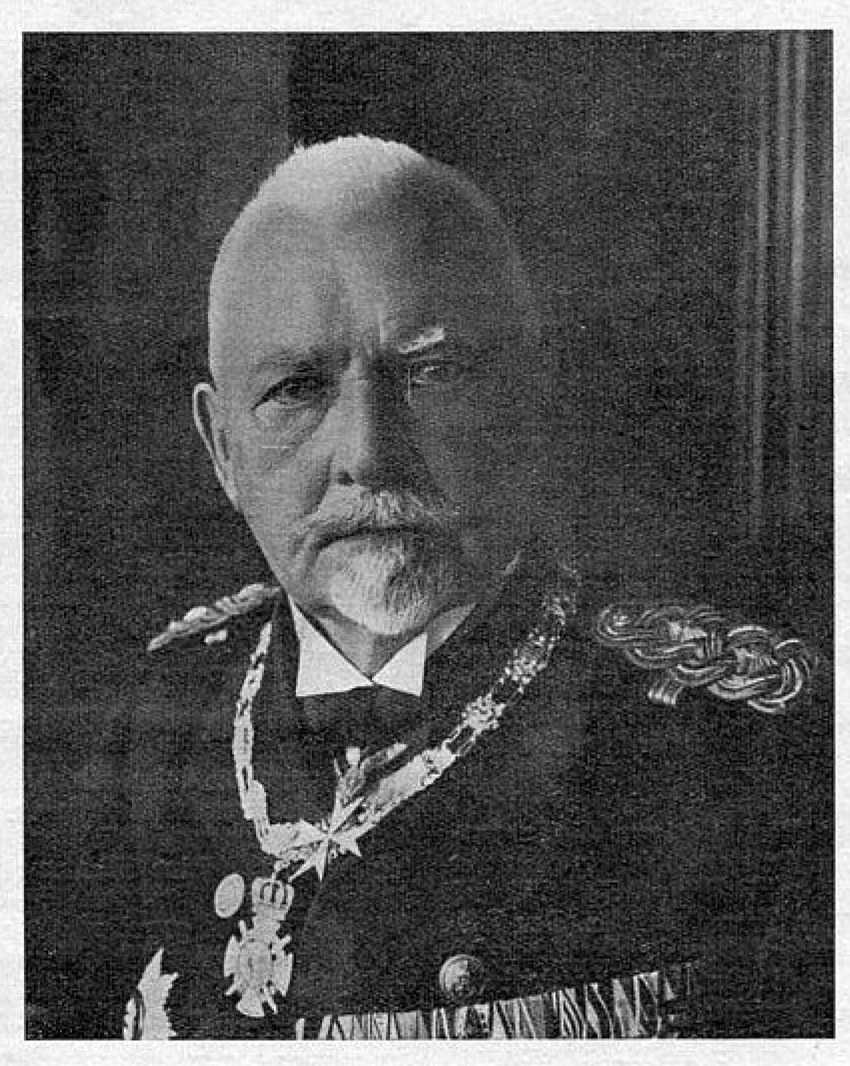
Von Heinrich Bosse

Wo heute auf dem Eggesiner Schulhofe in den Pausen laute Kinderstimmen erschallen, herrschte vor Jahrzehnten die Stille des Friedhofes; zwei mit Efeu umrankte alte Gräber, geschützt durch eiserne Gitter, erinnern noch jetzt an die frühere Bestimmung des Platzes. Die eisernen Grabtafeln verraten, wer einst hier die letzte Ruhestätte gefunden hat. Länger als 100 Jahre ruht hier Joachim Christian Schröder, der Besitzer des kleinen Bauerngutes Hinzenkamp, ganz in der Nähe von Eggesin. Und in dem anderen Grabe ruht eine Dorothea Schröder, die mit einem Besitzer Gaude auf Gaudenhof verheiratet war.

An diesen Gräbern hat oftmals in allen Lebensaltern der Admiral Ludwig von Schröder, der „Löwe von Flandern", gestanden; denn was hier in diesen Gräbern vom Efeu bedeckt ist, waren die Vorfahren eines der besten Männer unserer stolzen Seemacht. In Hinzenkamp hat auch Ludwig Schröder am 17. Juli 1854 das Licht der Welt erblickt. Die Schröder lassen sich in unserer Gegend bis etwa in das Jahr 1720 zurück verfolgen, zwischen 1790 und 1800 übernahmen sie als Erbpächter der Kirchengemeinde Eggesin das Gut Hinzenkamp, auf das sie von dem kleineren „Bauernort" übergesiedelt waren.

Leider sind die eigenen Aufzeichnungen des späteren Admirals über seine hier verlebte Jugendzeit recht spärlich. Wir würden dieses Wenige auch entbehren müssen, wenn nicht die eigenen Kinder den Vater in seinen letzten Lebensjahren immer wieder ermuntert hätten zur Aufzeichnung seines großen Lebens. Den ersten Schulunterricht hat Ludwig Schröder in der Eggesiner Volksschule genossen, nebenher

lief zuweilen ein privater Unterricht, um die Lücken des Dorfschulunterrichts auszufüllen. Mag der Unterricht in der einfachen Dorfschule zu Anfang der sechziger Jahre auch dürftig gewesen sein, so hat dennoch der Admiral seinen ersten Lehrern ein schönes Denkmal gesetzt: „Dankbar erinnere ich mich der braven Eggesiner Lehrer, von ihren guten Grundlagen habe ich lange gezehrt, und den Schatz an formellen Religionskenntnissen und Liedern bewahre ich noch heute als alter Mann als mein festes Eigentum, von diesem Schatz habe ich mein ganzes Leben gezehrt." — Von seinem 10. Lebensjahre an besuchte er mit einem älteren Bruder zusammen in Stettin die Friedrich-Wilhelm-Schule, die damals eine Realschule erster Ordnung war, sie stand unter der trefflichen Leitung des Direktors Kleinschmidt.



Admiral Ludwig v. Schröder
Aus „Ein Mann. Das Leben des Admirals Ludwig v. Schröder".
Von Hugo v. Waldeyer-Hartz. Friedr. Vieweg & Sohn A.-G., Braunschweig

Die Kriegsereignisse haben damals auf den 16 jährigen Jüngling selbstverständlich gewaltig eingewirkt; sie hatten zur Folge, daß die Schulluft der tatendurstigen Jugend zu muffig war, wenn von den Schlachtfeldern die Siegesnachrichten in die Schulräume drangen. Ludwig Schröder hatte Ostern 1871 die Prima erreicht; die Eindrücke der letzten Monate hatten für ihn die Entscheidung gebracht. Sein Entschluß stand fest: zum Schrecken seiner Mutter wollte er zur See gehen und sein zukünftiges Lebensschicksal den schwankenden Wellen anvertrauen. Was ganz besonders seine Berufswahl beeinflußt hat, ist von ihm in seinen Aufzeichnungen zum Ausdruck gebracht worden; wie bei vielen alten Seesoldaten, so hat auch bei ihm das einst von der deutschen Jugend mit Heißhunger gelesene „Buch der deutschen Flotte" von Werner die Sehnsucht nach dem großen Wasser lebendig werden lassen. Wäre es nicht natürlicher gewesen, wenn es den tatendurstigen Jüngling unter dem Eindruck der frischen Siege in die preußische Armee gezogen hätte, anstatt einer damals gewiß sehr zweifelhaften Einrichtung einer preußischen Kriegsmarine ohne Tradition und Erfolge sich zu verschreiben! Es muß aber wohl in dem Jüngling das Ahnen einer neu hereinbrechenden Zeit gewesen sein, der den wagemutigen Entschluß herbeigeführt hat. Am 7. Juni 1871 betrat der angehende Seekadett zum erstenmal das schwankende Deck der Segelfregatte „Niobe", auf der so viele tüchtige Seeoffiziere ihre erste seemännische Ausbildung erhalten haben. Leutnant zur See von Buchholz, ist Euch nicht eine leise Ahnung aufgestiegen, als der zukünftige Geschwaderchef und „Löwe von Flandern" den Eid der Treue auf Euren Degen geleistet hat? Denn in dem knabenhaften Jüngling steckten schon damals alle die Eigenschaften und Anlagen, die ihm die Befähigung verliehen, das Höchste, was von einem Seeoffizier erwartet werden konnte, zu leisten, und dahinter steckte als unsichtbarer Motor der stahlharte Wille einer werdenden Persönlichkeit. — Sollen wir dich begleiten, Ludwig Schröder, auf deinen

Reisen durch alle Ozeane der Erde, sollen wir deine Kommandos registrieren und vermerken, wie du von Stufe zu Stufe emporgestiegen bist? Ach nein! Das kann auch von anderen tüchtigen Offizieren der deutschen Marine gesagt werden. Wer das alles wissen will, mag es nachlesen in dem Buche von Waldeyer-Hartz „Ein Mann".

In Ludwig Schröders Marinelaufbahn spiegelt sich der Werdegang der deutschen Flotte wieder von den kümmerlichen Anfängen an bis zu dem Zeitpunkt, wo sie ein Machtfaktor in der großen europäischen Politik geworden war. Schröder ist nicht wie so manch anderer der Entwickelung nachgelaufen; im Gegenteil, er war während seiner ganzen Dienstzeit bahnbrechend und wegweisend. Es ist kein Gebiet des Seekriegswesens, das er nicht mit seinem Geiste befruchtet hätte. Hervorragendes hat er geleistet in der Navigation, für die er nach den eigenen Worten von Tirpitz „ein selten feines Fingerspitzengefühl" hatte. Großes hat er geleistet in der Vervollkommnung der Schiffs- und Küstenartillerie; seine Seekriegstaktik stand unter dem Gesichtspunkte „Heran an den Feind, daß ich das Weiße in seinem Auge sehe!" Besondere Sorgfalt ließ er dem Signalwesen zuteil werden. Vielleicht liegt aber sein Hauptverdienst in der „schwarzen Kunst" — der Torpedoflotte —, der er 5½ Jahre gedient hatte als Erster Offizier, Divisionschef, Adjutant, Kompanieführer, stellvertretender Abteilungskommandeur, Referent bei der Torpedo-Inspektion und Kommandant des Flottillenfahrzeuges „Blitz". Nur ein einziges Gebiet der Seekriegstechnik blieb seinem Geiste verschlossen, die Funkentelegraphie, in der er jahrelang einen „verräterischen Teufel" und einen „neumodischen Kram" erblickte. Den fortschreitenden Leistungen der Funkentelegraphie hat er sich aber auf die Dauer nicht verschließen können. Die Funkeinrichtung der Schiffe blieb aber die einzige Dienststelle, „wo der Diensteifer des Kommodore auf Schlüsselgewalt und Zutritt verzichtete".

Ludwig Schröder verfügte Zeit seines Lebens über eine unerschöpfliche Arbeitskraft, nichts hat er mehr gehaßt als das Nichtstun und das Blendertum. Die hohen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, verlangte er von jedem einzelnen seiner Untergebenen. Leicht ist der Dienst, wo Schröder gebot, wahrhaftig nicht gewesen; unter seinem Wimpel wehte es ständig zwei Windstärken mehr, zur vollen Windstille kam es auf seinem Schiffe nie. Bekannt von ihm ist das Wort: „Der Tag hat 24 Stunden, und wenn sie nicht ausreichen, dann wird die Nacht zu Hilfe genommen." Seine straffe, kurz angebundene Art, die sich auch wohl selbst bis zur Ungerechtigkeit steigerte, ließen ihn schlimmer erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Alle, die ihm nahe gestanden haben, bezeugen aber auch wieder den goldenen Kern seines Innern. Und wenn ihn sein Temperament hingerissen hatte, empfand er hinterher die Reue. In einem Bordbriefe aus dem Jahre 1899 heißt es treffend von ihm: „Er ist wohl noch ein rauher Seebär aus alter Zeit, der sich in die höflicheren Umgangsformen, wie sie jetzt doch auch in der Marine Platz gegriffen haben, nicht hineinfinden kann und dadurch schlimmer erscheint, als er ist." Daß ein Mann wie Ludwig Schröder niemals den Mantel nach dem Winde hing, ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit; immer hat er gehandelt, wie es sein Gewissen ihm eingab. Seiner Meinung gab er allzeit in ungeschminkten Worten Ausdruck. Als der Admiral von Müller die Abstinenzbewegung in der Marine zu fördern suchte, prägte Schröder die bissige Bemerkung: „Ein nationaler Säufer ist mir lieber als ein internationaler Abstinenzler!" Solche und ähnliche Aeußerungen des „alten Schrott" — wie sein Spitzname in der Flotte war — gingen in der Marine vielfach von Mund zu Mund; manches davon mag aber auch als unechte Ware zu werten sein. Wenn der „Alte" aber seinen „Grimm" hatte — und das kam recht häufig vor, tat man gut, ihm aus dem Wege zu gehen.

Mögen die Anekdoten über Schröder auch noch so zahlreich und mannigfaltig sein, sie geben doch kein volles Bild seiner eindrucksvollen Persönlichkeit ab. Um das zu gewinnen, müßte man ihn bei einer „Klarschiff-Uebung" auf der Kommandobrücke sehen. „Dann sprangen seine Augen förmlich aus dem Kopfe, er sah den Feind, seine Stimme gewann über das übliche Maß hinaus an Schärfe und Klarheit, kantig, wie gemeißelt, fielen seine Worte. Und der gesamten Besatzung trat es immer wieder ins Bewußtsein, daß ihr Kommandant nicht für den Augenblick, nicht für irgend eine Besichtigung und schon gar nicht nach dem Schema des Dienstplanes arbeitete, sondern für ernste Stunden, die dereinst einmal kommen könnten. Bei jedem „Klarschiff" erlebte er den Kampf, seine Vorstellungskraft ging immer neuen Bildern nach. Leidenschaftlich war sein Drang, den Geist des Kampfwillens schon in Friedenszeiten unter der ihm anvertrauten Besatzung bis zum äußersten zu wecken. Es war ihm bitterernst damit; weil er ganz von dem Bewußtsein erfüllt war, daß letzten Endes beim Manne, nicht beim Material die Entscheidung steht, und daß kernechter Mut und Angriffsfrische mehr als den halben Sieg bedeuten."

Trotz all der großen Erfolge und seiner riesigen Leistungen für den Ausbau der deutschen Flotte liegt doch in der Laufbahn dieses Mannes eine tiefe Tragik. Auch die allerhöchsten Auszeichnungen, die Erhebung in den

erblichen Adelsstand u. a. können nicht darüber hinwegtäuschen. Als am 4. August 1914 auch England in die Reihe unserer Feinde trat, stand Ludwig von Schröder nicht mehr auf dem Posten, auf den er rechtmäßig gehörte. Der 6. Mai 1912 hatte unerwartet die Nachricht gebracht, daß der Chef des II. Hochseegeschwaders aus dem kaiserlichen Dienst der Marine ausgeschieden sei. Eine markante Persönlichkeit war beiseite geschoben worden. Was letzten Endes dazu geführt hat, ist heute noch Geheimnis. In Marinekreisen ist damals viel darüber gesprochen worden. Vielleicht hängt diese plötzliche Wendung mit den veränderten Anschauungen über die Seekriegstaktik in dem zu erwartenden Kriege zusammen. Schröders taktische Grundeinstellung in einem Seekriege war immer „Heran an den Feind!" In den allermaßgebendsten Marinekreisen hatte man sich aber für eine „hinhaltende Kriegsführung" entschieden, um mit kleinen Mitteln eine „Schwächung" der feindlichen Seestreitkräfte herbeizuführen. Man benannte das mit dem Schlagwort „Kräfteausgleich". Die deutsche Seekriegsführung hat zur Genüge diesem Grundsatz Geltung verschafft. Admiral von Schröder, der durch seine dreijährige Tätigkeit als Geschwaderchef den Gefechtswert seiner Schiffe wie kein anderer kannte, hat es nie verstehen können, daß man in der politischen Kriegsführung freiwillig auf dieses Instrument verzichtete. Auf jeden Fall ist es heute müßig, darüber Betrachtungen anzustellen, was geschehen sein möchte, wenn Ludwig von Schröder 1914 das Kommando der deutschen Hochseeflotte in seiner Hand gehabt hätte. Die Vorsehung hatte ihm für den Krieg eine andere Aufgabe zugedacht. Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn dargestellt werden sollte, was er als kommandierender Admiral an der Flandern-Front geleistet hat. Als der „Löwe von Flandern" hat er seinen Einzug in die Geschichte gehalten.

Seit Jahresfrist deckt auch ihn der kühle Rasen auf dem alten Invaliden-Friedhof, wo so mancher Held der preußischen und deutschen Kriegsgeschichte den ewigen Schlaf schläft. Die Beziehungen mit seiner alten Heimat hat er bis in sein hohes Alter aufrecht erhalten; sie wird seiner nicht vergessen, und in der Reichsmarine wird sein Geist lebendig bleiben: „Heran an den Feind!"

Rundschau

Wilde Pferde in der Ueckermünder Heide

Um es gleich vorweg zu nehmen: Es hat im Mittelalter weder in Pommern im allgemeinen noch in den vorpommerschen Heiden im besonderen „Wildpferde, wilde oder verwilderte Pferde" gegeben. Diese Ansicht beruht auf einer falschen Auslegung eines von dem pommerschen Historiker Kantzow gebrauchten Wortes, das im Mittelalter allgemein (nicht bloß in Pommern) im Gebrauch war und durch den 30 jährigen Krieg aus dem Sprachgebrauch vollständig verschwunden ist.

Schlagen wir ein Wörterbuch auf, z. B. Brinkmeier, Glossarium, „Wilde = Pferde aus Stutereien", Hedelendorpe de heft cokes un Rellens wilden moeder (die Mutterstute) un 1 volen (Füllen) alse gut alse 5 mark". Oder: Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, „wilde = Mutterstute, solche wurden mit den Füllen oft wie wilde Pferde behandelt und zur freieren Bewegung in die Wälder gejagt": „kompt in seine koppele, darin er seine stoet (Stuten) oder wilden gaende hette"; oder „und sonderlich sollen unsere amptleute uf die wilden pferde, daß die wilden rechter zeit besprungen, und die hengste ordentlich zugelassen". Aus den Akten des Staatsarchivs zu Stettin (Gerichtsverfahren 1587 gegen einen Eggesiner wegen widernatürlicher Unzucht) „ehr habe wollen eine Wilde greiffen, so nahbenst anderem Vihe darinnen gewesen, die Wilde aber hette sich nicht wollen greifen lassen". Hans von Eickstedt am 20. Juli 1614 an den Herzog Philipp Julius (1603 bis 1625): „wegen meines großen erlittenen Schadens mir mit einer guten Wilden aus E. F. G. Gestüte (Torgelow) in Gnaden auszuhelfen. — Wie ich aus dem Amte Jasenitz gezogen (er war dort Hauptmann), habe ich E. F. G. drei Wilde gelassen, — ingleichen hat der Marschalk ein schön Fohlen — weggenommen, darauf mein Name gebrannt gewesen, welches jedermann gerühmt"; verspricht, wenn ihm Ersatz gegeben wird, „wollte mich befleißigen, E. F. G. eine gute Koppel Hunde zuwege zu bringen." Aus dem Torgelowschen Amtsregister vom 4. Juli 1625 „An Wilden seien 31 alte vorhanden und etliche Füllen, werden zum Mistfahren und andere Fuhren nicht gebraucht, weil man es ihm (dem Amtmann) nicht gestatten wollen, werden sonsten nicht mit besonderem Frommen gehalten[1]".

Aus dem Jahre 1595 (August) ist ein genaues Verzeichnis der Mutterstuten und Fohlen der Stuterei Torgelow erhalten, in welchem sie nach Alter und Farbe beschrieben werden, z. B. „Blag schimlich wilde von 5 Jharen mit einem witten lingkern Hinderfuß". Aufgezählt werden: 28 Wilde, 4 vierjährige Hengstfüllen, 10 zweijährige Hengst- und Mutterfüllen, 8 einjährige Füllen.

Die Torgelowsche Stuterei befand sich beim Scharmützel, dem heutigen Ferdinandshof[2]. Das Gebiet an der Zarow, wo sich heute zahlreiche blühende Dörfer erstrecken (Heinrichswalde, Wilhelmsburg, Eichhof, Friedrichshagen, Meiersburg, Sprengersfelde usw.), das frühere sogenannte „Amt Königsholland" (1734 als selbständiges Amt vom Amte Torgelow abgetrennt), war ein weites Gebiet erfüllt mit Wiesen, Morästen, Brüchen, Wäldern. Ob für die Pferde ein besonderer Stall gebaut war, konnte ich nicht feststellen; es ist aber anzunehmen, daß er zu-

[1] „Wildenpferde" (woraus „wilde Pferde" gemacht wurden) waren also solche, die von den Stuten (Wilden) aus den Stutereien abstammten, im Gegensatz zu den sonst im Stalle gezogenen.

[2] Im Winter waren sie in dem zum Schloß Alt-Torgelow gehörenden Marstall untergebracht.

sammengebaut war mit einem andern Viehstall, der sogenannten „Schwineburg" (heute Alt-Mühlenhof); denn die Torgelowsche Heide war belebt von zahlreichen Viehherden (Rinder, Schafe, Schweine). Ob die Wilden mit den Füllen eingekoppelt waren, konnte ich nicht feststellen[3]). Der Wildenhirte (Gestütswärter), wie er in den Amtsakten genannt wird, hatte als festes Deputat: 8 Gulden, 1 Wispel Roggen, 4 Schfl. für Schweinemast, 8 Tonnen Bier, 1 Schfl. Erbsen, 2 Schfl. Buchweizen, 1 Schwein, 1 Schaf, 1/8 Butter, 1/8 Käse, 1 Schfl. Salz, 1/4 Schellhering, 1 Tonne Spick-Hering. Er stand sich ungefähr mit den Heidereitern gleich. Hatten die Fohlen das Alter erreicht, so wurde ihre Wildheit „gebrochen"; leider ist nicht beschrieben, wie dies geschah; wahrscheinlich in der Weise, wie es Kantzow beschreibt. Die Stuterei scheint nicht viel eingebracht zu haben; es tritt in den Amtsakten ein gewisser Widerstand auf, der sich natürlich nicht offen äußerte, da die Herzöge für die Pferdezucht eine Vorliebe hatten.

Der Dreißigjährige Krieg machte der Pferdezucht in den vorpommerschen Wäldern ein Ende; damit schwand auch der Ausdruck „Wilde" aus dem allgemeinen Sprachgebrauch. Im Jahre 1718, also noch vor Friedensschluß 1720, begann die Kolonisation des Gebietes, welcher König Friedrich Wilhelm I. seine ganz besondere Fürsorge widmete. Im Jahre 1737 machte er eine Inspektionsreise durch die Gegend und änderte durch Dekret vom 27. Juli 1737 folgende Ortsnamen: 1. Scharmützel in Ferdinands-Hoff, 2. Schwineburg in Mühlen-Hoff, 3. Grünhoff in Eichen-Hoff, 4. Mückenhorst in Heinrichswalde, dem Kolonisator dieses Gebietes Henrici zu Ehren. Später wurde das Remontedepot Ferdinandshof mit den Abzweigen Wilhelmsburg und Mühlenhof eingerichtet. Dieses Remontedepot ist also eine Fortsetzung der alten Stuterei Torgelow.

Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, daß nun endlich das Märchen von den „wilden" Pferden verschwindet.

Otto Bruchwitz.

Anthonius von Schlieffen

Ein pommerscher Kriegsheld aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges

Im Frühjahr des Jahres 1933 hörte und las man wiederholt den Namen v. Schlieffen im Zusammenhang mit dem 100jährigen Geburtstag des Generalfeldmarschalls v. Schlieffen. Einem der Vorfahren des Generalfeldmarschalls, einem Pommern, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebte, waren als erstem die soldatischen Eigenschaften des Geschlechtes zu eigen. Sein Lebensschicksal ist in eigentümlicher Weise mit dem der beiden hervorragendsten Gegner dieses Krieges, Wallenstein und Gustav Adolf, verknüpft und zeigt, daß die nüchternen Pommern auch Romantiker des Lebens sein können.

Anthonius Schlieff, die häufigste Schreibweise jener Zeit, entstammt der sogenannten Martin-Linie des Geschlechts. Vater und Großvater waren Bürgermeister in Köslin, sein Urgroßvater Lorenz, von dem er wohl das Abenteuererblut hatte, Bürgermeister in Kolberg. Mit 18 Jahren ritt Junker Anthon, nachdem er drei Jahre in Königsberg studiert hatte, 1594 in die Welt. Er kämpfte in Ungarn gegen die Türken, in Livland gegen die Schweden, wurde gefangengenommen und nahm in Dorpat schwedische Dienste. Bei einem Ausfall wurde er abermals gefangen. Ausgelöst kehrte er 1603 in die Heimat zurück, wo inzwischen die Eltern gestorben waren. Dann ging er wieder nach Ungarn und rettete bei dem Sturm auf St. Andrea Wallenstein das Leben. Kaiser Rudolf machte ihn zum Kommandanten von Pilsen, wo er 1618 die Erbtochter des reichen Kammergerichtsrats Nikolaus Schwarzenberger von Hörsemarsitz heiratete. Bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges war Schlieffen kaiserlicher Oberstleutnant und wiederholt als Gesandter für den Kaiser tätig.

Nach kurzer Zeit des Erfolges und Ruhmes begann der Abstieg. Infolge des Ediktes von 1627 mußte er Böhmen verlassen, da er nicht katholisch werden wollte. Aber vorher konnte er seinem Heimatlande noch die Treue erweisen. In Prag weilte eine pommersche Gesandtschaft unter Führung des Kanzlers Philipp Horn, um beim Kaiser eine Erleichterung der Einquartierung zu erwirken. Schlieff unterstützte seine Landsleute mit seinem Rat und Einfluß, und, was bei den armen Pommern das wichtigste war, mit Geldmitteln in tatkräftigster Weise.

Im Frühjahr 1628 siedelte Schlieffen nach Stettin über, wo er mit offenen Armen empfangen wurde, hoffte doch der schwache, kranke, von jeder Not bestürmte Fürst Bogislav XIV., daß die persönlichen Beziehungen Schlieffens zu Wallenstein seinem schwergeprüften Lande helfen könnten. Er war auch in den folgenden Monaten bis zum Herbst 1628 wiederholt als Gesandter mit anderen pommerschen Räten bei Wallenstein, bei dem kaiserlichen Obersten Arnim, bei Oxenstierna und bei den Stralsundern. Schlieffen hatte allmählich dem Herzoge und dem Lande 10000 Gulden vorgestreckt, dafür wurde ihm das Amt Torgelow verpfändet, außerdem wurde er zum Obersten und Geheimen Rat ernannt.

Im Herbst 1628 ging er wieder nach Böhmen zurück, um die Verhältnisse auf seinen Gütern in Ordnung zu bringen. Auch hier arbeitete er mit Rat und Tat für Pommern, und in einem Briefe heißt es, daß er vor den kaiserlichen Räten nach Pommernart kein Blatt vors Maul genommen habe.

Für das Amt Torgelow, das nicht wenig unter den kaiserlichen Kontributionen zu leiden hatte, erwirkte er einen Schutzbrief, dem Wallenstein handschriftlich hinzufügte: „Post skriptum mit eigener Hand! Ich bitte, der Herr (nämlich der kaiserl. Kriegskommissar v. Hatzfeld) nehme solches fleißig in acht, denn dieweils dem Öbristen Schlieff gehöret, und ich ihn lieben und estimiren tue, also wollte ich nicht gern, daß ihm etwas daselbst widerwärtiges sollte erzeiget werden." (16. 2. 1630.)

Bald nahmen die Dinge in Pommern durch die Landung Gustav Adolfs eine andere Wendung. Da Schlieffen zur kaiserlichen Partei gehörte, schenkte der König laut Kriegsrecht, wie er selber schreibt, das Amt Torgelow seinem Sekretär und Obristen Philipp Sattler, dem erfolgreichen Unterhändler in Stralsund und Stettin, Schlieffen bezeichnete der König als Landesverräter. Da das Amt Torgelow nur verpfändet und kein Schlieffensches Privatgut war, wurden zwischen dem Herzog und Gustav Adolf „scharfe" Briefe gewechselt; aber schließlich mußten er und die Landstände die Uebertragung der Schlieffenschen Rechte auf Sattler anerkennen, der Charakter des Gutes als Domäne wurde aber erhalten. Dieses gewalttätige Vorgehen des schwedischen Königs ist wohl der erste Beweis, daß er in Pommern dauernd festen Fuß fassen wollte.

Für Schlieffen begann jetzt die trübste Zeit. Die Heimat war ihm verschlossen, und auch Böhmen mußte er wieder verlassen, da er seinem evangelischen Glauben nicht untreu werden wollte. Er ging nach Sachsen, kehrte aber 1634 mit Wallensteins Erlaubnis nach Böhmen zurück, wo er als Anhänger des bald darauf ermordeten Feldherrn verhaftet wurde. Um ein Schuldbekenntnis zu erzwingen, sollte er gefoltert werden. Seine Worte, mit denen er statt der Folter um den Tod bat, waren aber so herzbewegend, daß man ihn begnadigte und nach einem Jahr auf freien Fuß setzte.

[3]) Die Stuterei des Amtes Jasenitz befand sich bei dem Dorfe Hammer (Jasenitz). Ob das Amt Ueckermünde eine besondere Stuterei hatte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Nach einer Irrfahrt über Dresden, Breslau, Thorn und Danzig kehrte er endlich nach Pommern zurück. 1644 gelangte er wieder in seine Rechte auf Torgelow und wurde 1647 von der Königin Christine v. Schweden zum Kriegsrat und Oberst, 1648 zum Schloßhauptmann von Stettin ernannt. Ob die Königin Christine eine besondere Vorliebe für den bedeutenden und viel erfahrenen Mann hatte, wie es in ihrer Art lag, ob die Verbindungen des Obersten mit dem kaiserlichen Hofe für sie einen besonderen Anreiz hatten, oder ob sich hierin schon der innere Gegensatz zu ihrem Vater zeigte, der sie, die Tochter des gefeierten evangelischen Glaubenshelden, zwang, zum katholischen Glauben überzutreten, wissen wir nicht.

Am 17. Oktober 1650 beendigte Anthonius von Schlieffen seine Lebensfahrt; in der Marienkirche zu Stettin wurde er beigesetzt.

In seinen Enkeln wurde das Soldaten- und Abenteuerblut wieder lebendig. Der eine blieb in einem Duell in Frankfurt a. O., wo er studierte, 1685, der andere fiel im nächsten Jahre als Hauptmann im Solde von Venedig auf Morea im Kampfe gegen die Türken. Damit war die älteste Linie der Schlieffen, die Martin-Linie, erloschen. Otto Bruchwitz.

Gründung von Torgelow-Holländerei und des Neuenkruger Reviers

Das Gebiet, das heute der Kreis Ueckermünde umfaßt, war in alter Zeit sehr dünn besiedelt. Der Grund dafür war die große Unfruchtbarkeit des teils sandigen, teils sumpfigen, meist mit Wald bedeckten Bodens. Erst unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohn, dem alten Fritz, wurden durch den Ueckermünder Amtmann Henrici namentlich die Sümpfe entwässert und eine ganze Zahl von Kolonistendörfern angelegt. Kaum bekannt ist aber — Berghaus und Hantke berichten wenigstens nichts darüber — daß auch die pommerschen Herzöge hier schon gesiedelt haben, wenn auch wegen der unzureichenden Mittel, die ihnen zur Verfügung standen, bei weitem nicht in dem Umfange wie die genannten preußischen Könige.

Im Jahre 1618 wandten sich Bevollmächtigte von Leuten aus dem Danziger Werder und aus dem Meweschen Gebiet an den Herzog Philipp Julius mit der Bitte, ihnen gegen Pacht die Ansiedelung in seinem Lande zu gestatten. Sie seien 50—60 und mehr wohnhafte Leute, die mit Weib und Kind und fahrender Habe die Heimat verlassen wollten. Was sie zur Auswanderung veranlaßte, wird nicht angegeben. Vielleicht war es die jesuitische Gegenreformation, die damals unter dem polnischen König Sigismund III. in Preußen stark einsetzte. Der Herzog überwies den Bittstellern die Gegend an beiden Seiten der Uecker von Dunzig bis zur Torgelower Heide. Nach 4 Freijahren zahlten sie für den Morgen einen schweren Gulden zu 30 polnischen Groschen Pacht. Das Bauholz zu ihren Häusern hatten sie zu bezahlen, das Pfahl- und Bewehrungsholz, soweit es zum Schutz ihrer Felder gegen Wildschaden diente, bekamen sie umsonst. Im übrigen wurden sie als freie Bauern angesiedelt, erhielten die Braugerechtigkeit, das Recht, Bienen zu halten und allerlei Handwerk zu treiben, die Fischerei auf der Uecker, soweit ihr Gebiet reichte, aber nicht die Jagdgerechtigkeit. Ihre Einkäufe konnten sie besorgen, wo sie wollten, nur der Mahlpflicht mußten sie auf einer Amtsmühle nachkommen.

Die Holländereien verteilten sich auf die beiden Aemter Ueckermünde und Torgelow; darum wurde für jeden Bezirk ein Schulze eingesetzt. Die beiden Schulzenbezirke bilden heute die Holländerei Torgelow und das Neuenkruger Revier. Die oft recht sonderbaren Namen der Einzelsiedelungen, Pfennigshorst, Hundsberg, Hundsbeutel, Ziegenberg, Kattenberg usw. finden sich in den alten Akten nicht. Beide Siedelungen werden stets unter der Bezeichnung „das neue Land" zusammengefaßt.

Klein-Dunzig wurde von einem Ueckermünder Bürger, Daniel Kovenhagen, angelegt, dem der Herzog, weil er sich durch die Aufnahme der Kolonisten verdient gemacht hatte, ebenfalls ein Stück Land überließ. Der Erwerber des Burgplatzes Alt-Torgelow hieß Herkules. Als sonstige Ansiedler werden genannt: Heinrich Quackenberg, Michael Börges, Jakob Miler, Andreas Glasenapp, Joachim Friedrich, Hans Oßwald (Schulze), Hans Hilligstadt, Joachim Becker, Joachim Walter, Michael Zibart, eine Witwe am Bauerort, Bartholomäus Pasche, Hans Poertke, Bernhard Eime, Max Poertke, Joachim Krüger am Ziegenberge, Peter Freihardt an der Gumnitzer Seite, Michael Kabbe, Martin Krüger, diesseits vom Bauerort am Ueckergraben und Klosterwische. (Nach Akten des Staatsarchivs Stettin, Wolgaster Archiv 84, 6—85,3 II—85,16 und Kriegs-Archiv 7, 54).

A. B.

Die Glashütten in Königsholland

(Nach den Akten des Staatsarchivs in Stettin.)

Am 26. Dezember 1705 schloß die schwedische Regierung in Stettin mit dem Glasmacher Johann Jürgen Gundelach den Kontrakt ab, in welchem sich dieser verpflichtete, auf dem Scharmützel auf eigene Kosten eine Glashütte zu erbauen, das durch die Abholzung gewonnene Terrain urbar zu machen und in Aecker und Wiesen zu verwandeln. Das war der Beginn einer Siedlungstätigkeit, die aus einer Wüstenei bezw. aus wenig Nutzen bringendem Wald und Sumpf ein blühendes Land schuf.

Gundelach war ein Unternehmer großen Stils; er hatte in Mecklenburg noch mindestens 3 Glashütten. Sein Glas, das er hauptsächlich von Ueckermünde aus verschiffte, ging bis nach Königsberg, nach Dänemark und Schweden, Lübeck, Magdeburg und Halle. Von hier brachten die zurückkehrenden Schiffe die zum Bau der Schmelzöfen erforderlichen Steine (ein Ofen hielt nicht länger als ein halbes Jahr) und die Pottasche mit, die nicht in genügender Menge in den ückermündischen und torgelowischen Wäldern gebrannt werden konnte. Lübeck lieferte das Eisen für die Glaspfeifen; den Sand entnahm er den Schiffen, die ihn bei geringer Ladung als Ballast führten. Als er in Ueckermünde 1736 starb, besaß er dort vier Häuser. Ob er eigene Schiffe hatte, konnte ich nicht feststellen; es ist aber anzunehmen. Auf jeden Fall war er ein wohlhabender, wenn nicht reicher Mann.

Ob Johann Jürgen Gundelach aus Holstein stammt, ist möglich; von seinen Verwandten, die auf der Glashütte arbeiteten, wird als Herkunftsland Mecklenburg angegeben. Seinen Wohnsitz hatte er anscheinend auf einer seiner Glashütten in Mecklenburg-Strelitz; er war viel auf Reisen, um für seinen Glasabsatz Abschlüsse zu machen. Sein Vertreter auf dem Scharmützel war sein Vetter Julius Friedrich Gundelach. Ob Johann Jürgen Gundelach Kinder hatte, ist nicht ganz sicher. Bei seinem Tode regulierten seine Neffen, nicht seine Kinder, den Nachlaß. Die später in Pommern ansässig gewordenen Gundlachs, wie sie sich heute schreiben, stammen nicht von ihm ab, sondern von seinen Verwandten.

Die eigentlichen Glasmacher warb er in Mecklenburg, Holstein, Sachsen und Thüringen an. Von diesen hatte jeder seine bestimmte Tätigkeit als Schürer, Bläser, Strecker. Außerdem erforderte der Betrieb Scheiterhauer, Kistenmacher, Fuhrleute, Pottaschebrenner. Durchschnittlich waren 25 Familien bei einer Glashütte, für die eigene Wohnungen gebaut wurden, so daß neben den Glashütten ein kleines Dorf entstand. Jede Familie betrieb außerdem noch eine kleine Landwirtschaft. Angeworben wurden die Glasmacher nach Ostern; der Unternehmer war verpflichtet, sie mit seinem Wagen abzuholen. Die Glasmacher wechselten oft. Jede Glashütte hatte be-

stimmte Privilegien; die wichtigsten waren: Befreiung vom Soldatenstande und Kontribution, Brauerei und Branntweinbrennerei für den eigenen Bedarf, Zollfreiheit für das nach dem Ausland verkaufte Glas, und die niedere Gerichtsbarkeit, die der Glasmeister ausübte.

Der Kontrakt wurde auf 20 Jahre von 1707—1727 abgeschlossen. In der Hütte sollte nur grobes Glas (Tafel- und Fensterglas, Flaschen) hergestellt werden; Gundelach mußte aber die Verpflichtung eingehen, später noch ein zweites Werk für feine Glaswaren einzurichten. Wie groß das zur Abholzung überwiesene Gebiet war, konnte ich nicht feststellen; vielleicht ist auch keine besondere Bestimmung darüber getroffen. 1706 begann der Bau; im folgenden Jahre konnte der Betrieb eröffnet werden.

Aber es waltete sofort ein Unstern über dem Unternehmen. Infolge des Nordischen Krieges zwischen Karl XII. und Peter dem Großen, der diesen bis nach Vorpommern selber führte, brach 1710 die Pest aus, die zwei Jahre wütete. Die Glashütter flüchteten nach Mecklenburg und mit ihnen der alte Pastor Georg Jaster aus Torgelow. Das Werk lag bis 1714 still, und die Russen plünderten es aus.

Als im Sommer 1715 König Friedrich Wilhelm I. persönlich sein Heer von Stettin über Pasewalk und Friedland zur Eroberung von Stralsund führte, wurde Vorpommern bis zur Peene sofort in preußische Verwaltung genommen, und es begannen nun Schikanen von seiten der Forstverwaltung und des Militärs, die wieder das Werk auf ziemlich ein Jahr zum Stillstand brachten. Die Forstverwaltung verbot das Abholzen der Buchen, die damals zum Betrieb einer Glashütte unentbehrlich waren, und derentwegen gerade in dieser Gegend die Hütte erbaut wurde. In Ueckermünde ließ der Leutnant v. Greveniz, der zum Regimente des Obersten v. Lottum in Anklam gehörte, Gundelachs Kutscher gewaltsam zum Soldaten pressen, und eines Nachts holte ein Soldatenkommando 4 Mann aus dem Werk. Die Glasmacher flüchteten, und kein gelernter Glasmacher wollte sich mehr für Scharmützel anwerben lassen. Nach langen Verhandlungen mit der preußischen Regierung wurde 1719 ein neuer Kontrakt abgeschlossen, der die alten Privilegien im wesentlichen bestätigte, aber Gundelach mußte eine erhöhte Pacht zahlen, die in den folgenden Jahren immer wieder gesteigert wurde. Am 25. Oktober 1721 erließ König Friedrich Wilhelm I. einen Befehl, daß die 1705 eingegangene Verpflichtung, ein zweites Werk für feines Glas — sog. Kreide-Glas — einzurichten, erfüllt würde. Im Mai 1722 wurde der Kontrakt abgeschlossen. Dieses Werk wurde bei dem heutigen Wilhelmsburg, das damals aber noch nicht bestand, erbaut; es wurde Johannisberg genannt, wie auch noch heute ein Teil des Dorfes so heißt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Vorname Johann des Glasmeisters die Veranlassung zu dieser Benennung gegeben hat. Gleichzeitig wurde ein Damm durch das — Johannisberg und Scharmützel trennende — Bruch hergestellt, der Ursprung der heutigen Landstraße von Ferdinandshof über Wilhelmsburg, die auf Wunsch des Königs 1737 weiter ausgebaut wurde, um den Verkehr der schwedischen Waren, die damals von Stralsund über den Cavelpaß und Friedland durch Mecklenburg nach Berlin gingen, über Anklam, Ferdinandshof, Wilhelmsburg und Klein-Luckow nach der Uckermark abzuleiten, um den mecklenburgischen Zoll zu ersparen. Der schöne Gasthof in Wilhelmsburg und die damals angelegte Landstraße von hier über die Försterei Nettelgrund zeugen noch heute von dieser Absicht des Königs, der aber eine praktische Auswirkung versagt blieb.

Ferner wurde Johann Jürgen Gundelach bewilligt, auf dem Scharmützel eine Kapelle und einen Friedhof anzulegen. 1722 ist also das Gründungsjahr der noch heute bestehenden Scharmützel-Kirche, wenn auch die alte Kapelle später abgerissen wurde und eine größere Kirche erstand.

Zum Bau der neuen Glashütte wurden die Steine des 1637 auf dem Rückzuge des schwedischen Generals Bauer zerstörten Schlosses Alt-Torgelow verwendet. Vorher diente schon ein Teil davon zum Aufbau eines Teerofens bei der Holländerei Herrenkamp; ein unrühmliches Ende eines alten Herrensitzes.

Die Glashütte erhielt das Privileg für alleinige Herstellung des Kreide-Glases in Vorpommern. Als nun die zu dieser Zeit eingerichteten beiden adeligen Glashütten zu Rothen-Clempenow und Stolzenburg auch dieses Glas fabrizierten, wurde es ihnen verboten. Gundelach erhielt ein Glashütten-Siegel für seine Waren und nannte sich Kgl. Glasmeister. Die Glashütten wurden der Pommerschen Kriegs- und Domänen-Kammer in Stettin unterstellt.

Der starke Verbrauch an Holz lichtete den Wald immer mehr, und die Urbarmachung der freigewordenen Fläche wurde jetzt energisch in die Hand genommen. Der Amtmann Henrici in Ueckermünde übernahm die Generalpacht des ganzen Gebietes, das später den Namen „Königsholland" erhielt. 1731 wurde der erste Hauptgraben gezogen, der Beginn des großartigen Entwässerungssystems, das noch heute besteht. Beim Scharmützel, an der Sarow, bei der Schwieneburg (Alt-Mühlenhof), bei der Mückenhorst (Heinrichswalde) wurden Kuhmelkereien eingerichtet. Es entstanden neben den Glasmacherdörfern kleine Kolonistensiedelungen, die ersten waren Ferdinandshof, Wilhelmsburg und Eichhof, denen 1737 Friedrich Wilhelm I. den Namen gegeben hat, als er das Siedlungsgebiet besichtigte.

Als Trinitatis 1727 der Pachtkontrakt mit Gundelach abgelaufen war, wurde er zwar verlängert, aber die fortgesetzten Steigerungen der Pacht bewogen Gundelach, als am 29. April 1733 die Verpachtung für Trinitatis 1734 neu ausgeschrieben wurde, zu verzichten. Sie übernahm Johann Moritz Trümper, ein Glasschneider aus Berlin, für seinen Sohn Johann Hartmann Trümper, der das Privileg erhielt, auch „kristallene, vergoldete und couleurte Gläser" herzustellen, das sonst nur die märkischen Glashütten, insbesondere die Potsdamer, hatten. Das Absatzgebiet dafür aber wurde auf Pommern und das Ausland beschränkt.

Als Trümper nach Ablauf der Pachtzeit den Betrieb auch nicht mehr weiterführen wollte, übernahm die Glashütten nach langen Verhandlungen der Generalpächter Henrici, der 1737 vom Könige zum Domänen- und Kriegsrat ernannt worden war, wobei aber das Privileg zur Anfertigung von Kunstglas aufgehoben wurde. Da durch die Uebernahme der Glashüttenpachtung die Amtsgeschäfte Henricis bedeutend vergrößert wurden, verlegte er Juni 1740 seinen Amtswohnsitz von Neuhof bei Ueckermünde nach Ferdinandshof. 1740 ist also das Gründungsjahr des noch heute bestehenden Amtshauses Ferdinandshof (heute Gestütsverwaltung).

Der Wald wich immer mehr von den beiden Glashütten zurück, so daß 1743 der Plan gefaßt wurde, sie abzureißen und im Mützelburgischen Revier neu aufzubauen; aus diesem Plan wurde aber trotz jahrelanger Verhandlungen nichts. Im Dezember 1747 wütete durch ganz Vorpommern ein mehrere Tage anhaltender Orkan, der ungeheure Verwüstungen anrichtete. Der Bestand der Glashütten, denen die Forst als „Waldvernichter" feindlich gegenüberstand, wurde dadurch auf Jahre hinaus gesichert, weil man das niedergebrochene Holz nicht anders verwerten konnte. Am 12. October 1749 genehmigte der König den

Neubau einer Glashütte „zwischen den sog. Enten-Pfuhlen und dem Torgelowschen Wege, an der Pasewalkschen alten Landstraße". Hier entstand nach und nach das Dorf Heinrichsruh, der Ruhesitz Henricis, dessen Einwohner später nach Eingehen der Hütte in der Mehrzahl Glashütter waren. Die Glashütte Scharmützel wurde 1749 stillgelegt.

Gleichzeitig, am 17. April 1749, genehmigte der König den Bau einer zweiten neuen Hütte in der Nähe der Holländerei Besserdran an der Sarow. Sie erhielt den Namen Meyersberg nach dem damaligen Oberforstmeister Meyer in Torgelow. Die heute übliche Schreibweise Meiersberg ist also nicht richtig. Auch in dieser Siedlung ließen sich dauernd Glashütter nieder.

Wann die Hütten Heinrichsruhe und Meyersberg stillgelegt wurden, ist nicht genau zu bestimmen, da die betreffenden Aktenstücke fehlen, jedenfalls aber kurz vor dem 7jährigen Kriege. Noch während des Krieges, 1758, wurde eine neue Glashütte auf dem Domänenvorwerk bei Rothemühl, zu welchem das alte Mühlenland der 1630 zerstörten und nicht wieder aufgebauten Wassermühle „zum Roden Born", später „Rothe-Mühle" genannt, welche in der Nähe der heutigen Försterei Nettelgrund an der „Brunnenwiese" lag, gehörte. Das Vorwerksgebäude wurde Verwaltungshaus, und rings um die Hütte bauten sich die Glasarbeiter auf, wie noch heute an der Bauart des Dorfes zu sehen ist. Es bestanden jetzt nur noch diese und die Johannisberger Hütte, die beide durch den Krieg, sie waren wiederholt durch die Schweden besetzt, zu leiden hatten. Auch über die Gründung der Hütte bei Rothemühl und über das Schicksal während des Krieges fehlen die Akten; wir erfahren es nur aus den Verhandlungsprotokollen über die Stillegung beider Hütten, die 1763 erfolgen sollte, deren Betrieb aber durch die Eingaben Henricis — Sohn des inzwischen verstorbenen Kriegs- und Domänenrates — und durch die Bitte der Glashütter beim König, die damals auf beiden Hütten zusammen 52 Familien ausmachten, mühsam mit vielen Unterbrechungen infolge des immer größer werdenden Holzmangels bis Herbst 1768 aufrecht erhalten wurde.

Henrici machte Konkurs. Ungefähr die Hälfte der Glasmacher suchte sich auf anderen Hütten Beschäftigung, was aber seine Schwierigkeiten hatte, denn die Glanzzeit der mit Holz gefeuerten Oefen war vorüber, und eine nach der andern ging ein. So wurden die Glashütter Siedler. In die leergewordenen Häuser der Rothemühlschen Hütte zogen Kolonisten aus Mecklenburg ein, und es entstand die Wollspinnerei-Kolonie Neu-Rothemühl, da die Siedler neben der kleinen Landwirtschaft ihre Existenz durch Spinnen und Weben verbessern sollten. Das Dorf, welches bei dem Teerofen Rothemühl entstanden war, hieß fortan Alt-Rothemühl.

Zum Schluß werde ich noch die Namen und das Herkunftsland der alten Glasmacherfamilien, deren Nachkommen noch heute im Ueckermünder Kreise leben, nennen: Greinert — Thüringen; Gundlach — Mecklenburg; Lippert — Mecklenburg; Gäbel auch Goebel — Kurland; Börner — Mecklenburg. Sollte ich Namen vergessen haben und ist ein Leser der Meinung, er entstamme auch den Glasmachern, so bin ich gerne bereit, weitere Auskunft nach den noch erhaltenen Listen zu erteilen.

Otto Bruchwitz.

Die Ansiedlung der Pfälzer unter Friedrich dem Großen

Die geplante Ansiedlung schwäbischer Bauern im Norden und Osten des Deutschen Reiches erweckt die Erinnerung an die Unterbringung der aus der Pfalz und Württemberg ausgewanderten Lutheraner und Reformierten, die zum größten Teil in Pommern, davon wieder eine beträchtliche Familienzahl in Königsholland, angesetzt wurden.

Zum Verständnis dieser Aufnahme von flüchtenden Glaubensgenossen von 1741—1750 ist ein kurzer historischer Rückblick notwendig. Die in Pommern angesiedelten Pfälzer sind sog. Jungpfälzer, die nicht alten heimischen Geschlechtern der Pfalz entstammen, sondern die nach 1550 aus den Niederlanden und aus Frankreich infolge der Religionsverfolgungen geflüchtet waren und sich zu beiden Seiten des Rheins südlich des Mains angesiedelt haben. Der reformierte Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz nahm sie auf, und es entstanden bald die blühenden Städte Frankenthal und Mannheim; größere Kolonien wurden bei Heidelberg und Heilbronn angesetzt, um nur die bekanntesten Städte zu nennen. Die Leidenszeit für die Pfalz begann schon im 30jährigen Kriege; sie fand ihre Fortsetzung im Pfalzbrande unter Ludwig XIV. (Zerstörung von Heidelberg 1689). Zur Auswanderung gezwungen wurden sie aber erst im folgenden Jahrhundert.

Dreiteilig war die Pfalz dem Glauben nach gespalten; um 1700 war die stärkste die reformierte Konfession, dann folgten die Lutheraner, zuletzt die Katholiken. Die beherrschende Stellung der Reformierten hörte auf, als die pfälzischen Fürsten zum katholischen Glauben übertraten. Die Bedrückung der Reformierten und Lutheraner wurde so groß, „daß aus keinem Lande der Welt nach Verhältnis mehr Menschen auswanderten als aus Deutschlands Paradiese, der Pfalz! Nach allen Gegenden hin zogen die Flüchtlinge, besonders zahlreich über England nach Amerika, und zwar in solchen Massen, daß man lange Zeit den Namen „Pfälzer" im allgemeinen für deutsche Auswanderer gebrauchte."

Als König Friedrich II. von Preußen 1740 zur Regierung gekommen war, verwandte er sich sofort in mehreren Schriften bei dem Kurfürsten von der Pfalz für seine Glaubensgenossen, ebenso auch bei dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken (dicht am Saarland). Die ersten 6 Familien kamen im Mai 1741, im folgenden Jahre noch 12; sie wurden zuerst in Wilhelmsburg untergebracht, einige davon später bei Eichhof angesiedelt. Sie wollten eigentlich nach Litauen und kamen über Berlin. Diese und auch die später gekommenen Kolonisten waren der Meinung, in kultiviertes Land zu kommen, wo sie nur die Bauerhöfe einzunehmen brauchten. Es ist nicht recht ersichtlich, ob man sie mit Absicht über die Verhältnisse in Königsholland, das erst urbar gemacht werden sollte, im unklaren gelassen hat, oder ob die Leute die ihnen gegebenen Aufklärungen nicht verstanden haben. Die meisten dieser Leute waren arme Handwerker und für die schwere Kolonisationsarbeit nicht geeignet. Es gab viel Streit mit dem Kriegs- und Domänenrat Henrici, der einmal den Ausruf getan haben soll, der Tag sei verflucht, da der erste Pfälzer in Königsholland angesetzt wäre. Gegen die Leute mußte mit Strafen vorgegangen werden, während Henrici vom König manchen scharfen Befehl und Verweis einstecken mußte. Aus welchen Orten diese Leute gekommen sind, ist nicht angegeben, ihre Namen sind bekannt, der Religion nach waren es Reformierte.

Die systematische Einwanderung begann aber erst 1747, als Friedrich durch seinen Residenten in Frankfurt a. M. die Privilegien für die Kolonisten veröffentlichen ließ. Das Patent für Pommern datiert vom 21. 1. 1747.

Die Pfälzer, die eigentlich Pennsylvanien als Ziel in Aussicht genommen hatten, setzten sich mit dem Residenten in Verbindung, mit dem dann die näheren Bedingungen verabredet wurden. Die Pfälzer sollten zuerst bei der Regulierung der Oder bei Freienwalde und Wriezen beschäftigt und dann als Kolonisten angesiedelt werden, vor allen Dingen in Pommern. Ein preußischer Kommissar begleitete die einzelnen Auswandererzüge bis nach Berlin, von

wo sie an die Oder gebracht wurden. Der Weitertransport ging nach einigen Wochen per Schiff von Wriezen nach Stettin, von wo aus sie dann auf die einzelnen Siedlungsgebiete verteilt wurden.

Vom 5. Juli bis Dezember 1747 kamen in Berlin 9 Transporte an, zusammen 325 Familien, die Personenzahl wird mit 2500 angegeben. Diese Familien wurden z. T. verwendet zur Urbarmachung der Jhna- und Felchow-Wiesen in der Friedrichswaldischen Heide und des Röhrchen-Bruches. 1748 wurden zunächst 34 Familien in Jasenitz und andern Orten angesiedelt. Dann kamen in diesem Jahre noch 171 Familien, davon 99 nach Königsholland, 50 nach Berchen, 16 nach Rügenwalde, 8 nach Jasenitz. Die Pfalz wurde in 5 Jahren um 861 Familien ärmer, davon wurden in Pommern 530 angesiedelt. Eine größere Zahl ging auch nach dem Oder-, Warthe- und Netzebruch. Die Dörfer Stuttgart und Mannheim zwischen Küstrin und Landsberg a. W. verraten heute noch den Ursprung der Kolonisten, bezw. Pennsylvanien und Hampshire, die Länder, wohin sie eigentlich auswandern wollten. 1750 kamen 46 Familien aus Württemberg, deren Namen und Herkunft angegeben ist, ihren Verbleib konnte ich aber bis jetzt nicht feststellen.

Die für Königsholland bestimmten Kolonisten, es waren außer aus der Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken auch 2 württembergische Familien, kamen in der Hauptsache im Herbst 1748 dort an. Es entstanden nach und nach mit dem Fortschreiten der Urbarmachung — in der Hauptsache Entwässerung und Abholzung — die neuen Dörfer Sprengersfelde, Blumenthal, Aschersleben, Heinrichsruhe, Friedrichshagen, während die schon bestehenden kleineren Siedlungen (Glashütten und Holländereien), wie Ferdinandshof, Meyersberg, Wilhelmsburg, Eichhof und Heinrichswalde erst jetzt zu eigentlichen Dörfern wurden. Zu diesen Pfälzer-Kolonisten kamen noch andere Siedler, bes. aus Schwedisch-Vorpommern und Mecklenburg, ferner die Glashütter, die nach dem Eingehen der Glashütten zum größten Teil als Siedler blieben, besonders zahlreich sind letztere in Meyersberg, Heinrichsruhe und in Rothemühl ansässig geworden, wo die Wollspinnerei-Kolonie Neu-Rothemühl entstand.

Von den meisten Pfälzer-Transporten sind die Listen erhalten, aus denen wir den Namen und Beruf des Familienvorstandes, Zahl der Personen nach Alter, Geschlecht und Beruf, die Vornamen und das Alter der Kinder, Vermögensstand ersehen können. Es ist natürlich hier unmöglich, alle eingewanderten Pfälzerfamilien nach Namen und Herkunft anzugeben. Nur von einigen, von denen ich weiß, daß sie noch heute in Königsholland ansässig sind, sei dies mitgeteilt: Gilbert, bei Heilbronn, Wittmann, desgl., Köchler, desgl., Boltz, Winkel bei Mannheim. Ich bin gerne bereit, auf Anfragen weitere Auskunft zu erteilen.

Otto Bruchwitz.

Die erste preußische Seeschlacht in Pommern vor 175 Jahren am Repziner Haken zwischen Ueckermünde und Neuwarp

Wir schreiben das Jahr 1759. In Norddeutschland tobte der siebenjährige Krieg und machte dem Preußenkönige Friedrich dem Großen, besonders nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf, sehr viele Kopfschmerzen. Wären nicht die Feinde so uneins gewesen, wahrlich, der preußische Staat würde damals verloren gewesen sein. Nun marschierten die Schweden nach dem Süden, teils um in die Mark Brandenburg selbst einzufallen, teils um die pommersche Küste mit ihren Inseln und ihrer Hauptstadt Stettin zu erobern. Sie waren von einer Flotte begleitet. Diese sollte in das Haff einfahren und Stettin bedrohen. Schon hatten die Schweden Swinemünde besetzt und dort durch Versenkung von Schiffen den Hafen gesperrt. Jetzt wurde es bitter ernst.

Die große politische Not zwang den unvergleichlichen Feldherrn auf dem Königsthrone, obwohl grundsätzlich dem Bau einer Kriegsflotte abgeneigt, selbst eine kleine preußische Flotte aufzustellen, um das weitere Vordringen der Schweden zu verhindern. Schon im Jahre 1758 hatte der Herzog von Bevern, der Gouverneur von Stettin, mit dem Standort Stettin, eine kleine Küstenflotte geschaffen, die nun die pommerschen Küsten verteidigen sollte. Sie bestand aus 8 größeren Fahrzeugen und 4 kleineren. Dazu gehörten die Galeoten (größere Segler) „Prinz Heinrich“, „König von Preußen“, „Prinz Wilhelm“ und „Prinz von Preußen“ sowie die Galeeren (zum Segeln und Rudern eingerichtete Haffischerfahrzeuge, auch Zeesekähne genannt) „Jupiter“, „Merkur“, „Mars“ und „Neptun“. Die 4 kleineren Fahrzeuge waren Barkassen, ehemalige Küstenfahrer ohne Verdeck. Diese waren mit nur je einem Mörser bewaffnet, während die großen Schiffe insgesamt vier 24pfündige und sechzehn 12pfündige Geschütze an Bord hatten. Alles in allem bestand die wackere Besatzung dieser kleinen preußischen Kriegsflotte aus nur rd. 550 Mann, einschließlich 150 Mann Artilleristen. Alle Offiziere trugen Uniform. Oberkommandeur dieser kleinen Flotte war Hauptmann von Köller, von Hause aus Infanterist.

Wie stark war dagegen die schwedische Flotte! Sie zählte 4 große Galeeren mit 44 Ruderern, 2 Bombardiergaleoten, 8 halbe Galeeren, 1 Yacht, 1 Proviantschiff, 1 Krankenschiff und 4 Espings (kleine Fahrzeuge mit Yachttakelage). Oberkommandierender war Admiral Rudenspaar. Diese große schwedische Uebermacht griff nun am 10. September 1759 die kleine preußische Kriegsflotte an, nachdem das Geschwader durch die Peene ins Haff gekommen war. Früh um 8 Uhr setzte der heiße Kampf ein. Es war vollkommen windstill. Die beiden Flotten stießen am Repziner Haken zwischen Ueckermünde und Neuwarp zusammen. Ein heftiger Geschützkampf von über zwei Stunden entbrannte. Schließlich konnte der rechte preußische Flügel nicht mehr der Uebermacht widerstehen. Der Feind enterte, eroberte und besetzte zuerst den „Prinz von Preußen“ und richtete dessen Geschütze gegen die preußisch-pommerschen Schiffe. „Mars“, von allen Seiten eingeschlossen, zerschossen, vom eroberten „Prinz von Preußen“ am meisten bedrängt, mußte den Widerstand als aussichtslos aufgeben. Bald wurden auch „Prinz Heinrich“ und „Prinz Wilhelm“ vollständig kampfunfähig. Nur noch „König von Preußen“ kämpfte allein wie ein Löwe, mußte sich aber bald vor der überwältigenden Uebermacht zurückziehen. Immer sich noch tapfer verteidigend, fuhr er nach Ziegenort. Hier ereilte auch ihn das Schicksal seiner Brüder. Er erhielt allein 36 Schüsse in seinen Rumpf, sein Steuer war vollkommen zertrümmert, ringsum war er von Feinden eingeschlossen. Der Windstille wegen war ein Entkommen unmöglich. So ergab sich denn die wackere Mannschaft. Nur wenigen preußisch-pommerschen Galeeren gelang es, unbehindert nach Stettin zu entkommen.

Wenn auch die Schweden infolge ihrer Uebermacht siegreich gewesen waren, so hatten sie diesen Sieg doch recht teuer erkaufen müssen. Zwei Barkassen waren ihnen versenkt worden, eine dritte war mit der gesamten Mannschaft in die Luft gesprengt worden. Die übrigen schwedischen Schiffe waren teilweise recht schwer beschädigt worden. Von der Besatzung waren 120 gefallen, 300 schwer oder leicht verwundet. Ein sehr schöner Erfolg der kleinen preußischen Flotte, wenn man bedenkt, daß sie nur aus Kähnen bestand, die nicht für den Krieg zur See trainiert waren wie die feindliche. — Es wird erzählt, daß der schwedische Admiral nach diesem Gefecht gesagt haben soll, daß er den Angriff nicht gewagt haben würde, wenn er die Bewaffnung und den Mut des Gegners vorher genau gekannt hätte.

So ist es den preußisch-pommerschen Schiffen gelungen, trotz ihrer Niederlage dem Gegner Achtung beizubringen. Wahrscheinlich hat diese dazu beigetragen, daß es die Schweden trotz ihres Sieges nicht wagten, wie sie zuerst gewollt hatten, weiter nach Stettin zu fahren, um es durch Blockade zur Uebergabe zu zwingen.

Wie wir in der preußischen Geschichte nachlesen können, hat Preußen nicht allzulange darauf eine kleine Kriegsflotte aufgestellt. Diese hat dann mit besserem Erfolge als am 10. September 1759 gekämpft.

Fritz Klose.

Die evangelische Kirche in Ueckermünde

Die erste Erwähnung der Ueckermünder Kirche stammt aus dem Jahre 1242. Am 18. Juli d. J. verlieh Herzog Barnim I. dem Kloster Grobe auf Usedom das Patronatsrecht über sie. Die Urkunde spricht ausdrücklich von „Kirchen". Es scheint danach, als wenn Ueckermünde damals neben der „Nikolaikirche" — dies ist der ursprüngliche Name unseres Gotteshauses, die Bezeichnung „Marienkirche" erhielt sie erst später — wenigstens noch eine andere Kirche besaß. Vielleicht deutet der Name „Gertrudiskirchhof" in der Kirchenmatrikel von 1584 auf solche eingegangene Kirche hin. Auf ihm, dem späteren Hospital- oder Armenfriedhof, wurden in alter Zeit die Leichen aus den eingepfarrten Dörfern beerdigt, und vielleicht hatten diese auch hier ihre Kirche; denn die deutschen Ansiedler der Städte hatten zunächst keine Gemeinschaft mit den eingesessenen Slaven.

Die Grober Mönche erfreuten sich des ihnen verliehenen Rechts nicht lange. Nachdem Barnim 1260 in Ueckermünde selbst ein Kloster gegründet hatte, trachtete dies danach, die Konkurrenz des Klosters Grobe hier auszuschalten, und es gelang ihm auch, den alternden Barnim zu bewegen, im Jahre 1270 ihm das Patronatsrecht nicht nur über die Ueckermünder, sondern auch über die von ihr abhängige Liepgartener Kirche zu verleihen. Natürlich erhoben die Grober Mönche lebhaften Einspruch gegen diese Schenkung, und es kam zu einem langen Streit, der erst 1306 dadurch beendet wurde, daß Herzog Otto selbst das Patronat übernahm und die beiden Klöster auf andere Weise entschädigte. Seitdem ist das Patronat über die Kirche immer beim Landesherrn geblieben.

Bei dem großen Stadtbrande von 1473 wurde auch die Kirche in Asche gelegt, und noch 10 Jahre später wurden zu ihrem Wiederaufbau Almosen gesammelt. Jedenfalls unterstützte Herzog Bogislaw X. als Patron den Bau, und vielleicht ist er auch der Stifter eines geschnitzten Altarschreines, der sich jetzt im Pommerschen Landesmuseum in Stettin befindet. Lemcke setzt die Zeit seiner Herstellung in die Zeit Bogislaws X. Dem widerspricht allerdings eine Bemerkung in einem Aktenstück vom Jahre 1719, nach dem der Altar 1590 „gebaut und gemalt" worden ist. Diese Angabe, die erst 140 Jahre nach dem Wiederaufbau der Kirche gemacht wurde, erscheint aber sehr unwahrscheinlich, da nach der Einführung der Reformation (1535) wohl schwerlich noch solch Altar in einer evangelischen Kirche aufgestellt wurde. Es wird sich 1590 nur um eine Neubemalung gehandelt haben, oder sonst ist der jetzt im Museum befindliche Altarschrein schon damals als zu katholisch entfernt und durch einen neuen ersetzt worden, von dem nichts auf uns gekommen ist; denn der jetzt in der Kirche befindliche Altar wurde nach dem später zu erwähnenden Neubau der Kirche etwa 1775 aufgestellt und soll nach mündlicher Ueberlieferung von einem aus Mohrungen in Ostpreußen nach Ueckermünde eingewanderten Tischler Amende gearbeitet sein. Der Kunstwert der Schnitzereien des alten Altarschreins wird von Kugler sehr hoch geschätzt. Er findet in ihnen eine nahe Verwandtschaft mit dem kräftigen und ernsten Stil des Nürnberger Meisters Adam Kraft, der um dieselbe Zeit seine besten Kunstwerke schuf, und zählt sie zu den trefflichsten Schnitzarbeiten in Pommern. Im Jahre 1590 wurde die Kirche gründlich renoviert, und aus dieser Zeit stammen wohl die sechs Sitze im „Gestühl des Rates", deren Lehnen in handwerksmäßig tüchtiger Schnitzerei durch Säulen, Schlangen, Drachenköpfe und Rosetten verziert sind.

Bei dem großen Stadtbrande vom Jahre 1631 war die Kirche verschont geblieben, hatte aber durch die Plünderungen während des Dreißigjährigen Krieges im Innern sehr gelitten. Im Jahre 1651 wurde sie gründlich wieder hergerichtet. Aus diesem Jahre stammt die östliche Seitenwand des Ratsgestühls und eine über diesem hängende Tafel mit den Namen der Magistratsmitglieder jener Zeit. Etwa hundert Jahre später war die Kirche wieder nicht nur recht baufällig, sondern auch für die Bedürfnisse der stark gewachsenen Gemeinde zu klein. Es sollten auf der Nord- und Südseite Anbauten gemacht und so eine Kreuzkirche geschaffen werden; aber als man 1752 das Dach des alten Gebäudes abgetragen hatte, stürzten die Mauern ein, und man mußte zu einem Neubau schreiten. Da das Geld dafür zu knapp war, konnte man nur die Umfassungsmauern aufführen und den Bau notdürftig unter Dach bringen. Man hoffte, die Mittel zur Vollendung des Baues durch eine Kollekte in ganz Preußen zu beschaffen, aber diese wurde 1754 von Friedrich II. abgelehnt, „maßen das Publikum von den vielen bisher bewilligten Kollekten so degoutieret (angewidert) sei, daß davon fast gar nichts mehr einkäme". Es kam der Siebenjährige Krieg, während dessen die Stadt fast Jahr für Jahr von den Schweden besetzt und an eine Fortsetzung des Baues nicht zu denken war. So stand das Gebäude über ein Jahrzehnt im Rohbau, ohne Fenster, ohne Fußboden, die Decken nur mit Brettern verschalt; die Gottesdienste wurden in einem Zimmer des Hospitalgebäudes gehalten. Erst nach dem Siebenjährigen Kriege konnte der Bau vollendet und am 16. März 1766 eingeweiht werden. Zur Beschaffung der Baukosten hatte Friedrich der Große 1765 doch noch eine Kollekte bewilligt; aber auch sonst scheint er den Bau, nach einer Inschrift über dem Südportal zu schließen, unterstützt zu haben. Die Inschrift lautet: „Auspice Deo magna Prussorum rege Frederico II largitore hoc templum et vestutate consumtum et ob hominum frequentiam dilatandum funditus exstructum est anno Christi MDCCLII." (Unter göttlicher Leitung zur Zeit des großen Preußenkönigs Friedrichs II., des Spenders, ist dieses Gotteshaus, das durch Alter zerfallen war und wegen des zahlreichen Besuchs erweitert werden mußte, von Grund auf aufgebaut im Jahre 1752.) Der Bau ist in dem nüchternen, praktisch verständigen Geist des Rationalismus aufgeführt, der auch bei einem Kirchenbau Natürlichkeit und Bequemlichkeit forderte, und überdies mußte man bei der Beschränktheit der Mittel aus der Not eine Tugend machen und auf jeden architektonischen Schmuck verzichten.

Beim Neubau der Kirche war der alte Turm stehen geblieben. Er hatte auf einem Unterbau aus Mauerwerk von 80 Fuß Höhe eine sechsseitige Laterne aus Holz und auf dieser eine schlanke, unten zwiebelartig erweiterte hölzerne Spitze. Seine Gesamthöhe betrug 174 Fuß (54 m). Ein Gewittersturm warf 1783 die Spitze herab. Der Stumpf wurde nun durch Fachwerk bis über das Kirchendach geführt und durch ein achtseitiges Bretterdach geschlossen. Als 1859 sich an diesem Aufsatz eine größere Reparatur nötig machte, hatte die Gemeinde den Wunsch, ihn überhaupt zu entfernen und durch einen Turm zu ersetzen, der der Kirche und der Stadt würdig sei. Nun bot aber der untere Teil des Turmes nicht genügend Sicherheit, die in Aussicht genommene Spitze zu tragen. Man entschloß sich daher zu einem Neubau, der 1866 erfolgte. Er wurde in gotischen Formen ausgeführt und paßt darum in keiner Weise zu dem eigentlichen Kirchengebäude.

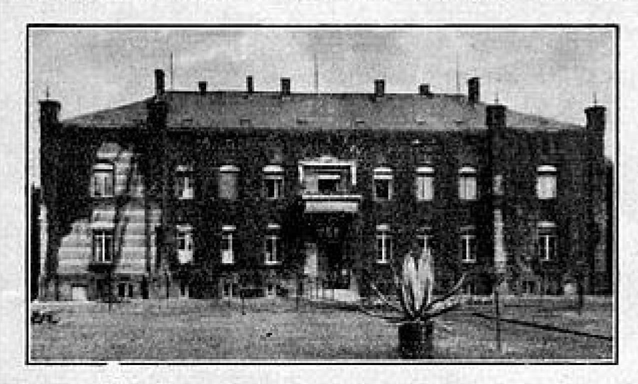
Größere bauliche Veränderungen und namentlich Erweiterungen sind seit dem Neubau von 1752 bei der Kirche nicht mehr nötig gewesen. Reichte sie damals für 1300 Einwohner nur gerade aus, so ist sie jetzt für

die 8000 Bewohner der Stadt (die eingepfarrten Dörfer nicht eingerechnet) an gewöhnlichen Sonntagen viel zu groß, und selbst an hohen Festtagen ist über Platzmangel kaum zu klagen. Der Grund dafür liegt im Wechsel der Weltanschauung. Zur Zeit des Neubaues gehörte es trotz des damals herrschenden Vernunftglaubens zum guten Ton, jeden Sonntag den Gottesdienst zu besuchen; der spätere Materialismus, der nur äußerlich wahrnehmbare Güter als erstrebenswert ansah, erzeugte natürlich Gleichgültigkeit gegen die von der Kirche gebotenen ideellen Güter, und der aus dem Materialismus erwachsene Marxismus und Bolschewismus verstand es, seine Anhänger immer mehr zu Feinden der Kirche zu machen. August Bartelt.

Die Provinzialanstalten in Ueckermünde

1. Die Landarmenanstalt.

Wenn die Stadt Ueckermünde bekannter ist als andere Kleinstädte unserer Provinz, so verdankt sie das neben ihren guten Mauersteinen besonders den beiden in ihr befindlichen Provinzialanstalten, der Landarmen- (Korrektions-) und der Irrenanstalt. Die erste ist die ältere. Schon im Jahre 1795 beschlossen die vorpommerschen Landstände, um der überhandnehmenden



Direktionsgebäude der Provinzialanstalten
Aufn. Emil Schäfer

Bettelei entgegenzutreten, die Errichtung eines Arbeitshauses für Landstreicher, wie es die hinterpommerschen Stände bereits mit gutem Erfolge getan hatten. Sie richteten ihr Augenmerk zunächst auf Ueckermünde und erbaten von der Regierung das Schloß zu diesem Zweck. Da dies aber vor 15 Jahren bereits an die Stadt vergeben war, wurde Anklam ins Auge gefaßt, wo durch Garnisonwechsel eine Kaserne leer geworden war. Der Magistrat von Anklam, der übrigens die Kaserne gern selbst für die Stadt erwerben wollte, protestierte aber lebhaft gegen die Unterbringung von allerlei Gesindel innerhalb der Ringmauern seiner Stadt. So kam man wieder auf Ueckermünde zurück, erwarb hier 1797 einen Garten vor der Stadt und errichtete hier die Anstalt, bestehend aus einem massiven zweistöckigen Hauptgebäude von 116 Fuß Länge und 44 Fuß Tiefe und einem Nebengebäude von 63 zu 30 Fuß Größe. Am 1. Januar 1800 wurde die Anstalt eröffnet.

Die Leitung der Anstalt hatte Mühe, ihre Insassen zu beschäftigen. Viele gab sie gegen geringes Entgelt an Private zur Außenarbeit ab. Das erregte aber großen Unwillen bei den freien Arbeitern, die dadurch in ihren Löhnen gedrückt wurden. Die übrigen beschäftigte sie mit allerlei Handwerksarbeiten, konnte aber die Erzeugnisse hier nicht absetzen und mußte damit die Jahrmärkte der umliegenden Städte beziehen. Der Direktor drängte darum immer wieder auf den Erwerb von Ländereien, damit die Gefangenen in der Landwirtschaft gesunde und für die Anstalt lohnende Beschäftigung fänden. Endlich wurde 1837 das Gut Neuhof für die Anstalt gekauft, das nun lediglich durch die Korrigenden bewirtschaftet wurde. Im Jahre 1854 wurde auf Neuhof auch eine Zwangserziehungsanstalt für Knaben errichtet. Ihre Zöglinge wurden von einem Lehrer beaufsichtigt und unterrichtet und mit Gartenarbeiten und Seidenraupenzucht beschäftigt. Sie ging aber bereits im Jahre 1875 wieder ein.

Mit der fortschreitenden Industrialisierung Deutschlands wurde die Zahl der Häftlinge immer größer. Die Anstalt mußte darauf bedacht sein, ihr Arbeitsfeld zu erweitern. Im Jahre 1859 wurde darum Jarowmühl für 25 000 Tlr. angekauft. Zunächst hielt man die Mühlen, eine Schneide- und eine Mahlmühle, noch für jedermann offen. Da das zum Betriebe nötige Wasser aber eigentlich nur im Frühjahr ausreichend war und überall modernere Betriebe dieser Art errichtet wurden, ließ man die Schneidemühle 1887 und die Mahlmühle, die zuletzt nur noch für die Anstalt selbst gearbeitet hatte, 1895 eingehen und richtete in dem Mühlengebäude eine Siechenanstalt und im Jahre 1912 dazu eine Provinzial-Erziehungsanstalt für weibliche Fürsorgezöglinge über 18 Jahre ein. Diese wurden von 2 Aufseherinnen mit Haus-, Garten- und leichter Feldarbeit und in einer Wäscherei beschäftigt. Am 1. Oktober 1933 ging auch diese Anstalt ein, und es wurden in Jarowmühl leicht Erkrankte aus der Irrenanstalt untergebracht.

2. Die Irrenanstalt.

Eine Irrenpflege in Anstalten gibt es erst seit etwa 150 Jahren. Früher wurden Geisteskranke nur dann, wenn sie ihren Mitmenschen gefährlich wurden, aus der Gemeinschaft der Gesunden entfernt und dann meist in Arbeitshäusern oder Gefängnissen untergebracht. Erst als man erkannte, daß Geisteskrankheit manchmal heilbar ist, kam es zur Gründung von Anstalten unter ärztlicher Leitung. Die erste Irrenheilanstalt in Deutschland wurde 1811 in Sonnenstein in Sachsen errichtet. In Altpommern, Reg.-Bez. Stettin und Köslin, trug man sich schon im Jahre 1833 mit dem Plan, zwei Irren-Heil- und Pflegeanstalten zu errichten, und zwar sollte die eine in Neustettin, die andere in Ueckermünde im Anschluß an die Landarmenanstalt gegründet werden. Der Provinzial-Landtag lehnte aber den Plan aus Bedenken gegen die Verbindung einer Heil- mit einer Strafanstalt ab. Erst 1841 wurde in Rügenwalde eine kleine Irrenanstalt eröffnet, die aber trotz wiederholter Erweiterung dem Bedürfnis nicht genügte, so daß der Provinzial-Landtag sich 1863 genötigt sah, die Gründung einer neuen Anstalt zu beschließen.

Von allen Städten, die sich um diese neue Anstalt bewarben, hatte Ueckermünde die meiste Aussicht, weil man sich von dem Hand-in-Hand-Arbeiten der Landarmen- und der Irrenanstalt bedeutende finanzielle Vorteile versprach, und da auch die Stadt großes Entgegenkommen zeigte und 30 Morgen Waldfläche für das Anstaltsgebiet umsonst hergab, wurde der Bau in Ueckermünde beschlossen. Für jedes Geschlecht wurden drei Gebäude aufgeführt, von denen das eine als Heil-, das andere als Pflegeabteilung, das dritte als Isoliergebäude gedacht war. Dazu kamen noch in der Mittellinie zwischen diesen für die Kranken bestimmten Häusern das Verwaltungs- und das Oekonomiegebäude und der Wasserturm. Die gesamten Bau- und Einrichtungskosten betrugen 959 000 Mark; es entfielen also bei einer Normalbesetzung von 300 Kranken auf jeden Platz 3200 Mark, ungerechnet den Grund und Boden.

Die Anstalt wurde am 1. Oktober 1875 eröffnet, aber schon 5 Jahre später war sie mit 301 Kranken vollständig besetzt; und 1883 zählte sie bereits 434 Kranke. Um Platz für Neuaufnahmen zu schaffen, wurden etwa 100 Kranke auf Kosten der Provinz in Bergquell, Kückenmühle und Tabor untergebracht, aber bald war wieder die Zahl 400 weit überschritten. Die Eröffnung der Irrenanstalt in Lauenburg (1892) brachte

nur eine vorübergehende Erleichterung, schon von 1895 bis 1897 mußten in Ueckermünde bedeutende Erweiterungsbauten ausgeführt werden. Aber die Zahl der Irren der Provinz stieg schneller als die der für sie verfügbaren Plätze. Auch die 1902 eröffnete Irrenanstalt in Treptow a. d. Rega genügte nicht dem Bedarf, die Ueckermünder Anstalt mußte in den Jahren 1902/03 wieder erweitert werden, so daß ihre Belegungsfähigkeit auf 624 Köpfe stieg. Aber alle auch in den folgenden Jahren ausgeführten Erweiterungsbauten konnten den Bedarf an Plätzen nicht decken. Man ging darum dazu über, harmlose Kranke in Familienpflege unterzubringen, und zwar hauptsächlich in dem Dorfe Liepgarten, wo darum auch ein Arzt und ein Pfleger stationiert wurden. Im Jahre 1910 befanden sich in Familienpflege 125, in der Anstalt selbst 760 Kranke. Ihre Ueberfüllung wurde durch die 1912 erfolgte Eröffnung der Anstalt in Stralsund gemildert; den stärksten Rückgang fand aber die Zahl der Kranken während des Weltkrieges. Gerade in geschlossenen Anstalten traten die Folgen der englischen Hungerblockade am stärksten in Erscheinung, da die Insassen lediglich auf die zur Erhaltung des Lebens ganz unzureichende rationierte Kost angewiesen waren. Im Jahre 1917 starben 194, im folgenden Jahre 141 Kranke. Die Hälfte der Plätze wurde dadurch leer. Erst nach dem Kriege fing die Zahl der Kranken wieder langsam an zu steigen, so daß 1924 die Anstalt wieder voll belegt war. Nur die Familienpflege ging infolge der Teuerung und der Wohnungsnot nach dem Kriege zunächst sehr zurück, so daß der Arzt und der Pfleger von Liepgarten zurückgenommen wurden. Nach Beendigung der Geldentwertung stieg sie aber wieder auf die Höhe vor dem Kriege, bis 1934 ein Teil der Kranken aus ihr herausgezogen und in Zarowmühl untergebracht wurde. Im Herbst 1934 zählte die Anstalt selbst bei einer Belegungsfähigkeit von 710 Plätzen 785 Insassen, außerdem befinden sich 67 Kranke in Familienpflege und 60 in Zarowmühl, so daß die Gesamtzahl der hier untergebrachten Kranken über 900 beträgt.

Hoffentlich gelingt es der neuen Gesetzgebung, durch Behinderung der Fortpflanzung erblich belasteter Personen der ungeheuren Vermehrung der Geisteskranken Einhalt zu tun. A. B.

Mutter Fasten aus Ueckermünde

Am 26. Oktober 1781 wurde dem ehrsamen Schneidermeister Johann Ephraim Budtke in Blankensee (Kreis Randow) eine Tochter geboren, die schon am 2. November bei der Taufe die Namen Dorothea Johanna Charlotte Louise erhielt. Sie wuchs zur Freude ihrer Eltern auf und zeigte von Jugend auf ein brennendes Interesse für alles Militärische. Sie heiratete einen gewissen Westphal, wurde Witwe und ging dann eine zweite Ehe mit einem gewissen Fasten ein. Als Marketenderin machte sie zusammen mit ihrem Manne, der im 1. Pommerschen Dragoner-Regiment war, die Feldzüge von 1806/07 und die Freiheitskriege von 1813/15 mit und folgte auch in derselben Eigenschaft dem Schillschen Freikorps, dem sich ihr Mann ebenfalls als ehemaliger Kavallerist angeschlossen hatte. So nahm sie u. a. an der Belagerung von Danzig und an den Schlachten bei Leipzig und Belle-Alliance teil.

Nach Kriegsende wohnte sie in Ueckermünde und stand hier im Dienste des Schmuggels und der Pascherei zwischen Ueckermünde und Mecklenburg. Noch heute erzählt man sich in der alten Haffstadt lustige Geschichten, wie sie es immer glänzend verstanden hat, die Grenzwächter gründlich an der Nase herumzuführen und ihre geschmuggelten Waren über die Grenze zu bringen.

Die Veteranin war schon über 100 Jahre alt geworden, als sie vom Vorstande des Ueckermünder Kriegervereins folgendes Schreiben erhielt:

Ueckermünde, den 6. März 1883.

Wir teilen Ihnen hierdurch mit, daß Sie in Anbetracht der dem Deutschen Vaterlande in den so schweren Jahren 1807—1815 geleisteten Dienste als Marketenderin in den hiesigen Kriegerverein durch den Beschluß des Vorstandes vom heutigen Tage als Ehrenmitglied aufgenommen worden sind.

Der Vorstand des Kriegervereins Ueckermünde.

Mutter Fasten, unter welchem Namen sie einst in ganz Ueckermünde bekannt war, freute sich unendlich über diese seltene Ehrung. Leider ließ ihr Gesundheitszustand sehr zu wünschen übrig. Ihre Sehnerven vertrockneten, so daß sie zuletzt ein ziemlich hilfloses Wesen war. Am 23. Oktober 1885, nachmittags 5 Uhr, hauchte sie ihr Leben aus. Der Kriegerverein gab ihr Ableben durch folgende Anzeige bekannt:

Der Kameradschaft wird hierdurch die traurige Mitteilung gemacht, daß am Freitag, dem 23. d. M., nachmittags 5 Uhr, aus unserer Stadt der letzte Zeuge der ereignisreichen Jahre 1807—1815, die Marketenderin der Freiheitskriege, Wwe. Johanna Charlotte Fasten geb. Budtke, im Alter von 104 Jahren im Herrn entschlafen ist. Friede ihrer Asche!

Der Vorstand des Kriegervereins.

So wurde denn Mutter Fasten mit allen militärischen Ehren begraben. Der Ueckermünder Kriegerverein marschierte mit Vereinsfahne geschlossen vor dem Sarge. Als die letzten irdischen Ueberreste der ehemaligen Marketenderin der Erde übergeben wurden, schossen alte Feldsoldaten über das Grab.

Und so erhielt Johanna Charlotte Fasten, die von Jugend auf für alles Militärische eine so große Vorliebe gehabt hatte, ein richtiges Soldatenbegräbnis.

Fritz Klose.

Wenn man nicht in der Kirche Bescheid weiß

Es war in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Da lebte in Ueckermünde der Gastwirt Hückstaedt, dessen Küche einen guten Ruf hatte. Dieser wegen seiner Originalität weit und breit bekannte Mann war bei jedermann beliebt. Trotzdem sah er sich eines Tages gezwungen, den Staub der Haffstadt von seinen Füßen zu schütteln.

Generalsuperintendent Dr. Jaspis aus Stettin hielt in Ueckermünde Kirchenvisitation ab. Das war ein großes Ereignis für die ganze Stadt und deren Nachbarorte. So strömte alles zur Kirche. Auch Gastwirt Hückstaedt, kein fleißiger Kirchgänger, fühlte sich veranlaßt, einmal ob dieses wichtigen Ereignisses das Gotteshaus aufzusuchen, mit dessen „Lokalitäten" er ganz und gar nicht vertraut war. So machte er sich denn auf, allerdings ein wenig später als die übrigen Kirchgänger, die bereits alle versammelt waren, als er den Haupteingang entlangschritt. Darob gab es großes Erstaunen, ihn, den Vielbeschäftigten, auch einmal in der Kirche zu sehen.

Auf einmal wurde das Erstaunen aber noch viel größer. Warum? Nun, Hückstaedt hatte, als er den Gang entlang schritt, eine Treppe erspäht. „Aha!", dachte er, „die führt sicherlich zum Chore hinauf, wo du ja hin willst!" So stapfte denn der wackere Mann die Stufen empor und — erschien plötzlich auf der Kanzel. Er blickte auf eine zahllose Menge von Köpfen und war darüber so erschrocken, daß er, wie zu einer Salzsäule erstarrt, regungslos stehen blieb. Ebenso erstaunt war aber auch die Gemeinde. Sie glaubte zuerst, den Generalsuperintendenten vor sich zu haben, zumal Hückstaedt ein sehr ehrwürdiges Aussehen hatte. Auf einmal aber ertönte aus einer Bank der Ruf: „Das ist ja Hückstaedt!" Da kam Leben in die sonderbare Figur auf der Kanzel. Schnell wie der Blitz war sie verschwunden.

Bald aber sah sich Hückstaedt gezwungen, sein Hotel in Ueckermünde zu verkaufen. Wegen des obigen

Vorfalles wurde er andauernd geneckt. Sollen doch eigens seinetwegen Fremde nach Ueckermünde gekommen sein, um sich „den stummen Kanzelredner" anzusehen. Als „Kuriosität" wollte Hückstaedt nicht länger gelten, wollte auch nicht sein Leben lang die andauernden Neckereien hören. Er verkaufte und verzog nach Pasewalk, wo er den „Schwarzen Adler" in der Königstraße kaufte.
F. K.

50 Jahre Eisenbahn Jatznick—Ueckermünde

Am 7. Dezember 1835 bewegte sich auf deutschem Boden der erste von einer Dampflokomotive gezogene Eisenbahnzug auf der von dem Architekten und Ingenieur Paul Denis erbauten Bahn Nürnberg—Fürth. In Preußen pfiff die erste Lokomotive im Jahre 1838 auf der Strecke Berlin—Potsdam. Als fünfte Eisenbahnstrecke in Preußen wurde als erste Eisenbahn unserer Heimatprovinz Pommern am 15. August 1843 die Linie Berlin—Stettin mit großen Einweihungsfestlichkeiten eröffnet, an denen sogar der preußische König Friedrich Wilhelm IV. mit dem Prinzen von Preußen und andere Fürsten teilnahmen. Im Jahre 1846 wurde die Bahn Stettin—Stargard fertiggestellt, die schon im nächsten Jahre über die Grenze Pommerns hinaus über Woldenberg nach Posen geführt wurde. Die Bahn Stettin—Stargard wurde erst im Jahre 1859 von Stargard nach Belgard und Köslin mit einer Abzweigung von Belgard nach Kolberg weitergeführt, womit ein großer Teil Hinterpommerns dem Weltverkehr erschlossen wurde. Dann aber ging es an die Erschließung Vorpommerns durch Schienenwege. Am 16. März 1863 erfolgte die Eröffnung der vorpommerschen Strecken Stettin—Pasewalk und Angermünde—Prenzlau—Pasewalk—Anklam. Schon am 1. November 1863 wurde die Reststrecke Anklam—Greifswald—Stralsund eröffnet. Am 4. Januar 1865 erfolgte die Inbetriebnahme der Stralsunder Hafenbahn.

Die Kreisstadt Ueckermünde aber mußte über 20 Jahre scheel zusehen, wie das Dampfroß alltäglich in zwei Meilen Entfernung an der alten Haffstadt vorbeisauste. Schon seit dem Jahre 1850 hatten sich die Ueckermünder um Anschluß an das Eisenbahnnetz bemüht. Der Landtagsabgeordnete von Enckevort-Vogelsang hatte später im Preußischen Landtage immer wieder auf die bittere Notwendigkeit einer Eisenbahnverbindung Jatznick — Torgelow — Ueckermünde hingewiesen. Endlich hatte er Erfolg. In der 49. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 20. April 1882 wurde bei der Bewilligung der Kosten für verschiedene neue preußische Eisenbahnstrecken auch der Betrag von 1 184 000 Mark für den Bau der Linie Jatznick—Ueckermünde bewilligt. Am 25. April 1882 wurde in dritter und letzter Lesung der Bau der Strecke Jatznick—Ueckermünde (19,4 km) endlich genehmigt. An den Gesamtbaukosten beteiligten sich mit je 100 000 Mark die Provinz Pommern und der Kreis Ueckermünde. Die betreffenden Interessenten hatten das erforderliche Gelände unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Die Kreisstadt Ueckermünde brachte für den Bahnbau sehr große Opfer. Außer einer Barsumme von 30 000 Mark gab sie, soweit die Bahn Stadtgebiet berührte, noch den Baugrund kostenlos her, wozu sie eine fast ebenso hohe Summe aufwenden mußte. Später kamen noch bedeutende Ausgaben für die Hafenbahn dazu.

Das neue Bahnprojekt hatte soviel Freunde wie Feinde. Die Optimisten behaupteten, die neue Bahn würde „eine Fundgrube von Glückseligkeit für jeden Ueckermünder" werden. Die Pessimisten und Spießer wieder waren der Meinung, daß die neue Eisenbahn die ohnehin schon so hohen Lebensmittelpreise noch mehr verteuern und dem Geschäftsmanne nur Schaden bringen werde, „da dann alle Kreisstadtbewohner ihre Einkäufe noch mehr als bisher in der Großstadt Stettin machen werden." Die „Uecker-Zeitung" in Ueckermünde aber begrüßte fortschrittlich das Projekt mit der Ueberschrift „Ueckermünde wird immer mehr — Großstadt!"

Anfang August fand der Bau der neuen Eisenbahnlinie von Jatznick über Torgelow, Eggesin und Hoppenwalde nach Ueckermünde die landesherrliche Genehmigung. Mitte September 1882 wurde mit der Absteckung und Stationierung der neuen Ueckermünder Bahnlinie begonnen. Ende Oktober 1882 waren alle den Bahnbau vorbereitenden Arbeiten im Gelände beendet. In der denkwürdigen Kreistagssitzung am Donnerstag, dem 30. November 1882, stimmten die Kreistagsabgeordneten des Kreises Ueckermünde einmütig allen Bedingungen betreffs Bahnbaues zu, wovon die wichtigste die Gewährung eines Barzuschusses von 100 000 Mark seitens des Kreises Ueckermünde war. Am 27. Februar 1883 fand vormittags die technische und landespolizeiliche Prüfung des Eisenbahnprojektes im Ueckermünder Stadtverordnetensaale statt. Hoffnungsfroh wurde angenommen, daß schon am 1. Dezember 1883 die neue Strecke in Betrieb genommen werden könnte. Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung.

Am 15. Juli 1883 wurde der Bau der neuen Strecke energisch in Angriff genommen. Regierungsbaumeister Große leitete den ganzen Bau, der rüstig vorwärtsschritt. Schon Ende August 1883 wurde der Bahndamm bei Jatznick mit Schwellen und Schienen belegt. Sehr verzögernd wirkte sich der Bau der Brücken über den Kanal im Moosbruch, über die Uecker und über die Randow aus. Dreimal mußte die Brücke über den Moosbruchgraben bei Jatznick erneuert werden. Spätestens am 1. Juni 1884 sollte die Eröffnung der neuen Strecke erfolgen. Aber auch dieser Termin konnte nicht innegehalten werden. Man war froh, daß man am 20. April 1884 die Teilstrecke Jatznick—Torgelow für den Personen-, Gepäck- und Güterverkehr eröffnen konnte, was ohne Sang und Klang, ohne Festreden und Festschmaus vor sich ging. Nur 38 Personen benutzten von Torgelow aus den ersten dort abgehenden Eisenbahnzug. Fleißig wurde an der Fertigstellung der Reststrecke Torgelow—Ueckermünde gearbeitet. Am 24. Juli 1884 erschien die erste Lokomotive auf dem Ueckermünder Bahnhofe. Am 29. August 1884 konnte endlich die landespolizeiliche Abnahme der Bahnstrecke Torgelow—Ueckermünde erfolgen. Endlich am 15. September 1884 wurde die ganze Strecke Jatznick—Ueckermünde in Betrieb genommen. Es verkehrten fortan täglich vier Zugpaare.

Da über die Kosten dieses Bahnbaues die verschiedensten, sich einander widersprechenden Meinungen aufgetaucht waren, wurde amtlich darüber bekannt gegeben: Der Bahnhof Torgelow kostet 27 500 M., der Eggesiner ebensoviel, der Hoppenwalder 20 000 M. und der Ueckermünder 86 000 M. Die Moosbrücke kostet gegen 30 000 M., die Ueckerbrücke bei Torgelow 52 000 Mark und die Randowbrücke bei Eggesin 40 000 M. Der ganze auf 1 180 000 M. veranschlagte Bahnbau Jatznick—Ueckermünde kostet 1 380 000 M.

Die Haltestelle in Sandförde wurde erst im Jahre 1891 eingerichtet.

Von dem Jahre 1884, in dem das Dampfroß seinen Einzug in die Kreisstadt Ueckermünde gehalten hat, datiert der wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung der ganzen Gegend um die neue Bahnlinie herum. In den beteiligten Orten stieg von 1884 bis 1891 die Einwohnerzahl wie folgt (abgerundete Zahlen):

Ueckermünde	von	5 200	auf	6 100	Einwohner,
Torgelow	„	2 300	„	2 800	„
Eggesin	„	1 550	„	2 000	„
Hoppenwalde	„	340	„	400	„
Gumnitz	„	110	„	160	„

In gleicher Weise stieg in den obigen Orten der Steuerzuwachs. In den von der neuen Bahnlinie berührten Orten entstanden in jenen Jahren 30 Fabriken.

Als im Jahre 1892 die Sekundärbahn Stettin—Jasenitz eröffnet worden war, gaben sich der Kreis und die Stadt Ueckermünde alle Mühe, diese Bahnlinie über Neuwarp bis nach Ueckermünde zu verlängern, um so auch den nordöstlichen Teil des Kreises dem Verkehr

zu erschließen. Aber bisher sind alle Bemühungen in dieser Hinsicht vergeblich gewesen, obwohl der Kreis Ueckermünde, weithin als Pommerns ärmster Kreis bekannt, mit seinem schlechten Straßenverkehrsnetz eine solche wirtschaftliche Neuerschließung eines vom Verkehr abgelegenen Kreisteiles sehr gut gebrauchen könnte.

Schade, daß uns keine Statistik meldet, wieviele Personen und wieviele Frachtgüter in dem ersten halben Jahrhundert des Bestehens der Eisenbahnstrecke Jatznick—Ueckermünde befördert worden sind! Sie würde sicherlich an stichfesten Zahlen beweisen können, daß diese Bahnlinie eine große Verkehrsnotwendigkeit war.

Fritz Klose.

Das Haffbad Ueckermünde

In der Nachkriegszeit wurde, wie in mehreren anderen Orten am Haff, auch das Ueckermünder Haffbad errichtet. Zunächst war die Anlage als Uferschutz gedacht. Das Haff hatte Jahr um Jahr an der der Stadt gehörigen Haffwiese genagt und in verhältnismäßig wenigen Jahren viele Morgen Land abgerissen, so daß die Stadt sich gezwungen sah, durch Aufspülung von Sand dem weiteren Vordringen des Wassers Einhalt zu tun. So entstand das Haffbad, welches mit Recht die Perle der pommerschen Haffbäder genannt wird. Der neugegründete Badeverein schuf neben der vornehm ausgestatteten Strandhalle die anderen erforderlichen Einrichtungen wie Badehaus mit Wechselzellen und Bedürfnisanstalten, stellte Strandkörbe auf und nahm Anpflanzungen vor, welche heute schon einen guten Baumbestand aufweisen. Der Strand ist ca. 1000 m lang und 60 m tief. Der Um- und Fernblick auf das weite Haff ist äußerst reizvoll. An der gegenüberliegenden Haffseite findet das Auge in den Caminker und Lebbiner Bergen der Inseln Usedom und Wollin einen angenehmen Abschluß. Die östliche Seite bietet mit dem Gutspark von Neuendorf, der eine naturgeschützte Esche (Löwe-Esche) und Eiche aufweist, den hoch in die Luft ragenden Ziegeleischornsteinen und dem dunklen Nadelwalde der Vogelsanger und Warsiner Forst ein herrliches Landschaftsbild. Der Badestrand hat sandigen Untergrund und fällt sehr flach ab. Kinder können bis an 100 m weit in das Wasser gehen, ohne in Gefahr zu geraten; daher bietet Ueckermünde gerade für Kinder eine günstige Badegelegenheit. Die Bewirtung in der Strandhalle dürfte im allgemeinen als gut angesprochen werden, auch kennt man keine Kurtaxe. Leider liegt Ueckermünde etwas abseits von der Heerstraße. Immerhin gibt es Gelegenheiten genug, es zu erreichen. Fünf Zugpaare verkehren täglich. In knapp 2½ Stunden gelangt man von Stettin dorthin. Von Pasewalk, Jatznick, Torgelow, Eggesin und Stettin hat die Reichsbahnverwaltung Sonntagsrückfahrtkarten eingeführt. Einen besonderen Reiz bietet eine Dampferfahrt von Stettin aus die Oder abwärts und an der abwechslungsreichen Haffküste entlang nach Ueckermünde. Im Kraftwagen durch die herrliche Ueckermünder Heide braucht man von Stettin aus ca. 1½ Stunden. Ein Besuch des schönen Haffbades ist nicht nur reizvoll, sondern bereichert die Kenntnisse unserer lieben pommerschen Heimat.

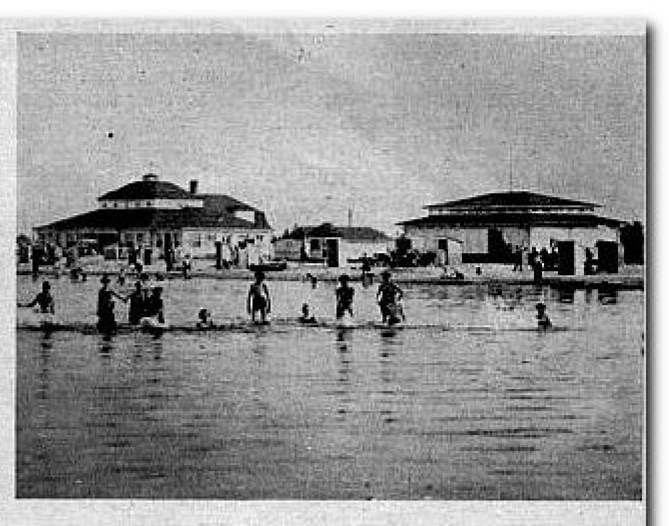
Walther Pirwitz.

Das Remonteamt Ferdinandshof

Von der Kreisstadt Ueckermünde 14 km entfernt, liegt an der Bahnstrecke Pasewalk-Ducherow das Dorf Ferdinandshof, in dessen Mitte sich das Remonteamt gleichen Namens befindet.

Ein Remonteamt ist ein größeres Landgut, auf welchem für den Heeresersatz angekaufte 3jährige Pferde während ihres 4. Lebensjahres gehalten werden.

In früheren Zeiten wurde die preußische Kavallerie durch Anwerbung berittener und ausgerüsteter Freiwilliger ergänzt. Später kauften die Regimenter selbst ihren Pferdebedarf, hauptsächlich in Podolien und der Ukraine.



Haffbad Ueckermünde

Um das Heer vom Auslande unabhängig zu machen, und um die inländische Pferdezucht zu heben, wurde im Jahre 1821 das erste Remonteamt eingerichtet.

Die Heeresverwaltung arbeitete Hand in Hand mit den Landgestüten und den Privatzüchterverbänden, so daß sich allmählich die Landespferdezucht so hob, daß ein Pferdeschlag herangezogen wurde, der nicht nur als brauchbares Wirtschafts- und Zugpferd verwendbar war, sondern auch der Armee die besten Pferde lieferte, die während des Krieges bei höchsten Leistungen den größten Strapazen gewachsen waren.

So wurden allmählich, je nach Vermehrung des Heeres, neue Remonteämter angelegt und im Jahre 1862 das Remonteamt Ferdinandshof, bestehend aus der preußischen Domäne Ferdinandshof und der preußischen Domäne Wilhelmsburg mit Vorwerk Mühlenhof, eingerichtet. Diese beiden Domänen umfassen rund eine Fläche von 6000 Morgen, von der die Hälfte Ackerland und 300 Morgen Waldfläche, die andere Hälfte Wiese und Weide sind. Diese großen Wiesenflächen liefern das Heu für die auf dem Amte untergebrachten Remonten.

Die jungen 3jährigen Pferde werden von Remontierungskommissionen möglichst vom Züchter auf besonderen Märkten aufgekauft, welche im Frühjahr beginnen und bis Ende Juli dauern.

Zweck der Remonteämter ist: Zweckmäßige Ernährung und Pflege der Remonten im 4. Lebensjahre und Heranbildung für das Heer unter Berücksichtigung möglichst niedriger Verpflegungskosten.

Durch die große Zusammenziehung junger Pferde aus sehr verschiedenen Gegenden — Ferdinandshof erhält seine Remonten aus Holstein, Mecklenburg, Brandenburg und Pommern bis zur Grenzmark — treten naturgemäß fast alljährlich Seuchen und ansteckende Krankheiten auf, die die Remonten auf den Aemtern zum größten Teil durchmachen, wodurch sie gegen diese Seuchen widerstandsfähiger und abgehärteter werden und die Armee hierdurch schlagfertig erhalten wird.

In den über 70 Jahren seines Bestehens hat das Remonteamt für die Armee viele Tausend brauchbare Remonten vorgebildet.

Die großen Moorflächen an der mecklenburgischen Grenze sind in erstklassige Wiesen umgewandelt, die ein nahrhaftes gutes Heu liefern und durch Umbruch und Neuansaat dauernd in der höchsten Ertragsfähigkeit erhalten werden.

Die Ackerschläge werden intensiv bewirtschaftet. Ueberschüssiges Getreide und Hackfrüchte werden verkauft und fehlender Hafer zugekauft. Grünfutter, Futter- und Streustroh wird genügend selbst geerntet.

Ritgens.

Das historische Gartenhäuschen in Ferdinandshof

In Ferdinandshof wandeln wir auf historischem Kulturboden, auf dem preußische Könige segensreiche Kolonisations- und Kulturarbeit geleistet haben. All die vielen Dörfer um Ferdinandshof herum sind Kolonistendörfer, die Früchte der Siedlungs- und Bauernpolitik Friedrich Wilhelm I., der in den Jahren 1718 bis 1740 diese Einöde und Wildnis urbar machen ließ und im zähen Ringen mit dem Unland Kulturland im Frieden eroberte. Teils erhielten diese neugegründeten Siedlungen ihren Namen nach Prinzen des königlichen Hauses (Ferdinandshof, Heinrichswalde, Wilhelmsburg, Friedrichshagen), teils die Familiennamen hoher Beamter (Aschersleben, Blumenthal, Eichhof, Sprengersfelde, Schlabrendorf). In dem heutigen Amtshaus des Remontedepots in Ferdinandshof wohnte vor 200 Jahren der tüchtige und treffliche Friedensgehilfe des preußischen Königs Friedrich Wilhelms I. und zuletzt Friedrichs des Großen, der Kriegs- und Domänenrat Christoph Ludwig Henrici, der als Generalpächter die vereinigten Aemter Königsholland (Name für die Kolonistendörfer um Ferdinandshof), Ueckermünde und Torgelow verwaltete.

Im Parke dieses im alten Schlößchenstil gebauten Verwaltungsgebäudes liegt das historische Gartenhäuschen. Durch einen Laubengang schreitet man in gerader Linie auf das schmucklose Häuschen zu, das einst preußische Könige auf Inspektionsreisen vorübergehend beherbergte. Es ist ein kleiner viereckiger Fachwerkbau, rotgetüncht, ohne Giebel, vollständig unterkellert, mit vierflächtigem Dach, über das in der Mitte des Hauses der Schornstein hinausragt. Wer im Innern Königsprunkgemächer erwartet, ist bitter enttäuscht. Innen ist nur ein größerer Vorraum, rechts und links dahinter zwei kleine Nebenräume. Im Vorraum sind über dem aus rohen Mauersteinen gebauten Kamin die Initialen Friedrich Wilhelms I., die ineinander verschlungenen Buchstaben F. W. R. mit einer Krone darüber. Das „Schlafzimmer" der Könige, rechter Hand gelegen, ist kaum 10 Quadratmeter groß. Der Kamin ist jetzt vermauert. Wie anspruchslos waren doch damals reisende Könige! In dem danebenliegenden Raume haben sich des Königs Begleiter der Nachtruhe hingegeben. Welch Gegensatz zu den Prunksälen der Potsdamer Schlösser! Darum steht auch das historische Gartenhäuschen in Ferdinandshof, in dem einst preußische Könige den Schlaf gesucht haben, so unbeachtet da. Niemand sucht es auf, wenn nicht zufällig ein Geschichts- und Heimatforscher seine Füße nach Ferdinandshof lenkt.

Fritz Klose.

Eine Grabschrift vom Friedhof der Scharmützelkirche zu Ferdinandshof

Auf dem Kirchhof der Scharmützelkirche zu Ferdinandshof findet sich folgende Grabschrift, die eine Frau dem Gedächtnis ihres verstorbenen Mannes gewidmet hat:

Ein Charakter fest von Eisen,
Diesen konntest du aufweisen,
Immer war er deine Zier
Während du noch lebtest hier.
Deine Pflichten zu erfüllen
Wie man wußt nach Gotteswillen
Das war feste Regel dir;
Nimmer wichest du von ihr,
Man sah dich nicht gleich vielen
An Wochentagen spielen;
Früh und spät warst du bereit,
Zu benutzen jede Zeit.
Was du sagtest, darauf bauen
konnte man und fest vertrauen
Du hieltest nach Akkord;
Treulich dein gegebenes Wort,
Nüchtern war dein Leben
Um so größer dein Bestreben
Zu bestehen ehrlich treu
Ohne jede Heuchelei.

Zeichensetzung und Rechtschreibung sind nach dem Original wiedergegeben.

Welcher Ehemann wagt es zu glauben, daß seine bessere Hälfte ihm dereinst einen ähnlichen Nekrolog widmen würde!

Fritz Klose.

Der Strandhafer bei Heinrichswalde

Allgemein bekannt ist es von den Wanderdünen an der hinterpommerschen und ostpreußischen Küste, daß sie Wälder, Aecker und ganze Ortschaften vernichtet haben oder noch ständig mit dem Untergang bedrohen. Weniger bekannt sein dürfte, daß im pommerschen Binnenlande, im Kreise Ueckermünde, einzelne Landstriche, ja eine ganze Ortschaft durch wandernden Dünensand vor mehr als hundert Jahren von der vollständigen Versandung bedroht waren. Wenn man von Rothemühl aus nach Heinrichswalde hineinwandert, so glaubt man nach Ahlbeck oder Heringsdorf versetzt zu sein; denn auf beiden Seiten des Weges bis in die Ortschaft hinein sind große Flächen mit Strandhafer bedeckt. Und dieser Strandhafer erzählt uns ein höchst trauriges Kapitel aus der Geschichte dieser Ortschaft, deren Bewohner über 50 Jahre gegen den bösen Feind, den Flugsand, kämpften, ehe es gelang, ihn zu bändigen.

Als man vor 200 Jahren, um 1730, anfing, auch die südwestliche Ecke des Ueckermünder Kreises am Galenbecker See und an der mecklenburgischen Grenze zu kolonisieren, da wußte man nicht, daß auf reinen Dünensand gebaut wurde, den nur eine dünne Humusschicht verdeckte. Es entstand zunächst das Vorwerk Mückenhorst, bei dem man etwas später 6 Bauern, 6 Halbbauern und 18 Kossäten ansiedelte. Die Kolonie erhielt 1737 den Namen Heinrichswalde. Nach der Abholzung und Entwässerung trocknete der Boden aus; die Humusdecke brach an einzelnen Stellen, und der darunter liegende Dünensand, ein Rest des Meeres, das nach der Eiszeit bis an den südlichen Höhenzug der pommerschen, märkischen, mecklenburgischen Grenze reichte, wurde lebendig und fing an zu wandern. Da sich kein Pächter für das Vorwerk mehr fand, wurde sein Acker so unter die Kolonisten verteilt, daß ein Dorf mit 30 Vollbauern und einem Müller entstand.

Zuerst wurde die drohende Vernichtung wohl nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt. Die preußische Domänenkammer machte später den Bauern den Vorwurf, sie hätten durch ungenügende Düngung den Austrocknungsprozeß herbeigeführt bzw. beschleunigt. Die Bauern wandten mit Recht ein, daß der ihnen übereignete schon minderwertige Boden eine genügende Viehhaltung nicht gestattet hätte und die fortschreitende Versandung eine immer größere Einschränkung des Viehstandes bedingte. Im Jahre 1784 mußten ungefähr 500 Morgen als unbrauchbar an die Rothemühler Forst zurückgegeben werden; 1800 waren schon über 1100 Morgen von den 1400 Morgen des gesamten Ackerlandes vollständig versandet, und immer neue Bruchstellen zeigten sich, die sich zuerst hauptsächlich nördlich des Dorfes bildeten, dann aber auch südlich des Dorfes auf dem Mühlenfeld auftraten. Die westlichen Winde, die über die weite Fläche des Galenbecker Sees und der Friedländer Wiesen ungehindert ihre Kräfte entfalten konnten, trieben den Sand immer weiter nach Osten und Norden und bedrohten das Vorwerk Mühlenhof und die Rothemühler Forst.

Im Jahre 1805 endlich, als die Notschreie der Gemeinde immer dringender erschallten, wurden die ersten energischen aber unzweckmäßigen Abwehrmaßregeln getroffen. Man zog quer zur Haupt-Windrichtung Reihen von geflochtenen Zäunen, sogenannte Coupier-Zäune, die aber schon nach kurzer Zeit vollständig im Sande verschwunden waren. Und dann kam man 15 Jahre lang über bürokratische Erwägungen, Besichtigungen, Vorschläge und Kostenberechnungen nicht

hinaus. Unbekümmert darum dehnte der Flugsand seine Herrschaft immer weiter aus, und die Not der Gemeinde stieg von Jahr zu Jahr. Wie ratlos man der Naturkatastrophe gegenüberstand, zeigen die getroffenen Maßnahmen bzw. die Vorschläge, die hier nur kurz aufgezählt werden können.

Ein Teil der versandeten Fläche wurde mit Strauchwerk bedeckt und Kiefernsamen eingestreut, doch der Sand begrub alles. Der Nachbar von Heinrichswalde, der märkische Rittergutsbesitzer v. Arnim auf Neuensund, machte dem Staate 1812 den Vorschlag, das Oedland zu kaufen und auf eigene Kosten aufzuforsten. Der Staat war nicht abgeneigt, aber ein Entrüstungssturm der Gemeinde vereitelte den Plan, wäre doch dann der Rest der Feldmark von dem Rittergute fast umklammert und die Bauern diesem hörig geworden. 1814 wollte dann der Staat das versandete Gebiet enteignen und aus den Vollbauern Büdner machen, die sich neben der Landarbeit noch andere Arbeit suchen sollten. 1815 machte man den Vorschlag, das ganze Dorf oder wenigstens die Hälfte der Bauern auszusiedeln. Zu diesem Zwecke wollte man 300 Morgen Forst an der Landstraße von Rothemühl nach Strasburg ausroden. Die Gemeinde Heinrichswalde war nicht abgeneigt; der Plan scheiterte aber an dem berechtigten Widerstande der Forst und dem Einspruch der Rothemühler Gemeinde.

Um sich Ackerland zu schaffen, begannen die Bauern ihre Wiesen und Hütungen umzupflügen. Aber hier lag unter der dünnen Grasnarbe der Dünensand. Nach wenigen Jahren hatte man statt Wiesen und Aecker dürren Sandboden. Wie groß die Not der Gemeinde inzwischen geworden war, dafür nur zwei Beispiele: „und Gott weiß es, mancher unter uns hat in geraumer Zeit keinen Bissen Brot mehr im Hause gehabt". Oberpräsident v. Sack schreibt am 24. April 1819: „Meine letzte Reise nach Neuvorpommern habe ich über Ferdinandshof genommen, um mit Zuziehung des Herrn Landrats Kraft und des Herrn Oberförsters Müskate die Grundstücke der 30 Bauern in Heinrichswalde selbst zu sehen und an Ort und Stelle mit diesen Männern zu prüfen, wie diesen unglücklichen Menschen zu helfen sein möchte. Ich habe hierbei die Lage dieser Menschen weit trauriger gefunden, als ich erwartet habe." Aber auch er konnte nicht gleich helfen. Auf eine abermalige Eingabe der Gemeinde konnte er sie 1820 nur vertrösten: „Die Erhebungen sind noch nicht zu Ende, folglich möge die Gemeinde noch warten."

Inzwischen aber hatte die Gemeinde selber Hilfe gefunden. Schon 1812 hatte der Oberförster Meißner (Rothemühl) aus Swinemünde Strandhafersamen bezogen und die gefährlichsten Stellen damit besäen lassen. Die Domänenkammer stand diesem Versuch skeptisch gegenüber und betrachtete ihn als Ausfluß des beschränkten Untertanenverstandes. Aber da sich das Mittel bewährte, wurde der versandete Teil allmählich ganz mit Strandhafer bepflanzt und später aufgeforstet. Die Gemeinde behielt dieses Stück (Heinrichswalder Tanger). Durch zweckmäßige Melioration des dabei gelegenen Bruches wurde dann neues Ackerland geschaffen.

Als die staatlichen Behörden den Erfolg mit dem Strandhafer sahen, wurde schon 1821 angeordnet, auch die Sandschollen bei Sandkrug, Sandförde und Neuwarp, wo sich dieselben Erscheinungen wie bei Heinrichswalde, wenn auch nicht in diesem Ausmaße, zeigten, mit Strandhafer einzudecken. Der Strandhafer von Heinrichswalde, das heute wieder ein blühendes Gemeinwesen ist, erzählt aber nicht nur von der Not, sondern auch vom harten Behauptungswillen, von der Liebe zur Scholle und vom pommerschen Bauerntrotz. Otto Bruchwitz.

Die Kreuzeiche in der Rothemühler Forst

Hinter der hochgelegenen Försterei Nettelgrund an der großen Landstraße, die Pasewalk und Friedland miteinander verbindet und zum Teil durch herrliche Eichen- und Buchenwaldungen führt, stand einst eine alte knorrige Eiche, in deren Borke ein ziemlich großes und breites Kreuz eingeschnitten war. Es mußte unwillkürlich jedem Wanderer in die Augen fallen. Dieses Kreuz war ein Erinnerungszeichen an den deutsch-französischen Krieg 1870/71. Mit diesem Zeichen hatte es folgende Bewandtnis:

Ein braver Landwehrmann aus dem schon in der Uckermark gelegenen Gute Neuensund hatte den Krieg 1870/71 gegen Frankreich mitgemacht. In so mancher Schlacht hatte er tapfer mitgekämpft und oft dem Tode ins Auge geschaut. Unversehrt war er heimgekehrt und wollte sich jetzt in seine Heimat zurückbegeben, um seiner friedlichen Beschäftigung nachzugehen. Nach zweistündiger Fußwanderung von Pasewalk aus langte er in der Rothemühler Forst an. Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Kein Lüftchen fächelte dem Wanderer Kühlung zu. Daher begrüßte er mit Freuden den schattigen Wald. Ermattet legte er sich unter einer Eiche im hohen Grase zur erquickenden Ruhe nieder. In den lichtesten Farben malte er sich das Wiedersehen mit seinem Mütterlein, seinem Weibe und seiner Kinderschar aus, die er alle in einer Stunde nach langer Trennung wieder begrüßen sollte.

Doch die Vorsehung wollte es anders. Während sich der Krieger seinen genußreichen Träumen hingab, löste sich plötzlich ein starker Ast vom Baum, fiel zu Boden und traf den Ruhenden mit solcher Wucht, daß er sofort tot war. Noch an demselben Tage wurde der Leichnam gefunden. Und als Toter hielt der Landwehrmann, der am Morgen lebensfroh mit vielen Hoffnungen seine Heimreise angetreten hatte, seinen Einzug in sein Haus. Im Kugelregen der Schlacht war er mit dem Leben davongekommen, um im heimatlichen Walde durch einen unglücklichen Zufall sein Leben einzubüßen.

Aus Pietät gegen den so jäh aus dem Leben gerissenen Heimkehrsoldaten haben seine Freunde in jene Eiche das Kreuz geschnitzt. Ueber 50 Jahre hat die Eiche, die im Volksmunde unter dem Namen „Kreuzeiche" bekannt gewesen ist, mit dem eigenartigen Erinnerungszeichen gestanden. Im Winter 1927/28 ist sie gefällt worden. In der Erinnerung der Einheimischen aber wird das sonderbare Ereignis in der Rothemühler Forst noch lange fortleben. Fritz Klose.

Buchbesprechungen

Die Ueckermünder Heide. Eine wirtschaftsgeographische Studie. Mit Karten, Diagrammen und Lichtbildern. Von Dr. Erich Leddin, Greifswald 1933. Hans Adler. 246 Seiten. Brosch. 8,50 RM.

Wenn wir von der älteren Literatur über den Kreis Ueckermünde absehen — Brüggemann, Wutstrack, Berghaus — so haben wir drei wertvolle Monographien über das ausgedehnte Heidegebiet im westlichen unteren Oderland. Zunächst hat Seelheim im XII. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald einen umfassenden landeskundlichen Beitrag auf geologisch-wissenschaftlicher Grundlage über das ganze Heidegebiet geliefert. Die Schrift ist auch heute noch lesenswert, wenn auch Leddin in seinem neuen Werke die Forschungsergebnisse seines Vorgängers berücksichtigt. Der frühere Rektor Hanke in Pasewalk — jetzt Kreisschulrat in Treptow a. R. — hat unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges eine größere, recht vielseitige Heimatkunde geschrieben, die heute wohl noch in den meisten Schulen des Kreises von den Lehrern gebraucht wird. Als letztes Werk ist die oben angeführte wirtschaftsgeographische Studie Leddins hervorzuheben, die als Dissertation vorgelegen hat.

Der Verfasser ist selbst als Lehrer in dem Kreise tätig gewesen und ist darum nicht nur ein guter Kenner der landschaftlichen Bodenformationen, sondern hat auch mit unermüdlichem Fleiße ein umfangreiches Zahlen-

material aus den einzelnen wirtschaftlichen Betrieben zusammengetragen. Das tote Zahlenmaterial wird durch Einfügung von Diagrammen und kartographischen Darstellungen anschaulich vor Augen gestellt. Dem Werke sind eine Menge Lichtbilder beigefügt worden, die m. E. ohne Schaden für das ganze Werk hätten z. T. fortbleiben können. Sie haben das Buch unnötig verteuert und besagen im allgemeinen doch recht wenig. Gegenstand der Untersuchung waren für den Verfasser die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Jahren 1924—31. Wenn auch früheres Tatsachenmaterial hier und da vergleichsweise herangezogen ist, so wäre es doch wünschenswert gewesen, daß die vorkriegszeitliche Entwickelung der Industrie noch stärker hervorgetreten wäre. Der dadurch vermehrte Umfang der Schrift hätte durch Wegbleiben mancher Abbildung ausgeglichen werden können.

Bei der gefälligen Darstellung ist das Werk trotz der zahlreichen Tabellen usw. auch für den „Nicht-Wissenschaftler“ lesbar. Leider ist der Preis des Buches etwas hoch, was seiner Verbreitung selbst in dem untersuchten Wirtschaftsgebiet abträglich sein dürfte. Trotzdem wünschen wir der Schrift eine möglichst weite Verbreitung.

Bosse.

„Ein Mann“. Das Leben des Admirals Ludwig v. Schröder. Von Hugo v. Waldeyer-Hartz. 291 Seiten. Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn, A.-G. Preis geh. 5,20 RM., geb. 6,80 RM.

Zeitwenden, die eine völlige Umgestaltung des Bestehenden hervorrufen und alle Kräfte auf die Neuformung konzentrieren, bringen es mit sich, daß das zurückliegende Geschehen einer abgeschlossenen Zeitepoche nicht immer objektiv beurteilt wird. Es scheint auch so, als wenn das große Geschehen in den Jahren des Weltkrieges schnell verblaßt, und ebenso will es mich dünken, daß die hervorragenden Leistungen der voraufgehenden Jahrzehnte unter dem Eindruck des Gegenwärtigen nicht immer gerecht beurteilt werden. Wir stehen den Ereignissen auch wohl noch zu nahe, um unbefangen die wahren Werte von den Scheinwerten zu unterscheiden. Die unbestechliche Geschichtsschreibung wird als höchste Richterin letzten Endes das Urteil fällen. Dankbar können wir aber für jeden Baustein sein, der zu dem zukünftigen Geschichtsbild beitragen wird. Der Tod hat in den letzten Jahren unter den Männern, die in dem voraufgehenden halben Jahrhundert Geschichte gemacht haben, reiche Ernte gehalten. Das Lebenswerk zahlreicher Former und Gestalter liegt daher abgeschlossen vor uns, und wir gewinnen allmählich unter dem zeitlichen Abstand den Blick für die vollbrachten Leistungen.

Der Admiral Ludwig v. Schröder, ein Sohn unserer pommerschen Erde, hat unzweifelhaft zu den markanten Persönlichkeiten gehört, die an dem Aufbau der deutschen Flotte von ihren bescheidenen Anfängen an an hervorragender Stelle mitgearbeitet haben. Sein Aufstieg bis zum Geschwaderchef der Hochseeflotte ist zugleich der Aufstieg der deutschen Seemacht. Das unlängst erschienene Werk aus der Feder des Marineschriftstellers v. Waldeyer-Hartz behandelt das Leben des Admirals immer im Zusammenhange mit dem Ausbau des deutschen Seekriegswesens. Schröder selbst hat Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen; es bleibt aber zu bedauern, daß dieselben nur Bruchstücke darstellen. Jedenfalls hat die vielfache Betätigung des arbeitsfrohen alten Herrn ihn von dieser Aufgabe ferngehalten. Der Verfasser vermeidet in seinem biographischen Werke nicht nur eine strenge chronologische Disposition, sondern stellt auch innere Zusammenhänge in dem Lebenswerk des Admirals fest. Wir begleiten ihn auf seinen Reisen durch alle Ozeane der Erde und werden Zeuge von seinen Leistungen, die er in den verschiedensten Dienstzweigen vollbracht hat. Immer tritt die knorrige Gestalt des alten Seebären plastisch hervor. Vier Abschnitte des Buches sind seiner Tätigkeit als kommandierender Admiral der Flandern-Front gewidmet. Hier hat Ludwig v. Schröder an einer durchaus verantwortlichen Stelle gestanden. Wenn er dadurch auch seiner eigentlichen Aufgabe als hervorragender Seeoffizier entzogen war, so war er doch wohl für diesen Posten wie kein anderer geschaffen. In der Verwendung der zahlreichen Anekdoten, die in Marinekreisen über den „alten Schrott“ in Umlauf waren, hat der Verfasser des Buches sich eine weise Beschränkung auferlegt. So treffend sie auch zuweilen das Bild hervortreten lassen, so ist es doch in einem solchen Werke gewagt, sie in den Vordergrund zu stellen, da nicht immer Dichtung und Wahrheit unterschieden werden können.

Die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig. Alle Flottenfreunde werden es mit Genuß lesen.

Bo.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland.“ Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DA. III. 1215.